This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Des Genies

Malheur und Glück.

Ein Spiegelbild

mit

Land- und Wiener-Figuren

sammt

Reflexen und Reflexionen.

Von

Sebastian Brunner.

Erster Band.

Leipzig,
bei Theodor Thomas.
1843.

Disputa.

Ein dramatiſcher Prolog.

Perſonen.

Zeitgeiſt.
Autor.
Zeitgeiſts Kammerdiener.

(Des Zeitgeiſtes Antichambre.)

Autor (auf- und abgehend).

Was ſoll ich denn hier aus Verzweiflung machen,
Wenn ich ſo furchtbar lange warten muß,
Wenn die Parqueten unter'm Teppich krachen
Und Staub aufwirbelt unter meinem Fuß?
Wie thöricht iſt's in dieſen weiten Räumen
Im Harren auf ein troſtverheißend Wort
Die gold'ne Zeit im Nichtsthun zu verträumen,
Den Schatz vergeuden, daß er fliehet fort!
Doch ſieh', hier gibt's Journale mannigfaltig,
Da kann man leſen bis zur Raſerei,
Da zeigt der Irrthum ſich ſo vielgeſtaltig,
Wie eines Fieberkranken Phantaſei;
Da gibt es Bücher blau und grün und röthlich,
Wo auch der Inhalt alle Farben ſpielt,
Die Mehrzahl iſt voll Giftes, ſüß und tödtlich,
Aus wenigen der Born der Wahrheit quillt.

Da iſt ein Tintenfaß, mein Freudenbecher,
Ich ſchlürf' aus ihm, und künd' mein Wohl und Weh;
Das Tintenfaß, das hat gar viele Zecher,
Denn es berauſcht die Welt, ſo wie ich ſeh'.
Man ſieht ſo manchen Narren daraus trinken,
Der ſeine Trunkenheit nennt Dichterſchwung,
Und ſollt' er taumelnd auch zu Boden ſinken,
So lallt er: das iſt heilige Begeiſterung.
O Tintenfaß, du biſt die Zornesſchale,
Weil Menſchenbosheit dich in Gift verkehrt,
So daß das Auge von dem Sonnenſtrahle
Der Wahrheit wird in dunkle Nacht gekehrt.

(ſetzt ſich an einen Tiſch, und fängt an zu ſchreiben)

So iſt es gut, denn leicht iſt's dem, zu warten,
Der hauszuhalten mit der Zeit verſteht;
Welch' eine Luſt, wenn man im Blumengarten
Des eig'nen Denkens auf- und niedergeht;
Welch' eine Luſt, die Ausſicht zu beſteigen,
Von der man in ein beſſ'res Leben ſieht,
Und Andern freudig auf den Tag zu zeigen,
Deß Morgenroth in unſ're Nächte glüht.
Der Zeitgeiſt aber findet kein Behagen,
Wenn man die Seinen ihrer Zeit entrückt,
Die er im Traum von ihren Wandertagen
Mit ſeiner Charlatanerie beglückt.
Da kam ich nun, mit dieſem Herrn zu handeln,
Ein wenig will ich ihm gefällig ſein,
Doch ſeine Wege will ich nimmer wandeln,
Die führten mich in's leere Nichts hinein.
Und Nichts und Was, das iſt die große Frage,
Die ſich der Prinz Hamlet hat aufgeſtellt;

Das Sein und Nichtſein iſt die Qual und Plage,
Die viel Hamlete jetzt umfangen hält.
Ich ſage Sein und Nichtſein ruft der Zeitgeiſt,
Der ſtatt dem Leiden lieber will Vergeh'n;
Er iſt Eſſenz nur von dem böſen Leutgeiſt,
Und will das Licht des Seins durchaus nicht ſeh'n.
Und Sein iſt Wahrheit, Lüge iſt das Nichtſein,
Das End' der Tage wird das End' vom Streit,
Was nützet denn: das auf die Lüg' erpicht ſein,
Was ſoll es helfen euch, ihr lieben Leut'?
Ihr ſcheut euch vor der Kapuzinerpredigt,
Doch vor dem Teufel habt ihr keine Scheu;
Ihr habt ihm ja ſein Nichtſein ſchon erledigt,
Und ſeid ihm doch vom ganzen Herzen treu.
Und Gott, den wollt ihr euch erſt ſelber ſchaffen,
Das, meint ihr, geht ſo leicht und iſt bequem;
Was ſteht ihr denn, und wartet wie die Affen,
Vor Schelling's neuem Göttertheorem?
Ich hab' Reſpekt vor dieſer Herren Wiſſen,
Was nützt es aber, wenn es nicht gewiß?
Des Himmels Blau hat keiner noch zerriſſen,
Der blauen Dunſt von dem Katheder blies.
O nennt mich deßhalb keinen Feind der Wahrheit,
Ich klag' nur über die, die's nicht verſteh'n,
Dahinzuwandeln in des Lichtes Klarheit,
Und die in's Labyrinth des Irrthums geh'n.
Die ſich in's Schneckenhaus des eig'nen Seins verbergen,
Und ſelber ſich zu Göttern ſchaffen um;

So werden ſie zu ihren eig'nen Schergen,
Zu Schändern an des Geiſtes Heiligthum.
Sie ſchmähen auf die Weisheit ihrer Väter,
Und wollen nicht das Wort, von Gott geſandt;
Sie brauchen keinen Heiland, keinen Retter,
Und machen mit der Hölle ſich verwandt.
Und was die Herrn auf dem Katheder ſagen,
Das ſäumen dann die treuen Schüler nicht,
In populäre Münzen auszuſchlagen,
Auf daß es komm' zu Jedermann's Geſicht;
Romane künden an die Fleiſchesfreiheit,
Und heben hoch das Leben der Natur,
Bis daß es mit dem Geiſt wird Einerleiheit,
So blenden ſie die geiſt'ge Creatur.
Die Fleiſchesluſt iſt leichtlich zu beſingen,
Es zündet ſchnell das ausgedorrte Stroh,
So ſchlägt die Luſt und ihre Flammenſchwingen
Um den verlaſſ'nen Geiſt bald lichterloh;
Er brennt und brennt und kann ſich nicht verzehren,
Die Luſt ſchlägt um in Schmerz und Höllenqual,
Die Wahrheit will ihm keine Ruh' gewähren,
So wird des Irrthums Fluch zur freien Wahl.

Doch ſieh', jetzt hab' ich ganz und gar vergeſſen
Das Antrittswort, was ich mir ausgedacht,
Was liegt daran, nur kühn und recht vermeſſen,
Da es der Zeitgeiſt ſelbſt nicht anders macht!
Ich kann ſchon reden, hab' ein gut Gewiſſen,
Ein freies Herz und einen off'nen Sinn,
Und ſollt' es auch den alten Kerl verdrießen,
Was liegt daran, da ich ſein Knecht nicht bin?

Wozu ſo zümpferlich und ſo beſcheiden?
Wer Wahrheit ſpricht, der hat auch wahren Muth,
Wozu das Künſteln und das Wortbeſchneiden,
Was gut iſt, bleibt in allen Formen gut.

(Der Kammerdiener erſcheint.)

Kammerdiener.

Wenn es gefällig iſt, hineinzukommen,
Mein Herr liegt auf dem Divan hingeſtreckt,
Es iſt der Kopf ihm etwas eingenommen,
Auch iſt die Zunge ſchauerlich belegt.
Doch nimmt's nicht Wunder, wenn man thut bedenken,
Was für ein luſtig Leben als er führt;
Des Abends poltert er in allen Schenken,
Und Morgens drauf wird ſtets philoſophirt.
Daher kommt's nun, daß er iſt meiſt beſoffen,
Für das, was er da thut, ſucht er ein Recht;
D'rum ſagt' ich ihm ſchon oftmals frei und offen:
„Eu'r Gnaden macht das Speculir'n ſo ſchlecht.“
Philoſophie, die muß man nüchtern treiben,
Und nicht im Rauſche, denn da iſt man dumm;
In heil'ger Satzung muß das Leben bleiben,
Sonſt ſpricht man Unſinn im Delirium.
Jedoch was nützet auch das ganze Reden,
Man meint es gut, und es iſt nicht erkannt;
Was ſoll's der Fliege in den Spinnenfäden,
Wenn ſie im Zorne losſummt auf die Hand,
Die ſie befreien will aus den Gefahren,
In die ſie ſelber iſt hineingerannt,
Sie wird zu ſpät ihr traurig Loos gewahren,
Das ihr die dicke Spinne zuerkannt.

Autor.

Ihr ſteht auf gutem Fuß mit eurem Herren,
Wird er nicht raſend, wüthend oder toll,
Wenn ihr in Einfalt wollet ihn belehren,
Was er da thun, und was er meiden ſoll?

Diener.

Ich bin gar lang bei ihm, und heiß': Gewiſſen,
Er hätt' mich gerne ſchon davon gejagt;
Denn ohne mich könnt' er ſo recht genießen,
Ich rede oft, auch wenn er mich nicht fragt.
(Beide ab.)

Der Salon des Zeitgeiſtes, Spiegelwände, prachtvolle Meubles u. ſ. w. Der Zeitgeiſt erhebt ſich von ſeinem Divan, ſieht etwas bleich und ſchmachtend aus (gemeine Leute nennen es liederlich), ſeine Kleidung beſteht aus einem geſtickten Schlafrock und dergleichen Sammtmütze.

Zeitgeiſt.

Mein Leben, das iſt fürchterlich zerriſſen,
Ich finde keine Ruh' und keine Raſt,
Mir eckelt vor'm Erwerben und Genießen,
Mir iſt, als wär' ich ſelber mir zur Laſt;
Die Induſtrie, die hab' ich ſehr gepfleget,
Und hab' es auch damit recht weit gebracht,
Hab' große Summen mir zurückgeleget,
Mich etablirt geſchmackvoll und mit Pracht;
Verſteh' mich ſehr auf's comfortable Leben,
Salonluft iſt mein wahres Element,
Dem Frauendienſt hab' ich mich hingegeben,
Der Herreneid, der hat mein Glück gekrönt.
Jetzt möcht' ich gern Philoſophie betreiben,
Doch muß ſie neu und comfortabel ſein;

Der Zeitgeiſt kann doch nicht zurückebleiben,
Wenn alle Zungen: »Weiter vorwärts!« ſchrei'n.
Beſuch' auch Schenken, Kneipen und dergleichen,
Studir' die Menſchheit dorten, was ſie macht,
Und trink' auch mit zum freundſchaftlichen Zeichen,
Das hat mir Popularität gebracht.
Mein Leben doch ſind Univerſitäten,
Da hab' ich Freunde über alles Maß,
Die wiſſen meine Sache zu vertreten,
Sie machen derben Witz und vielen Spaß.
Da gibt's Syſteme für das flotte Leben,
Man ſpricht von Tugend ohne einen Gott,
Der Menſchentropf ſoll ſelbſt den Lohn ſich geben,
Für der Entſagung Qual und bitt're Noth.
Mir läuft's bisweilen eiskalt über'n Rücken,
Wenn ich das Ding im Ernſte mir beſchau',
Wie weit die Wiſſenſchaft mit den Intriguen
Noch kommen mag, da wird mir grün und blau;
Denn aller Teufel wird auf mich geladen,
Ich bin im Grunde doch nicht gar ſo ſchlecht,
Die Leute ſagen oft: Ich ſtifte Schaden,
Gewiſſermaßen haben ſie auch Recht.
Ich bin der Spiegel nur von ihrem Leben,
Der ihre Thaten treu zurückeſtrahlt;
Wär' mir ein and'rer Gegenſtand gegeben,
So hätt' ich auch ein and'res Bild gemalt;
Doch horch', jetzt höre ich den Autor kommen,
Von dem zuvor mein Kammerdiener ſprach —

(Während der letzten Worte tritt der Autor mit dem Kammerdiener ein).

Autor.

Pardon, daß ich die Freiheit mir genommen,
Und Euch im Speculiren unterbrach.
Ich will nur eine kleine Frage ſtellen,
Und Euch bei irgend Was zu Rathe zieh'n.

Zeitgeiſt (zum Kammerdiener).

Du Freund kannſt unterdeſſen dich empfehlen,
Und dich im Hauſe anderswo bemüh'n.

Kammerdiener.

Ich will die Zeitungen in Ordnung bringen,
Und auch allhier die Krebſe ſcheiden aus*).
(ſtille zum Autor)
Ich kann die Wahrheit ihn zu ſprechen zwingen,
Darum brächte er ſo gerne mich hinaus,
Doch das geſchieht nicht, hab' mir's vorgenommen,
Verderb' ihm manchmal ſeinen letzten Zug,
Wenn ich bin ſeinen Weg die Quer gekommen,
Und unverhofft auf's Lügenmaul ihn ſchlug.
(geht zu dem Tiſche, und macht ſich mit Ordnen der Papiere zu ſchaffen.)

Autor.

Das Leben eines Menſchen, den ich kannte,
Und den die Zeit um's Erdenglück gebracht,
Doch, der am Ende ſich nach oben wandte
Aus ſeines Irrthums ſchaudervoller Nacht,
Das will ich ſchreiben, doch zuvor euch fragen
Um guten Rath, wie man ſo Was beginnt,
Daß dann dies Buch in ſeinen Wandertagen
Als eine Warnung manchem Pilger dient.

*) So werden jene Bücher genannt, die man ungekauft zurückſendet.

Zeitgeist.

Es ist nicht gut, viel Wesens da zu machen,
Bekehrungen, die liebet man nicht sehr,
Man schaukelt lieber in der Freude Nachen
Hinab in's unbekannte Todesmeer;
D'rum singet lieber frohe Reiselieder,
Und zeigt den Pilgern auf die Ufer hin,
Wo Blütenschnee wallt auf die Erde nieder,
Und gold'ne Früchte in dem Laube glüh'n.
Wo Nachtigallen auf der Freude Schwingen
Sich wiegen in dem Riesendom der Luft;
So ein Gedusel wird euch Leser bringen,
Die Poesie behaget jedem Schuft.
Doch Ernst und Wahrheit will man nicht vertragen,
Weil man im Leben nimmer d'ran gewohnt,
(mit einem Blick auf den Kammerdiener)
Mir thut es leid, daß ich es Euch muß sagen,
Und lieber hätt' ich Euch damit verschont.
Man hört jetzt gerne von Moral salbadern,
Jedoch vom Dogma haltet man sich fern;
Es strömen d'rauf des Witzes volle Adern,
Der Teufel weiß: das Dogma ist der Kern.
Das ist der Grund; ist der erst eingefallen,
Dann stellt sich Leib und Seele käuflich dar,
Dann zeigt die Menschheit sich in Bazarhallen,
Und wird der Lüste eckle Sklavenschar;
Die Einen läugnen Gott in schnödem Hohne,
Weil Jeder selber meint ein Gott zu sein,
Die Andern heben ihn vom Richterthrone,
Und hüllen süßlich ihn in Liebe ein.
Jedoch er lebt, und kommet einst zu richten,

Ich muß es künden, wenn ich auch nicht will,
Er wird den Weizen von dem Unkraut ſichten,
Das iſt der Menſchheit, der Geſchichte Ziel.

Autor.

Doch ſagt, wie kommt es, daß Ihr ſo thut ſprechen,
Da Ihr doch gar nichts auf die Satzung hält;
So werdet ihr Euch ſelbſt den Stab zerbrechen,
Das Urtheil fällen, was Euch wird gefällt?

Zeitgeiſt.

Ich lüge nicht, ich lebe nur im Scheinen,
Ich bin des Zeitenbildes Wiederſtrahl,
Und wie die Spiegel zeigen oft den Einen,
So zeige ich der Menſchen größte Zahl,
Ich höre auf, ſo wie die Zeit vergangen;
Die Einen aber, deren Bild ich war,
Die ſind es, über die der Fluch verhangen,
Die ſelbſtbewußten Feinde vom Altar.

Autor.

Wie könnt Ihr jetzt ſo gänzlich anders ſprechen,
Als in den Blättern, die Ihr redigirt,
Es bleibt vergeblich all' mein Kopfzerbrechen,
Wenn Ihr dies Räthſel ſelber nicht entwirrt.

Zeitgeiſt.

Es iſt ein buntes Farbenſpiel mir eigen,
Und ſingen kann ich Euch in jedem Ton,
Soll ich in einem Bild mein Weſen zeigen,
So wär' es jenes vom Chamäleon.
O glaubt' es mir, auch Wahrheit kann ich
reden,

Wenn ich den finde, der sie hören will,
Ich zeig' ihm offen die verborg'nen Fäden
Vom eigenen Marionettenspiel.
Jedoch die Welt, die will sich selbst belügen,
Sie bleibet gern vor der Cortine steh'n,
Läßt sich von lumpigen Gedanken trügen,
Wenn sie nur kann der Sprache Flitter seh'n.
Wer aber seinen Blick nach Oben wendet,
Deß Auge kräftiget sich wunderbar;
Ihm wird ein Strahl von Gottes Licht gesendet,
Der macht das Weben seiner Zeit ihm klar.
Ich hab' die Macht nicht mehr, ihn zu bethören,
Er hält sich von des Trugs Adepten fern,
Und will sich gegen ihn die Finsterniß empören,
Sie schreckt ihn nicht, ihm glänzt ein gold'ner Stern.

Autor.

Ich bin recht froh, daß es sich so verhaltet,
Und will, Euch ehrend, Weihrauchkörner streu'n,
Eh' meine Glut des Dankes ist erkaltet;
Doch soll mich noch ein guter Rath erfreu'n!
Ich will auch Euer Gutes nicht verkennen,
Das im Geschmack besteht und äußern Glanz;
Denn thöricht wäre ja der Mensch zu nennen,
Der das verläugnen wollte gar und ganz.
Gebt mir die Form nun, die ich soll gebrauchen,
Auf daß sie Euren Jüngern wohlgefällt,
Den Geist versuch' ich selbst hinein zu hauchen,
So wie ich ihn erlangt vom Herrn der Welt,
Den ich erkannt, von dem ich nicht will weichen,
Und dessen Wort ich ewig bleibe treu;

So ſink' ich nimmer unter Höllenſtreichen,
Denn ſeine Freiheit, die macht ewig frei.

Zeitgeiſt.

Die Sprache nehmt, und ſucht ſie wohl zu kneten,
Als wie den Teig in eine jede Form,
Und ſchlingt das Wort, gleich zarten Blumenketten,
Nach alter Kunſt nnd neuerfund'ner Norm.
Die Menſchen ſchildert ſo, wie ſie ſich zeigen,
Die Irrenden ſind nimmer durchaus ſchlecht,
Auch böſen Menſchen iſt was Gutes eigen,
Und Ungerechte handeln manchmal recht.
Der Irrende hat oftmals klare Blicke,
Wenn ſich der gute Geiſt in ihm geregt;
Es iſt nicht billig, daß man da mit Tücke
Das Alles, was er redet, niederſchlägt.
Citirt bisweilen dieſen oder jenen,
Am öfteſten citirt den eignen Geiſt,
Ein ſchlechter Reiter hält ſich an den Mähnen,
Wodurch er wenig eig'ne Kunſt beweiſ't.
Ich haſſ' die Werke, wo ſich die Citaten
Wie Eisgebirge haben aufgehäuft,
Und wo der Text als wie ein dünner Schatten
Ganz matt und kränklich oben d'rüber ſtreift.
Auch ſollt ihr nimmer den Humor vergeſſen,
Er ſei des Geiſtes Luſt, ſein frohes Spiel,
Zudem iſt er des Deutſchen Lieblingseſſen,
Nehmt aber des Gewürzes nicht zu viel.

Autor.

Ein wenig haltet ein mit Eurer Lehre,
Ich hör' ſie gern, doch nicht vor'm Publikum,

Und bin der Meinung, daß es beſſer wäre,
Wir ſäh'n uns um ein and'res Zimmer um.
Sonſt geb' ich meinen Vortheil aus den Händen,
Und ſchärfe ſelbſt das Meſſer der Kritik;
Wir wollen im Verborgenen vollenden
Das hier im Off'nen angefang'ne Stück.

Zeitgeiſt (im Abgehen zum Autor).

Ihr müßt Euch alles Zeitlichen entringen,
Denn wer nach Wahrem und nach Rechtem ſtrebt,
Der muß ſich über Schimpf und Lob erſchwingen,
Wenn ihm der Friede nur im Herzen lebt.

Kammerdiener.

So mein' ich's auch, denn ewig lebt der Frieden,
Im Sterben freut ſich Keiner mehr am Ruhm,
Ein and'res Urtheil iſt ihm dort beſchieden,
An ſeiner Pforte vor dem Heiligthum.
Was er für ſich gethan, das wird vergehen,
Was er für Gott gethan, das bleibt allein;
O möchtet ihr die wahre Grenze ſehen,
Den rechten Maßſtab zwiſchen Sein und Schein;
Das ſuch' ich bei euch Allen zu erſtreben,
Wenn ihr mich höret, werdet Ihr auch leben!

Erſtes Kapitel.

Enthält eine Art Vorrede, kann daher auch ohne Strafe überſchlagen werden.

Er modert vergeſſen, wie er armſelig lebte, und wenn ich Ihnen nichts von ihm erzählt hätte, wüßten Sie auch nichts von ihm.

Karl von Holtei (Briefe).

Wozu Prologe oder Vorworte, da ſie ohnehin ſehr ſelten geleſen werden? Iſt es denn auch der Mühe werth, daß man, um einer ſchlechten Nachrede zu entgehen, eine vielleicht noch ſchlechtere Vorrede macht? Ein prologiſirender Autor iſt einem alten Ritter gleich, der ſeinen Sohn mit Panzer und Schild, Helm und Schienen wohl verſieht, eh' er ihn hinausſendet in den heißen Kampf (obwohl das Gleichniß darin hinkt, daß viele Bücher unbeachtet und unangefochten über die Bühne der Leipzigermeſſe hinauf- und hinabſteigen) — oder auch einer eitlen Mutter, welche auf ihr Töchterlein nicht genug Bänder und Schleifen hängen kann, wenn ſie Gäſte erwartet. Will nun ein Autor weder dieſer noch jenem gleichen, d. h. will er ganz unvergleichlich ſein, ſo kann er auf beliebige Weiſe mitten in ſeiner Erzählung anfangen, und z. B.

ſagen: Es heulte der Sturm, und die Fenſterſcheiben des warmen Gemaches, in welchem der Förſter ſaß, waren geziert mit eiſigen Blumen u. ſ. w. oder: Die unheimliche Nacht hatte ihren feuchten Mantel über die Erde gebreitet u. ſ. w. oder: Es war einer jener Octobertage, wo man zu London oder auch irgendwo anders den Nebel mit Hackmeſſern zerſchneiden könnte u. ſ. w.

Ohne nun im mindeſten ſagen zu wollen, daß es gefehlt ſei, auf ähnliche Weiſe eine Erzählung zu beginnen, ſoll hier vielmehr eine Entſchuldigung Statt finden, warum die gegenwärtige auf eine andere Art anfängt.

Der Maler Froſch iſt kein Sohn des Nebels, ſondern der Sohn eines ehrbaren Schreiners, er hat wirklich zu Wien gelebt und gemalt, und die Hauptbegebenheiten ſeiner Geſchichte ſind Thatſachen, ſeine Gemälde ſind noch zu ſehen, Kenner halten ſie für Meiſterwerke. Er war (unter ſeinem echten Namen) mehreren der größten Künſtler Wiens bekannt. Sein Biograph, der ihn ebenfalls kannte, folgte mit Vergnügen der Aufforderung einiger Freunde, die ihn angingen, er ſolle auf das Grab des Malers den Dornenſtrauch ſeines vorübergegangenen Lebens, der mit wenigen Alpenröslein der Freude durchflochten war (wie eine verdorrte Roſe von Jericho zum neuen Aufblüh'n) hinpflanzen.

Viele Worte des Malers ſind nicht gedichtet, ſondern die Ohren, die Sparbüchſenlöcher des Ge-

dächtniſſes, haben ſie der Zukunft aufbewahrt, ohne daß es dabei gerade nöthig war, ſich den Kopf zu zerbrechen, wie man eine irdene Sparbüchſe zerbricht, wenn man den metalliſchen Inhalt derſelben zu Tage fördern will.

Daß in der Erzählung Scherz und Ernſt mit einander wechſeln, daß bald Thorheiten berichtet werden, bald wieder über die wichtigſten Angelegenheiten des Lebens geſprochen wird, kann nicht auffallen, da es in der Wirklichkeit auf eine gleiche Weiſe ſich findet; übrigens kann auch der ſtrahlende Demant der Wahrheit nichts an ſeinem Werthe verlieren, wenn man ihm auch als ſchmutzige Bleifolie die menſchliche Thorheit unterlegt.

Dieſes Buch iſt demnach, wie jede Art Lebensbeſchreibung, ein tragbarer Grabſtein, und bleibt ein ſolcher, ob auch das Laubdach der Dichtung oder demſelben ſich wölbe, ob auch phantaſtiſche Blümlein an dem Sockel aufſproßen und Kräuter arabeskenartig ſich hervorkrümmen — dem Leſer iſt es leicht, die Blumen, Blätter und Zweige auseinander zu biegen, um die Lapidarinſchrift des Wahren, welche auch in ſein Leben ein: »Steh' Wanderer, und denke nach,« hineinrufen ſoll, zu erkennen.

Sollte aber der Leſer bei dem einen oder dem anderen, oder auch bei mehreren Kapiteln, ſich der wenigen Kurzweil wegen unbehaglich fühlen, ſo möge er des größten und genialſten Wortes gedenken, welches je aus einer Novelliſtenfeder floß, des Wortes

vom Seemanne Marryat aus seiner: „Olla podrida," welches mit goldenen Buchstaben geschrieben zu werden verdient, und lautet: »Wenn das Publikum wüßte, wie langweilig es ist, eine Novelle zu schreiben, so würde es sich nicht über die Langweile wundern, die es bei'm Lesen einer Novelle empfindet.«

Zweites Kapitel.

Wie Max Püffe bekommt und zu denken anfängt. Wie er auf Hobelſpänen ſchläft und die Hobelſpäne ausgelegt werden.

Cogito, ergo sum!
Renatus Cartesius.

Jean Paul ſpricht in ſeinen zerriſſenen und von ſeinem Biographen geſammelten und zuſammengeklebten Blättern öfters von jenem Momente, wo er als Kind angefangen habe, ſich auf dunkle Weiſe ſeines Daſeins bewußt zu werden. Auch in ſeinem Titan führt er die nämliche Idee mit den Worten an: »Zuweilen wird ein kindlicher Tag auf einmal durch ein helleres Aufblicken des Bewußtſeins verewigt.«

Dieſer Strahl des erſten Gedankens an ſich, hat bei manchen Menſchen eine ſolche Lichtkraft, daß er oft in ſpäte Jahre hineinleuchtet, ja ſogar noch im Gedächtniſſe des Greiſes haften bleibt. Dies Sichſelberdenken möge nun auch den Markſtein bilden, von welchem aus die Laufbahn unſers Helden beginnt. Freilich ſind wir jetzt ſehr in der Enge — denn wir haben hier etwas von einem Bewußtſein geſprochen, welches nicht der geiſtige Gedanke als immanente Offenbarung des geiſtigen Seins iſt, welches alſo nicht das

Bewußtſein des Motto's, alſo auch nicht jenes des Carteſius iſt; aber wer wird auch Alles ſo haben wollen, wie es Carteſius gewollt hat? Wer wird die Schwachheit haben, ſich an ein Paar Worte zu binden, welche für den größeren Theil der Menſchheit zu verworren ſind, als daß er ſelbe einer eigenen Betrachtung werth hielte.

Fahren wir alſo fort, kümmern wir uns nicht weiter um das, was hinter uns liegt, und gehen wir in ein Städtchen im Vorarlbergiſchen, mit Namen Feldkirch. Hätten wir jetzt im Sinne, unſere Gelehrſamkeit auszukramen und loszulegen, ſo würde es uns keineswegs fehlen, mit ganz artigen hiſtoriſchen und geographiſchen Bemerkungen aufzutreten; denn Feldkirch iſt eine uralte Stadt von Römerzeiten her; ihr erſter Name war Valcircum, ihr letzter iſt Feldkirch. — Was dazwiſchen liegt gäbe Materialien zu einer halben Weltgeſchichte, und folglich auch zu einer unendlichen Langweile, denn wer wird in unſern Tagen Geſchichte ſtudiren, in unſern hochbegabten Tagen, in denen man die Geſchichte für den jeweiligen Hausbedarf ſelber fabrizirt? Laſſen wir uns jetzt ein wenig zu kleinſtädtiſchen Geſinnungen herab, werden wir neugierig auf das Treiben unſerer Nachbarn. Denn ſo wie die Häuſer in den kleinen Städten nach allen Seiten hin mit ſchiefen Fenſtern und Schießſcharten verſehen ſind, ſo auch ihre Bewohner; Neugierde blickt aus ihren Alles ſchief betrachtenden Augen, und Verleumdung wirft ihre Leucht- und Feuerkugeln aus den Schießlucken

ihrer Klatſchmäuler. Stellen wir uns unter die Schwibbogen jenes Ganges, welcher, wie man es in den meiſten Städtlein Deutſchlands häufig findet, an dem Erdgeſchoße der Häuſer um den ganzen Platz einen Ring bildet; um daſelbſt ein Naturereigniß zu betrachten, von welchem man lieber unter Dach, als im Freien, den Augenſchein einzunehmen pflegt.

Es hatte nämlich der Himmel geweint, ſo zwar, daß ſelbſt die harte Erde durch ſeine Thränen mitleidig und weich geworden iſt. Dieſen Regen wollen wir unterdeſſen tief unſerm Gedächtniſſe einprägen, denn ſeine ſchrecklichen Folgen werden ſich in kurzer Zeit entwickeln. Auf demſelben Platze, von dem vorerſt die Rede geweſen, wohnte Frau Brauchle, die Witwe eines zu ſeiner Zeit hochgeprieſenen Schneiders, welcher unter der Regierung Kaiſer Joſephs ſelbſt zu Wien in ſeiner Kunſt einen Cyklus von Gastrollen gegeben hatte. Was dieſer Mann ſich damals als Geſelle im unergründlichen Studium des Modeweſens aneignete, das hatte ihm zu Feldkirch in den neunziger Jahren einen überrheiniſchen Ruhm erworben, ſo zwar, daß ſelbſt Appenzeller Stutzer kein Bedenken trugen, ihm ihren äußeren Menſchen anzuvertrauen. Was ihm aber Ruhm erworben hatte, das verſchaffte ihm auch, was in ſeinen Augen bei weitem höher ſtand, ein artiges Vermögen, und dieß ſammt der traurigen Erinnerung an den Hingegangenen hatte er ſeiner kinderloſen Gattin hinterlaſſen. So war denn Frau Brauchle ſeit einigen Jahren eine Witwe, wel-

cher die Tröſtungen des Wohlſtandes für ihre noch übrigen Tage ein behagliches Leben verſprachen. Am Abende eines jeden Wochentages beſuchte ſie eine oder die andere Freundin, um mit ihr ein ergötzliches Geſpräch zu pflegen. Kam aber ein Sonn- oder Feiertag, wie im Roſenkranze eine vergoldete Koralle nach mehreren ſchwarzen, ſo kamen einige Freundinnen zu ihr, und ſie ſetzte dann ihren Stolz darein, die Unterhaltung durch materielle Beiträge von Brot, Bier, auch ſogar bisweilen von Backwerk zu würzen; denn die kunſtvolle Bereitung des letzteren hatte ſie ſich in ihren Jugendjahren in einer vornehmen Küche zu St. Gallen angeeignet, und jetzt in ihrem vorgerückten Alter ſchonte ſie an hohen Feſten einige Gulden nicht, um ein über ihre Kochkunſt richtendes und, wie es ſich von ſelbſt verſteht, auch lobſpendendes Parlament von weiblichen Mitgliedern niederzuſetzen, welches es an der pflichtgemäßen Bewunderung dieſer ſchönen und geſchmackvollen Dinge niemals fehlen ließ.

Dieſer ehrenwerthe Verein ältlicher Damen, die gegen das Schlechte und Schadhafte in der menſchlichen Geſellſchaft eine große Abneigung beſaßen, und welche beſonders nie verſäumten, gegen das Böſe, was ihre zu Feldkirch wohnenden Individuen betraf, ſich höchſt eifrig, entrüſtet und verachtend auszuſprechen, hatte ſich eben wieder am 1. Novemöer 1814, nach vollendetem nachmittägigen Gottesdienſte bei Frau Brauchle verſammelt, als eine Weile nach der allgemeinen Bekomplimentirung und ſtereotypen Wind-

und Wetterdiskurſen, auch die Frau des Tiſchlermeiſters Froſch hereinkam, und ganz ſtatutenwidriger Weiſe ihr vierjähriges Söhnlein Max, der voll Angſt, als er auf einmal ſo viele fremde Geſtalten ſah, ſich in die Rockfalten ſeiner Mutter verbarg, am Schlepptaue hinter ſich nachzog. Verzeihen wir es der guten Mutter, ſie wollte mit ihrem Kinde ein wenig paradiren, denn es hatte eben an dieſem Tage das erſte Beinkleid, die toga virilis europäiſcher Kleidung angelegt. Die kurze Störung, welche der Eintritt verurſacht hatte, ward bald wieder von den Wogen des Geſpräches überflutet, und gegenſeitige Klagen von menſchlichem Mißgeſchicke wurden ſtets mit dem, bei der unteren Volksklaſſe ſo beliebten Refrain geſchloſſen: „Doch wenn man nur geſund iſt, das bleibt das Beſte.“ Während dieſer wichtigen Debatten, welche durch einige Stadtneuigkeiten ein höheres Intereſſe gewannen, ſtand Max ſtumm und regungslos neben ſeiner Mutter. Nach einer Weile ſetzte ſich die ganze Geſellſchaft nieder, um einen häuslichen Zwiſt, der unlängſt in einer Familie der Stadt vorgefallen war, in einer bequemen Situation, mit hiſtoriſchen und kritiſchen Noten beleuchten zu können. Denn ſelbſt Weltſchlachten, in der Ferne gefochten, ſchrumpfen in einer kleinen Sadt zu nichts zuſammen, wenn ſie mit einem pikanten Skandale verglichen werden, über welches jeder Pfahlbürger ohne politiſche Vorkenntniſſe abzuurtheilen ſich nicht nur befähigt, ſondern auch berechtigt dünkt.

Max war noch ein Kind, hatte alſo auch eine Kinderſeele, jenes bösartige Element, welches eine Freude empfindet über die Fehler Anderer, und das eine große Rolle im freund- und feindſchaftlichen Leben eines jeden Menſchen ſpielt, war bei ihm noch gar nicht vorhanden; er lebte heute ganz in ſeinem Beinkleid, ja er war ganz: Beinkleid; — als er ſah, daß er nicht beachtet werde, verſuchte er auf's Neue, ein dieſen Tag ſchon oft wiederholtes Experiment; er ſteckte nämlich ſeine Hand in den Sack, und zwar ſo lange, bis er mit den Fingern auf den Grund kam, um auch die volle Ueberzeugung und die freudige Gewißheit zu haben, daß er der glückliche Beſitzer eines Sackes ſei, daß dieſer Sack nicht dem Traumgebiete, den Täuſchungen und Blendwerken der Phantaſie angehöre. O du leicht zu befriedigende Kindheit! Wie ſo ganz anders ſind die Gefühle des Jünglings, welcher gewöhnlich ſeine ganze Barſchaft bei ſich trägt, wenn er ſeine Hand auf Unterſuchung in die Taſche ſenkt, und ſtatt auf das ſilberne Räderwerk zu ſtoßen, welches die Uhr unſers Lebens im Gang erhält, ſogleich auf den Grund kommt, und zu ſeinem größten Leidweſen die Bemerkung macht, daß er nichts Anderes darin habe, als ſeine Hand?

Der kleine Mann kam nach und nach auf den Gedanken, ſeine Taſche nicht mehr länger in dem Zuſtande der Leerheit zu laſſen, er beſchloß alſo einen Gegenſtand aufzuſuchen, welcher ihre Kraft und Brauchbarkeit erproben ſollte; da er ſich im Zimmer der hohen

Verſammlung vergebens nach einem ihm tauglichen Dinge umgeſehen hatte, ſo ſchlich er ſich mit der eben die Thür öffnenden Magd hinaus, kam mühſam die hölzerne Treppe hinab, und befand ſich auf einmal im Freien vor dem Hausthore; hier gab es nun Steinchen und Holzſplitter die Menge, und kaum hatte er dieſe geſehen, als er vom Beobachter ein Sammler wurde, und ohne das Rieſeln des Regens zu ſcheuen an ſein Geſchäft ging. Als er hier zuſammengekauert ſaß, wurde ſeine Aufmerkſamkeit durch einige Sperlinge rege gemacht, welche in einer kleinen Entfernung von ihm herumhüpfend, ihre Nahrung ſuchten. Kaum hatte der Knabe dieſe erblickt, als er ſich alſogleich ein Paar Ueberzählige davon fangen wollte, in aller Eile aufſtand, hinrannte, ausglitſchte und zu Boden fiel. Die Glorie des Tages, des Beinkleides und der Taſche hatte ein Ende; die Vögel waren in der Luft, Max auf der Erde. Der Boden war weich, das war gut für ſein hinſinkend Gebein, aber nicht gut für ſein mit ihm hinſinkendes Beinkleid. Für den Augenblick ereignete ſich jetzt das, was ſich bei jedem Kinderfall ereignet; — zuerſt pumpte er eine ſolche Menge von Luft in die kleinen Blasbälge ſeiner Lunge, daß ſie zu zerberſten drohte, und dann wurde das Element, was er ſchweigend an ſich geſogen hatte, mit allem erdenkbaren Wohllaute der kreiſchenden vox humana in einem Zetergeſchrei entladen.

Während dem hatte ihn ſchon die beſorgte Mutter, weil ſie ihn im Zimmer nicht ſah, geſucht, und

ſie ging eben über die Treppe hinab, als jener Schrei ihre Schritte beflügelte, welcher ankündete, daß dem Söhnlein irgend ein Uebel widerfahren ſein müſſe. Als ſie ihn nun da liegen ſah, den Sohn der Erde, welchem ſeine zärtliche Mutter einen Kuß abgenöthigt hatte, da regte ſich ihr Zorn um ſo mehr, weil ſie Maxen erſt ihren Freundinnen als einen gehorſamen Knaben anrühmte; aber der eigentliche Grund ihres Zornes war der nämliche Grund, auf dem wir immerfort fußen, es war die Erde in Kothform, welche ſich an das neue Gewand des Kindes angehangen hatte. Sie hob alſo den Gefallenen auf, führte ihn, indem ſie ihn mit ſich fortriß, alſogleich nach Hauſe, zum Schauſpiel der Vorübergehenden, denen es auffiel, daß, da der Menſch doch gewöhnlich an der Erde hängt, hier die Erde am Menſchen hänge.

Als ſie nun zu Hauſe ankamen, wurde das vollzogen, was mehr Werk der Rache, als der Gerechtigkeit war; — der Knabe wurde nämlich geſchlagen, denn ſeinetwegen mußte die Mutter auf einige Zeit ſich von der angenehmen Geſellſchaft entfernen; dann warf ſie ihn auf einen Haufen von Hobelſpänen in der Werkſtätte hin, und ſo wurde er hier ſeinem eigenen Schickſale und einer alten ſchlafenden Magd überlaſſen, denn Vater und Geſellen waren im Wirthshauſe, und der ältere Bruder bei ſeinen Spielgefährten. Frau Froſch kehrte in den Kreis ihrer Freundinnen zurück, welche ſie während ihrer Abweſenheit zum Centrum der Unterhaltung auserſehen hatten, und

manches spitzige Wort von Kindermitnehmen in Gesellschaft, Kindererziehung, Prahlerei ꝛc. war einem Pfeile gleich auf den unbescholtenen Charakter der guten Dame geflogen, welche das einzige Unglück hatte, von der Gesellschaft abwesend zu sein, die aber eben zur rechten Zeit kam, um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, und die lustig sprudelnden Brunnen der Medisance versiegen zu machen.

Doch wo anders begann ein anderer Quell zu fließen, es war der Quell der Thränen aus den Augen des kleinen, verunglückten Taschenbesitzers, der auf den Hobelspänen sein herbes Los beweinte, und dem es schien, als ob man mit ihm auf ungerechte Weise verfahren sei. Er begann nun auf seine Art zu philosophiren, er rief sich die Begebenheiten des Tages zurück, und so ist es wahrscheinlich gekommen, daß diese Scene der Kindheit, weil er sie gleich nach ihrer Aufführung im Gedächtnisse wiederholte, auch noch vom Jüngling und Mann als jene bezeichnet ward, wo er sich seiner bewußt wurde: denn die Gedanken hatten schon jene Schärfe des Gepräges, welche durch andere Eindrücke des kindlichen Lebens nicht mehr verwischt wird. So wäre denn, freilich auf eine höchst verzweifelte Weise, der Ausspruch des Carteſius: »Ich denke, also bin ich,« gerechtfertigt.

Doch wie Alles in der Welt ein Ende nimmt, so nahm auch das Weinen des Knaben ein Ende, das Schluchzen verstummte nach und nach, und der Schlaf schloß seine halb roth geweinten und halb mit den

Händchen roth geriebenen Augen. Sollte vielleicht hie und da bei Einem, dem dieſes kund wird, ein flüchtiges Gefühl des Mitleids rege werden, ſo möge ſich dieſer denken: Mein Gott! warum bedaure ich den Knaben? Vielleicht, weil er auf Hobelſpäne liegt und weint? Auch ich werde einſt auf Hobelſpäne zu liegen kommen, und wer weiß, ob ich dann mein Loos mit dem des Knaben nicht vertauſcht haben möchte? Und das Holz zu dieſen Hobelſpänen und zu meinem Sarge, wie luſtig wird es jetzt grünen? Vielleicht liegt es ſchon in dumpfer Behauſung zu Laden geſchnitten? Wie luſtig wird das Gras grünen und die Blumen wachſen auf jenem Fleck Erde, der einſt aufgewühlt wird zu meinem Grabhügel? Oder wie luſtig murmeln an jenem Orte die Wellen im ſpielenden Kampf, wo ſie einſt über mir zuſammenſchlagen? Und wie luſtig — ei ſo laßt mich ungeſchoren mit dieſer Luſtigkeit!

Drittes Kapitel.

Handelt von Ohrfeigen und anderen Ergötzlichkeiten. Man findet daselbst einen Friedensschluß, dem sogar ein Freundschaftsbündniß folgt. Zur Abwechslung wird auch über Gicht, Zahnschmerzen und andere Lebensgenüsse gesprochen.

Wir Erwachsene ständen den abscheulichen Schulzwang unserer Abkommenschaft keine Woche aus, so vernünftig wir sind; gleichwohl muthen wir es ihren mit Ameisen gefüllten Adern zu.

Friedrich Richter: Unsichtbare Loge.

Die Zeit vom 1. November 1814 bis zum Frühjahre 1816 ist allerdings in der Weltgeschichte von großer, in unserer Geschichte aber ist sie von gar keiner Bedeutung, wir können sie daher, ohne sie zu beachten, vorübergehen lassen. In diesem Frühjahre aber wurde Max zur Schule geschickt — es ist also wieder ein Wendepunkt seines Lebens. Der Knabe welcher früher außer seinen Eltern, Geschwistern und Hausgenossen kaum Jemanden gekannt hat, wird durch seinen Eintritt in die Schule, weil das Große sich abspiegelt im Kleinen, in eine kleine Welt kommen. Die kleinen Unholde haben hier bei all' ihrer Unschuld auch schon die Embryo's verderblicher Leidenschaften in ihrem Busen, und sie sind bei ihnen sogar noch sichtbarer, als bei Erwachsenen, weil sie nackt da liegen, weil es ihnen immer an Gewandtheit mangelt, selbe zu verbergen, oder vielmehr weil das Glöcklein des Gewissens bei ihnen noch einen reinen, gellenden Ton hat, welcher sie in sichtbare Verwirrung bringt, wenn sie das Böse, was sie gethan

haben, oder zu thun Willens waren, noch mit einer Lüge verbrämen wollen. O die lieben, lieben Kleinen zwiſchen 6 und 12 Jahren! Kann es denn etwas Naiveres, Artigeres geben? So hört man nicht ſelten affektirte Kinderfreunde und Freundinnen ausrufen; doch geht zum nächſten beſten Schulmeiſter, und fragt ihn über dieſe Materie um ſeine Meinung, und er wird wenig und zugleich viel ſagen, wenn er euch mit einem tiefgeholten Seufzer antwortet.

Max kam alſo zur Schule — anfangs war er ſelig über dieſe Beförderung vom zu Hauſe herumtändelnden Jungen zum Schuljungen, er gab ſich mit ſeinem A-B-C-Büchlein ein Anſehen, als ob er ein Miniſter wäre, der das Portefeuille unter ſeinem Arme trägt.— Doch bald wurde ihm das Sitzen langweilig und ekelte ihn an. Was für ein Glück iſt es nun für Kinder, eben daß ſie nicht ſo ſehr vernünftig ſind, denn ſonſt könnten ſie es freilich in der Schule nicht aushalten. Aber da gibt es unter ihnen erfinderiſche Köpfe, welche tauſend Schnacken in ſich haben, und die redlich das Ihrige dazu beitragen, ihren Mitſchülern eine liebliche, ſüße Kurzweil, und ihrem Lehrer einen bittern Verdruß zu machen, welches Letztere aber, zur Ehrenrettung der Kleinen ſei es geſagt, ſelten beabſichtiget wird. Wer da einem Andern die Finger mit Dinte beſchmieren kann, oder einen ſchwarzen Klecks auf die Naſe zu machen weiß, der wird eben ſo unter ihnen für einen Kapitalwitzkopf gehalten, wie unter den Großen Einer, welcher einen guten Bankerott, oder eine fein eingefädelte

Abhandlung zu machen verſteht, wo er zugleich Hunderte, nach der deutſchen Handelsterminologie: anſchmiert, und dabei ſein Schäfchen in's Trockene bringt. Wer da aus einem Stück Papier ein Schiff, einen Blaſebalg ꝛc. zurecht zu machen verſteht, wird unter ihnen eben ſo angeſtaunt, wie der Erfinder eines neuen Dampf- oder Luftapparates. Der glückliche Beſitzer eines glänzenden Federmeſſers, einer Düte mit Mandeln und Roſinen oder anderm Naſchwerk, wird in der kleinen Welt eben ſo gut beneidet, und auch als Spender von Gnaden und Geſchenken verehrt, wie ein Cröſus in der großen. Er hat ſeine Freunde, die ihm um einige Mandelkerne jeden Zweikampf ausfechten, und ſich für ihren Wohlthäter, wenn es darauf ankommt, auch die Naſe blutig ſchlagen laſſen. Er hat aber auch ſeine Feinde, denn der neidigen Rachen giebt es zu viele, als daß er, auch bei der größten Generoſität, ſie alle mit Süßigkeiten ausfüllen und zum Schweigen bringen könnte.

Bei ſolchen, in aller Welt ſtereotypen, nur in größeren Städten mit ſchärferen Lettern gedruckten Schulumtrieben, war dem Max wieder Ein Jahr ohne ein beſonderes Ereigniß vorübergegangen, als auf einmal die erſte Kränkung, die erſte Rache und die erſte Strafe von Bedeutung hereinkam. Er war nämlich in der Schule neben Thomas, einem Knaben von reichen Eltern, zu ſitzen gekommen, den ſeine überzärtliche Mutter die Weltreiſe in die Schule und retour nie ohne ganz gewaltige Verproviantirung antreten ließ. Anfangs hatten ſich nun dieſe Bankgenoſſen

gut mit einander vertragen, denn der Reichere war mittheilſam und keineswegs zurückhaltend, der Aermere ließ ſich etwas gefallen und war ſtets bei gutem Appetit; denn man muß denken, daß jene Jahre, was Magenangelegenheiten betraf, äußerſt betrübend geweſen ſind, es war die Schale einer bittern Hungersnoth und einer großen Theuerung über Europa ausgegoſſen; Thomas, welcher es einmal in ſeiner Unſchuld zu Hauſe erzählte, wie er auch Andern bisweilen von ſeinen Eßwaaren mittheile, wurde jetzt auf kleinere Rationen herabgeſetzt, die Mutter ſprach zu ihm: „Wart', ich werde dir helfen! Sei du froh, wenn du was zu nagen haſt, die Zeiten ſind jetzt theuer, man hätte viel zu thun, wenn man das Bettelpack der ganzen Stadt füttern wollte; du loſer Bube du, du weißt es nicht, wie ſchwer das Geld verdient wird, und wahrlich, es fliegt nicht zum Fenſter 'rein.“ Mit dieſen menſchenfreundlichen Worten und einem Stück Milchbrot in der Taſche wurde das Söhnlein fortgeſchickt. Nun hatte ſchon mehrere Tage lang Thomas beim Verzehren ſeines Brotes den Einſiedler geſpielt, endlich übermannte ihn ſogar jene Bosheit, welche ſo oft mit dem Ueberfluſſe gepaart erſcheint: er zeigte dem Max das Brot vor dem jedesmaligen Abbeißen höhniſch hin, ohne ihm etwas zu geben.

Einmal beredete er Maxen ſogar, er ſolle die Augen zuſchließen, und den Mund aufthun, er wolle ihm ein Stück Brot hineinſchieben (ein Kunſtück, das vielleicht ſchon älter iſt, als 3000 Jahre) Max

ließ ſich bereden, und meinte natürlich, er werde für die blinde Hingabe an ſeinen Freund die verſprochene Belohnung erhalten, aber wie täuſchte er ſich! Thomas ſteckte ihm ſtatt des Brotes eine mit Dinte angefeuchtete Papierkugel in den vor Verlangen wäſſernden Mund, was den Zuſchauern keine geringe Beluſtigung gewährte. Der bittere Geſchmack der Galläpfel hatte kaum die Geſichtsmuskeln des armen Betrogenen krampfhaft verzogen, als auch ſchon ein furchtbarer Schall ertönte, welcher durch die zwiſchen der Hand des Beleidigten und der Wange des Beleidigers zuſammengepreßte Luft hervorgebracht wurde, oder kurz und deutſch: Max hatte dem Thomas eine derbe Ohrfeige gegeben. Das gewöhnliche Bienengeſumme der Schule war übertönt, augenblickliche Stille trat ein, Schüler und Lehrer ſahen auf den Platz hin, wo dieſe Störung vor ſich gegangen war. Alſogleich nahm der Lehrer ein feierliches Verhör vor, Max wurde als der Schuldige erkannt und zu zweimaligem Verweilen in der Schule während der Mittagszeit verurtheilt. Einſam ſaß er nun während ſeiner Strafzeit da, und weinte, wenn er an den gedeckten Tiſch ſeiner Eltern dachte, wie die Iſraeliten, als ſie in der Wüſte der Fleiſchtöpfe Aegyptens gedachten; die Größe ſeines Verbrechens wurde ſelbſt in ſeinen Augen von der Größe des Hungers aufgewogen, und jetzt war der Augenbick da, wo er das erſte Mal der Zukunft gedachte. Morgen alſo ſoll ich wieder dem Hunger preisgegeben ſein? Und was ſteht mir zu Hauſe bevor? Auch da wartet vielleicht

noch eine Strafe meiner. Und als er ſo im Gefühle ſeiner Noth und tief ſeufzend die Augen an den Wänden herumgleiten ließ, entdeckte er an einem Nagel den Schlüſſel, welcher die Thür öffnete, die in den Hof und von dort auf die Gaſſe führte; eine andere Thür war da, welche mit den Wohnzimmern des Lehrers in Verbindung ſtand. Dieſer Schlüſſel öffnete in ſeinem Geiſte einen ganzen Feengarten von Freiheitsgedanken — als der Lehrer noch vor der Mittagsmahlzeit erſchien, um zu ſehen, ob es auch mit ſeinem Gefangenen in der Ordnung ſei. Als er ſelben auf ſeinem angewieſenen Platze ſitzen fand, entfernte er ſich alſogleich, doch auch Max hatte nicht mehr Luſt, länger hier zu weilen. Er nahm den Schlüſſel, öffnete, lehnte von außen die Thür zu, kroch unter dem Fenſter des Lehrers vorüber, und begab ſich nach Hauſe, mit einer Miene, als ob mit ihm gar nicht das Geringſte vorgefallen wäre; er nahm ſein Mittagsmahl ein, doch nicht ohne große Angſt, daß ſeine Flucht entdeckt und ſeine Strafe alsdann verdoppelt werden könnte. Bei Zeiten ging er wieder fort, um Nachmittag der Erſte da zu ſein, und von keinem Mitſchüler als Ausreißer angegeben zu werden. Kaum hatte er ſich auf ſeinen Platz poſtirt, und den Schlüſſel auf ſeinen Nagel gehangen, als der Lehrer auch ſchon wieder eintrat, um nachzuſehen; ſein forſchendes Auge bemerkte aber ſogleich, daß der Schlüſſel in einer ſchwankenden Bewegung ſei. »Was haſt du mit jenem Schlüſſel gemacht, Froſch?« fragte er. »Mit dem Schlüſſel? Ich habe nichts

mit dem Schlüſſel gemacht.“ »Warum wackelt denn der Schlüſſel?“ »Er iſt herabgefallen, und ich hab' ihn aufgehoben und wieder hingehangen.“ — »Herabgefallen? Gewiß haſt du damit geſpielt, ſonſt wär' er nicht herabgefallen.“ Und der Lehrer ging wieder fort, im vollen Bewußtſein ſeiner durchdringenden Weisheit, welche ihm wenigſtens eben ſo entſchieden ſchien, als die ſeines großen Kollegen Ariſtoteles, denn dieſer unterrichtete, wie bekannt, Alexander den Großen auch im Alphabet. So kam denn der kleine Deſerteur für diesmal mit heiler Haut weg; denn was geſchehen war, iſt eine zu große Kühnheit geweſen, als daß es dem Lehrer eingefallen wäre, daran zu denken.

Zwiſchen dem aktiven und paſſiven Gliede der Ohrfeigengeſchichte war, wie man ſich denken kann, eine große Spannung eingetreten; aber bei Kindern ſtehen Feindſchaft und Freundſchaft auch näher, als bei Erwachſenen, denn ſie ſind noch nicht ſo vernünftig, wie die Großen, welche Beleidigungen, die ihnen zugefügt werden, mit eiſernem Griffel in die eherne Tafel des Gedächtniſſes graben, daß ſie ja nicht zu ſchnell durch die Zeit verwiſcht werden können. Am Abende des ereignißreichen Tages hatte ſich Thomas bei ſeiner Mutter beklagt über die Unbill, welche ihm zugefügt worden. Die Mutter, wenn ſie auch, wie wir früher geſehen haben, ſehr gegen das Syſtem, die ganze Schule zu füttern, eingenommen war, beſaß bei alle dem kein ſchlechtes Herz, und hielt ihr Söhnchen deßhalb, weil es ihr einziges war, noch für keinen

Engel. Es entſpann ſich zwiſchen Mutter und Sohn folgendes Geſpräch: »Warum biſt du ſo aufgeſchwollen auf deiner Wange? Haſt du vielleicht Zahnweh? Oder mir ſcheint gar, du haſt gerauft, und eine Ohrfeige bekommen?«

»Ja, Mutter, aber ich kann auch nichts dafür, mir ſcheint ſelber, ich hab' eine gekriegt.«

»Und was haſt du gethan? Du biſt gewiß nicht unſchuldig dazugekommen?«

»Der grobe Froſchbub hat ſie mir auf einmal gegeben, ich bin aber dabei ganz ruhig dageſeſſen, der Herr Lehrer ſelber hat es geſeh'n, und der Froſch hat heute über Mittag in der Schule bleiben müſſen, und er muß auch morgen wieder. Ich hab' ihm heute kein Brot gegeben, weil Sie geſagt haben, ich ſoll keines mehr hergeben, und da hat er mich geſchlagen.«

»Es wird wohl auch noch was Anderes dahinter ſein, erzähle mir's lieber gleich, was du ihm gethan haſt, denn ich werde Sonntags den Lehrer fragen?«

»Nichts hab' ich gethan, als einen Spaß hab' ich gemacht, und auf den Spaß iſt er ſo grob geworden.«

»Und was war das für ein Spaß?«

»Ich ſagte zu ihm: »Mund auf und Augen zu,« und da hab' ich ihm, weil er gemeint hat, daß er ein Brot kriegt, da hab' ich ihm eine kleine tintige Papierkugel in den Mund geſchoben.«

»Nun alſo, da ſieht man es, ſo biſt doch du der Hallunke geweſen. Der Froſch iſt ein armer

Bube, und ſeine Eltern können ihm bei ſo theuern Zeiten nicht genug zu eſſen geben, und deßhalb hätteſt du dein Brot ſo verzehren ſollen, daß dich Niemand dabei geſehen hätte; denn einem Andern thut es weh, wenn er nichts hat, als das Zuſchauen. Du kennſt noch keine Noth, weil du alle Tage dich zur vollen Schüſſel ſetzen kannſt, aber das kann nicht Jeder, darum ſollſt du Gott danken, daß er dir Eltern gegeben hat, die dich mit dem Nöthigen verſehen können.“ — Derlei Mahnungsworte wurden noch viele an Thomas gerichtet, der anfangs ein trotziges, dann aber ein gleichgültiges Geſicht machte, und ſich das Abendeſſen gut munden ließ. Wer hat ſie nie gehört, die Mahnungen einer ſorgſamen Mutter? Und wer ſie gehört hat, wird der nicht öfters in einſamen Stunden des Mundes eingedenk ſein, der ſie ſprach, und der vielleicht ſchon jahrelang ſtumm und ſchweigſam geworden? Dann fällt es uns erſt ſchwer auf's Herz, wenn wir diejenige durch unſer trotziges Weſen öfters beleidigt haben, die uns bis zu ihrem letzten Athemzuge ſo zärtliche Liebe und Sorgfalt erwieſen.

Der andere Morgen, an welchem der zweite Theil der Strafe vollzogen werden ſollte, war angebrochen. Max hatte eine unruhige Nacht, von ſeiner kindlichen Phantaſie wurden ihm ermüdende Schreckbilder vorgegaukelt. Es träumte ihm unter andern — daß er, wie am vergangenen Tage, während der Mittagszeit aus dem Kerker der Schule entfliehe. Er wollte unter dem Fenſter vom Wohnzimmer des Leh-

rers vorüberkriechen; doch es war ihm, als hätte er in seine Füße Blei eingegossen, er kam trotz aller Anstrengungen nicht weiter — schon hörte er, wie das Fenster sich aufthat — schon sah er eine gewaltige Hand über sich schweben — nur einen Schritt hätte er gebraucht, um wenigstens der gegenwärtigen Rache und Strafe des Lehrers zu entgeh'n — doch er sank zusammen, fühlte sich bei den Haaren empor und in's Fenster hinein gezogen — und erwachte. Obwohl er nun, als er nach und nach zur Besinnung kam, einsah, daß die so eben erlebten Schreckensscenen nichts anders als Träume waren, so konnte ihm dies doch keinen vollkommenen Trost gewähren; denn wer weiß, dachte er sich, ob nicht das Alles heute noch an mir in Erfüllung geht?

Max stand an diesem verhängnißvollen Morgen an der Pforte desjenigen Gebäudes, in welchem die junge Welt mit den 25 Grundsteinen aller Wissenschaft und Gelehrsamkeit bekannt gemacht wird. Oder sind es nicht die 25 Buchstaben, die in ihrer unendlichen Kombination das Materiale zu allen noch zu erbauenden Systemen hergeben, wie sie es zu allen schon über den Haufen gerannten geliefert haben? Max stand also an der Schulthür, und schaute mit betrübtem, theilnahmlosen Auge dem lustigen Treiben seiner Kollegen zu. Da erschien auf einmal Thomas, nahm den Traurigen unter dem Arm, zog ihn abseits und begann aufzuklären, was trotz der erlittenen Beleidigung ihn zu diesem freundschaftlichen, räthselhaf-

ten Benehmen bewege. »Max,« begann Thomas mit schwankender Stimme: »Max, du hast mir gestern eine Ohrfeige gegeben?«

Ja, das habe ich wohl, aber weißt du auch was du mir gethan hast?

»Sei nicht böse, Max, die Ohrfeige muß ich vergessen, das hat mir meine Mutter gesagt, und für dich hat sie mir ein Stück Brot mitgegeben, daß dir über Mittag der Hunger nicht so weh' thut. Max, ich werde dich mit keiner Papierkugel mehr für 'nen Narren halten! Max, nimm das Brot und sei mein guter Freund! Siehe, gestern habe ich eine rechte Freude gehabt, als der Lehrer sagte, du sollst in der Schule bleiben, aber heute erbarmst du mir auch.«

Max nahm nun das Brot, verbarg es unter seinen Werken und Manuskripten, d. h. er legte es in die querüber hängende linnene Schultasche, in welcher, außer ein Paar Büchern, auch die Anfangsgründe seiner Schreibekunst, die langen, kurzen, gebogenen, schlangenförmigen und allerartigen Kratzfüße aufbewahrt lagen. O ihr unschuldigen Kratzfüße, die ihr von Schuljungen hingekleckst werdet! O schuldvolle und niederträchtige Kratzfüße, die Mancher — aber selbst gegen Schmeichler rasend aufzutreten, ist gegen gute Erziehung, und wir müßten nicht Chesterfield's: Advice to his Son gelesen haben, wenn wir es über unser Herz bringen könnten, gegen den Rath einer eben so faden, als fadenscheinigen, schäbigen Moral, das Katzengeschlecht im Menschengeschlechte hart anzulassen.

Doch revenons a nos moutons! Laßt uns zu unſern lieben Kleinen wiederkehren, und die Verſöhnungsſcene, welche ſchon in vollem Gange iſt, bis auf ihre Vollendung beaugenſcheinigen. Max, wie wir wiſſen, hatte mit ſtummem Danke das Brot in die Taſche geſchoben, ſelbe ſorgſam verſchloſſen und zugeknöpft, und kaum war dies geſchehen, als er ſeine Rührung über den verzeihenden Edelmuth ſeines Mitſchülers auf folgende Weiſe kund gab. Vorerſt ſchnupfte er eine gewaltige Priſe Luft durch ſeine Nüſtern, welche Handlung eben ſowohl das Zurückhaltenwollen einer quellenden Thräne, als auch, was proſaiſcher iſt und klingt, den Mangel eines Sacktuches bedeuten kann, und in der Schulſprache: das Aufziehen genannt wird; was nun uns anbelangt, wir wollen uns für die erſtere Meinung erklären, ohne die letztere abſolut zu verwerfen. Max alſo ſprach: »Höre einmal, Thomas, weil du nun ſo biſt, ſo ſollſt du auch ſehen, daß ich es ebenfalls aufrichtig meine; ich will dir was Geheimes ſagen, was ganz Geheimes, du darfſt aber Niemanden das Geringſte davon entdecken, ja, du mußt mir ſchwören, daß du mich nicht verräthſt!«

»Meiner Treue, es ſoll auch kein Menſch ein Wort davon inne werden.

Ja, Thomas, mit »meiner Treue« iſt mir nicht geholfen, »meiner Treue« haben ſchon gar Viele geſagt, und haben hintendrein nicht Wort gehalten, du mußt ſagen: »meiner Seele!«

Nun: meiner Seele, weißt du es doch ohnehin, daß ich nie ein ſchlechter Kerl war.

»Thomas, ich bin geſtern nicht in der Schule geblieben! ich nahm den Schlüſſel zur Hofthür und bin abgefahren, der Lehrer weiß kein Wort davon, und ich will es heute wieder verſuchen!«

Thomas war ganz erſtaunt über die Kühnheit, welche zu einem ſolchen Wageſtück erfordert wurde, und betrachtete ſeinen neuen Freund mit einem hohen Grade von Ehrfurcht. Er widerrieth aber alſogleich, das Gefährliche noch einmal zu unternehmen, und bat den Max, heute ſich lieber in ſein Schickſal zu fügen. Während dem war die Zeit da, wo ſich die Schüler in das Lehrzimmer zu begeben und dort ſich auf ihre Plätze zu verfügen hatten.

Die Schulzeit ging auch heute wie gewöhnlich vorüber. Es wurde einige Dutzend Male das Donnerwort: Ruhig! gerufen, es wurde eben ſo oft nicht darauf aufgemerkt; es wurden ſchreckbarere Exempel ſtatuirt, Einige mußten herausſtehen, Andere knien, ein Knabe mußte ſogar, weil er die Kühnheit hatte, ſelbſt während dem ohnehin ſchon als Strafe anbefohlenen Knien, dem Aufſeher, welchem die Bewachung der Ruhe anvertraut war, einen Pflaumenkern an die Naſe zu werfen, über Mittag in der Schule bleiben. Max hatte nun einen Leidensgefährten bekommen. Nicht immer ſind des Dichters Worte wahr und unbeſtritten, wenn er ſagt: socios juvat habere doloris — nicht immer hat der Menſch dieſen minus Geiz,

vermöge welchem es ihn freut, auch Andere in derſelben Klemme zu ſehen, in welcher er ſelber befangen iſt, ſo wie er auch nicht immer den plus Geiz hat, Andere von dem Glücke ausgeſchloſſen zu ſehen, was er gemacht hat. — Die Stunde ſchlug, welche den Unterricht für dieſen halben Tag beendete, und die liebe Jugend, welche vor Begierde, in die freie Luft zu kommen, faſt die Pforten des Miniatur-Minerventempels auseinandergeriſſen hätte, drängte ſich, wie ein Bienenſchwarm aus ſeinem Korbe, hinaus. Nur darf hier bei dieſem Gleichniß, weil wir in Allem die höchſtmögliche Genauigkeit beobachten wollen, nicht das Hinken desſelben übergangen werden; denn Schuljugend: Schulſtube iſt keineswegs = Bienenſchwarm: Korb, weil die Bienen draußen ihre ſüßen Früchte ſammeln und ſie in den Korb tragen; die Jugend ſammelt in der Schule ihren Honig und trägt ihn hinaus, denn was der Menſch draußen im Leben ſammelt, das ſind mehrentheils herbe und bittere, als angenehme und ſüße Früchte. Und das iſt die Moral vom Bilde, welche jedem Leſer noch weiter auszuſpinnen überlaſſen bleibt. Möge es aber ja Niemanden verdrießen, wenn man ihm zumuthet, über etwas Unbehagliches nachzudenken, denn das muß man wohl bei jedem Buche, weil kein Buch in der Welt iſt ohne eine Sittenlehre, die ſich daraus ergibt, eben ſo, wie keine Unſittlichkeit in der Welt iſt, die nicht ein Buch fände, welches ſie zu rechtfertigen ſucht. Möge aber auch Niemand darüber ungehalten ſein,

wenn bisweilen Aphorismen, Bemerkungen u. ſ. w. vorkommen; denn wer hält es auch aus, mit dem Helden an der Hand, als ob man ihn geſtohlen hätte, über Stock und Stauden zu laufen, bis man, vor lauter Handeln gar nicht zum Denken kommend, athemlos am Ziele der Geſchichte anlangt? Hab' ich doch einſt ein Buch über Vitriolbereitung geleſen, wo auf vier Seiten höchſt kurzweilig die große Verantwortung desjenigen auseinandergeſetzt war, der durch Unvorſichtigkeit an einer Vergiftung ſchuld wird. Nennt doch Madame Wolff in ihrem homöopatiſchen Rathgeber die Gicht zur Abwechslung ein Lebensverbitterungsleiden, da es doch ohnehin noch Keinem eingefallen iſt, ſie für eine Lebensverſüßungsfreude hinzunehmen. Eben dieſe Frau ſtellt in ihrem Buche Sätze auf (nebenbei geſagt: gegen den mediciniſchen Werth dieſes Büchleins will ich keine Sylbe einwenden, nur der ſprachliche Theil davon hat ſeinen Humor), welche zu beſtreiten oder anzufechten die größte Thorheit wäre. Wer z. B. iſt nicht mit der unumſtößlichen Wahrheit einverſtanden, welche Seite 156 zu leſen: »Wer ſchon Zahnſchmerzen empfunden hat, wird zugeſtehen, daß ſie unter die fürchterlichſten Uebel gehören; im langwierigen Falle die ſonſt gewohnte Heiterkeit verſcheuchen, für alles Angenehme unempfindlich machen, und gleichſam das Leben überhaupt verbittern?« Wie wir nun durch einen Rieſenſprung von der Schule auf die Homöopathie gekommen, ſo wollen wir durch denſelben auch wieder zurückkehren. Wer bewundert

nicht unſere beſcheidene Schweigſamkeit, wenn wir uns jedes Urtheils über die neue Heilmethode enthalten?

Armer Max mit deinem Kerkergenoſſen! ihr ſeid ein paar Unglückliche, und es liegt im Weſen des Menſchen, der Unglücklichen nicht eingedenk zu ſein! Wie — um ein neues blendendes Bild aus dem tiefen Schacht der Geſchichte heraufzubeſchwören — wie der zu Gnaden gekommene Mundſchenk 2 Jahre auf den in Banden ſchmachtenden ägyptiſchen Joſeph vergaß, ſo haben auch wir jetzt 2 Minuten auf unſern erbarmungswürdigen Helden vergeſſen! Er und ſein Genoſſe blieben alleine in dem Schulzimmer, ſie hatten ſich durch ihr Benehmen ſelber von dem auserwählten Chor ihrer Collegen ausgeſchloſſen, ſie hatten ſich ſelber zum abſcheulichen Bodenſatz gemacht — ſie waren für heute, wie der überaus züchtige Verfaſſer der Tiſchreden ſagt, die Grundſuppe geworden.

Der Eine von unſern beiden Galeerenſclaven, welcher zwar nicht an die Ruderbank, aber doch an die Bank gefeſſelt war, hatte blonde Haare, und war ein blaſſes Bübchen, dieſen ſuchte nun Max zu bereden, daß er mit ihm die Schule verlaſſe, und Nachmittag bei Zeiten wiederkehre, um ſich auf dieſe Weiſe wenigſtens die häuslichen Fatalitäten vom Halſe zu ſchaffen — aber das Männchen mit den Kaninchenaugen war zu dieſem Unternehmen nicht zu bewegen. Max war daher gezwungen, das ſchon geſtern verſuchte Manöver ohne Comp. auszuführen — er nahm

den Schlüssel, schloß die Thüre auf — verläugnete seine Menschheit, indem er auf allen Vieren kroch, um den gefährlichen Engpaß bei des Lehrers Fenstern glücklich vorüberzukommen. Aber kaum hatte Max die Thüre hinterm Rücken, so war der Blasse schon in die Wohnung des Schulmonarchen gestürzt, und hatte mit zitternder Stimme die schreckliche That, welche so eben von der Sonne beschienen werden sollte, angekündet. Der Lehrer hatte Geistesgegenwart genug, um alsogleich die für den Feind gefährlichsten Gegenmienen springen zu lassen. Leise öffnete er das Fenster, und faßte mit energischer Hand den Flüchtling, der seine Kappe, daß sie ihm nicht vom Kopfe falle, unter den Arm genommen hatte, bei seinem Hauptschmuck! Was für eine schreckliche Situation für einen Sterblichen, der gezwungen wird, sich selber als ein musikalisches Instrument der sonderbarsten Art herleihen zu müssen, und zu einem solchen verzweifelten Instrumente war eben jetzt Max geworden. Der Künstler hatte ihn bei den 1000 Saiten seines Kopfes erfaßt, um ihn wieder in das angestammte Recht der Menschheit, in den aufrechten Stand einzusetzen, und wenn der Beglückte auch nicht alsogleich wie der Dichter sagt: »sein Antlitz zum Sternendom erhob,« so hielt er sich wenigstens in die himmlischen Regionen erhoben, denn er meinte die Engel singen zu hören, obwohl sein Gesang, den er anstimmte, nichts weniger als englisch war, und dem Geheule eines wilden Thieres so ähnlich kam, wie ein Ei dem an

dern. Der Lehrer ließ nun, um dem Brüllen ein Ende zu machen, ſeinen Grimm, der in Thätlichkeit ausgebrochen war, erſterben, er ließ los von der Lyra zarten Saiten, die ſeine Hand mit Kraft geſpannt, und ſprach: »Wart Bube, ich werde dir abfahren!«

»Ich bin nicht abgefahren,« erwiederte der junge Mann mit Schüchternheit, und ſeine Haare ſtanden zu Berge, als ob er auf einem Elektriſirſchämel ſäße, »ich bin nicht abgefahren, ich wollte nur ein Papier holen, denn heute Nachmittag haben wir Schönſchreiben!«

Schönſchreiben, entgegnete der Lehrer, Larifari — haſt du nicht ſchon Morgens daran gedacht — hätteſt du dir dein Schreibbüchlein nicht gleich mitbringen können? — Und wäre Max jetzt nicht aus Inſtinkt einige Schritte zurückgegangen, ſo wäre die obige, anziehende Scene ohne Pardou da capo durchgeführt worden. Da nun der Lehrer innerhalb des Fenſters ſtand, und ſeinen gerechten Zorn nicht, wie er wünſchte, durch den Conductor ſeiner Hand und ſeiner Fingerſpitzen entladen konnte, ſo mußte er wieder zur Zunge, dem gewöhnlichen Dolmetſch menſchlicher Gefühle, ſeine Zuflucht nehmen. Er enthüllte alſo nicht ohne innere Freude über ſeine ſinnige Klugheit die Liſt des armen Knaben in folgenden Worten: »Wie? wenn es dir wäre um dein Schreibzeug zu thun geweſen, hätteſt du es mir nicht melden können, daß du fortgehſt? Meinſt du vielleicht gar, ich werde mich von dir belügen laſſen? Du gehſt alſogleich in die Schule zurück!« Zum Blaſſen aber, der durch dieſe Angabe ſich Ver-

zeihung zu erwirken und ſeine Strafzeit abzukürzen gedachte, ſprach der Mann der Gewalt: »Du wirſt mir auf ihn acht geben, daß er in der Schule nichts Ungebührliches treibe, jetzt geh'!«

Der Blaſſe war getäuſcht. Sein Verrath war durch Befehl zu neuem Verrathe belohnt worden. Furchtſam begab er ſich in das Gefängniß, in welchem er ſich einen böſen Nachbar bereitet hatte. Max faßte nach Mißlingen des einen Planes einen andern. Er wollte jetzt wenigſtens ſeinen Hunger ſtillen. Das Geſchenk des Freundes, das Brot wurde an's Tageslicht gefördert; und kaum hatte Max den erſten Biſſen gethan, als auch ſchon der Verräther auf's Neue in ſeinem Berufe thätig ſein, und ſich entfernen wollte, um das neue Verbrechen zu entdecken. Doch der Blaſſe hatte ſich dießmal verrechnet. Max mochte in ſeinen Mienen und ſeinem Hinſehen auf die Thürklinke ſein Abſehen erkannt haben; denn er nahm alſogleich ein in der Nähe liegendes Lineal, und ſchwang es in ſeiner Hand, und murmelte, weil ſeine Töne durch einen mit Brot vollgeſtopften Mund ſich befreien mußten, auf eine ſchauerliche Weiſe: »Du ſchlechter Kerl du, willſt du ſchon wieder laufen? — wenn du dich von der Stelle rührſt ſo lange ich noch einen Biſſen Brot habe, ſo will ich dir ein's auf die Naſe geben, daß ſie 'runter fliegt.« Mit dieſem Worte ſtellte ſich der Held entſchloſſen vor die Thüre, bis er ſeine Mahlzeit in Sicherheit wußte, dann gab er den Blaſſen in ſeinem Trotze, zu den Tantalusqualen, die

er ihn ausſtehen ließ, noch einen Fußtritt, und hieß ihn thun, was ſeines Amtes ſei. Der Ankläger ging zum Richter, und theilte ihm ſeine Beobachtungen mit.

Der Lehrer, toll darüber, daß ſich der Ausſpruch: quem Dii oderunt et cet. *) auch noch bei der einzigen ruhigen, behaglichen Stunde des ganzen Tages bewähren ſollte, ſprach: »Ei mit euch hätte man doch immer zu thun, für heute könnt ihr beide nach Hauſe geh'n, aber ſtellt mir noch einmal etwas an, und ihr werdet ſeh'n was euch geſchieht.« Die kleinen Burſche machten ſich jubelnd auf den Weg, und der Verrath bringt ſelten eine für beide Theile ſo vortheilhafte Wirkung hervor, wie dieſe es war.

Die Hauptſache aber in dem ganzen Kapitel, welche erſt in der Zukunft einleuchtender werden muß, iſt der Grundſtein einer Freundſchaft zwiſchen Max und Thomas, dieſer Grundſtein war ein Stück Brot zur rechten Zeit. Und wenn auch die Schulfreundſchaften gewöhnlich ſo loſe zuſammengefügt ſind, wie Roſenblätter, welche der Abendwind eines um das andere aus der Nachbarſchaft ihrer Brüder löſet, um ſie auf den Boden hinzuſtreuen, ſo findet ſich doch auch hier manche Ausnahme. Mehr Berichte über dies und auch über andere Dinge im folgenden Kapitel.

---

*) Die Götter haben jenen Haß geſchworen,
Die ſie zu Schulmonarchen auserkoren.

Viertes Kapitel.

Enthält verſchiedene Betrachtungen und einen Spaziergang, bei welchem nicht viel geſprochen wird. Man beſchließt eine Ferienreiſe.

Nam et sylvae solitudo, ipsumque illud silentium magnae cogitationis incitamenta sunt.
Plinius ep. ad Cor. Tac.

Wenn es ſchon viele Menſchen gibt, welche über ganze Decennien ihres Lebens keine Rechenſchaft zu geben im Stande ſind, weil ſie von dieſer ganzen Zeit nicht mehr wiſſen, als daß ſie während ihrem Verlaufe gegeſſen und getrunken, ihre Arbeiten verrichtet, und bisweilen hinter dem Krüglein über ihre Nachbarn und Standesgenoſſen das Vehmgericht der üblen Nachrede abgehalten haben, wenn es alſo ſchon Menſchen gibt, welche über Jahrelange Abſchnitte ihres Lebens ſelber nichts Erhebliches erzählen können: um wie viel mehr muß nicht bisweilen ein allezeit getreuer Biograph, der es nicht übers Herz bringt, zur Dichtung ſeine Zuflucht zu nehmen, in dieſelbe Verlegenheit kommen? Daß wir jetzt mit unſerem Helden in derſelben Verlegenheit ſind, glauben wir kaum erſt andeuten zu dürfen. Ueberſpringe alſo geneigter Leſer den Zeitraum von einigen Jahren, und nimm die Verſicherung hin, daß du durch ſolchen Salto mortale

bei weitem nicht so müde werden wirst, als wenn wir diese Kluft mit dem Erdreich der Dichtung ausgefüllt hätten, und dich alsdann über das Gerölle einiger phantastischer Kapitel hinstolpern ließen.

Max ist schon einige Jahre Student. Er besucht das Gymnasium seines Geburtsortes. Er plagte sich in der Gegenwart mit der Vergangenheit um der Zukunft willen, d. h. er studierte Latein, Griechisch, die Alten, Geschichte ꝛc., um einst auf eine solide Weise sich sein Brot verdienen zu können, wie es 1000 andere machen. Thomas studierte ebenfalls. Beide sind noch Freunde wie sie es früher waren. Eben sind Ferien, das nächste Schuljahr treten beide in die letzte Gymnasialklasse. Sie sind immer kindisch, sie haben die Nüsse weggeworfen, die Kinderschuhe ausgezogen, aber wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, weil in der Natur kein Sprung ist, sie setzten die Narrenkappe auf. Denn wer ist vom Kinde alsogleich Mann geworden? wer hat nicht auf die blauen nebelumhüllten Berge der Zukunft seine Luftschlösser hingebaut, und sich nicht gefreut über die blinkenden Fenster nnd über die im rosigen Morgenroth schimmenden Mauern, angeleuchtet von der Sonne des Glückes? Auch Max hatte seinen Plan für die Zukunft, und dieser war, wie es bei jungen Leuten selten der Fall zu sein pflegt, ungemein bescheiden. Er war Katholik, seine Mutter war ein gutes frommes Weib, und hatte, was Weltanschauung betraf, einen klaren richtigen Sinn. Ihre Lehren und Mahnungen fanden alle in dem Satze

ihren Mittelpunct, daß der Menſch hier auf Erden, wenn er auch in den glänzendſten Verhältniſſen lebe, doch immer ein elendes Leben führe, wenn er in ſeinem Grabſtein auch zugleich den Markſtein ſeiner Hoffnungen ſieht, und wenn er ſeinen Troſt nicht über der Erde geſucht und gefunden hat. Max hatte nun in Folge dieſer Anſichten das Kloſter zum Ziel ſeiner Wünſche gemacht, um dort, wie der alte Pope oder vielmehr ſein Ueberſetzer, der alte Bürger ſagt, »im Schauen tiefer Todtenſtille, wo die Himmelstochter Andacht wohnt,« ſeinem Gotte zu dienen, und nebenbei in behaglicher Ruhe, ſich auf die Wiſſenſchaft zu verlegen, und zu luſtwandeln in den Schatzkammern abgeſchiedener Geiſter. So hatte er ſich denn in eine Zukunft hineingeſponnen, welche ihm, wenn er über ſie nachdachte, höchſt angenehme Stuuden bereitete. Die Stille und Einſamkeit des Waldes, welche ſo recht zu ſolchen Träumereien geeignet iſt, war in freien Stunden ſein liebſter Aufenthalt. Halbe Tage lang war auch oft Thomas mit ſeinem Freunde Max gegangen, und ſie krochen dann herum unter Ruinen und altem Geſtein, und meinten die Ritterzeit, das müſſe doch eine überaus ſchöne Zeit geweſen ſein, und Harniſch, Viſir, Schienen und Speer ſeien die ſüßeſten Laſten, welche je ein Mann getragen hat. Thomas hatte durch ſeine Connexionen das, für dumme Jungen und einfältige Mädchen ſo liebliche Naſchwerk der Ritterromane, in großer Fülle erhalten, und er beeilte ſich ſtets, ſo oft er in den Beſitz von ein paar

neuen Bänden kam, seinem Freunde diese Seelenspeise mitzutheilen. Thomas war damals entschlossen, die Rechte zu studieren, und einst zu Wien, wo er Verwandte hatte, sein Glück zu machen. Die Romanenliteratur, welche er pflegte, konnte daher seinen Aussichten für die Zukunft keine besondern Hindernisse in den Weg legen; anders aber war es bei Max Frosch der Fall. Er konnte sich jetzt nicht mehr mit jener behaglichen Ruhe wie früher in die Klosterzelle hineindenken, ohne von artigen Gesichtern mit wallendem Schleier und zierlichen Halskrausen aus seinen friedlichen Gedanken aufgescheucht zu werden. Kurz die Flut der Rittergeschichten hatte seinen Plan für die Zukunft untergraben. Er hatte die Klostergedanken schon halb und halb aufgegeben. Der gegen Religion und Priesterthum zu Felde ziehende Geist, der in jenen Büchern herrschte, hatte seine bisherige Denkungsart so sehr erschüttert, daß sie nicht sobald wieder in ihr altes Gleis zurückgebracht wurde. Frosch bildete sich ein, er sei ein weiser Mann, er hatte es ja entdeckt, wie man auf die leichteste Mühe geschеidt werden kann, nämlich: indem man liest, um sich zu unterhalten, und wenn dann die Belehrung, als da ist, Menschenkenntniß, Gesichts-, Weltanschauung so nebenbei mitgeht. Kurz, Frosch war in der Romanenliteratur in seinem Elemente. Endlich bekam er auch den sinnreichen Ritter von la Mancha, um mit ihm geistiger Weise seine hochberühmten Abenteuer durchzumachen.

Der ihm dieß Weltbuch zum Leſen mittheilte, war ein kleiner Schreiber, deſſen Geiſt mit ſeiner Statur in vollkommener Harmonie ſtand; er empfahl das Buch auf die gewöhnliche Weiſe, wie es derlei Leute zu beurtheilen pflegen; er ſprach nämlich zu Froſch: „Das müſſen ſie leſen, nicht ſchlecht das Buch, gar nicht ſchlecht, zwar eine dumme Geſchichte, ſehr dumm, kein geſcheidtes Wort, aber ſpaßhaft, voller Schnacken; man möchte krank werden vor Lachen — kurz eine recht dumme, ſpaßige Geſchichte, aber ohne Ernſt, ohne Gefühl, nicht wie Lafontaine. Die erſten zwei Bände verſchwanden in die Rocktaſchen, und der beglückte Froſch hüpfte in den Wald hinaus, um ſich dort des Lebens zu freuen — und das ſpaßige Zeug zu genießen. Das vom häufigen Leſen ſchmutzige Buch zeigte, daß die Biographie des Helden von Mancha eben ſo angegriffen war nach ſeinem Tode, wie ſein Gehirn, während er lebte.

Max erſah bald, daß dieſes Buch etwas Außergewöhnliches ſei, daß es hoch da ſtehe unter allen ähnlichen Werken der Vergangenheit und ſeiner Zeitgenoſſen. Wodurch unterſcheidet ſich nun zunächſt Don Quixotte von den Romanen unſerer Tage? Dort werden wir eines Helden anſichtig, der als Vertheidiger von Recht und Tugend, durch ſeine Mittel, die er anwendet um ſein Vorhaben auszuführen — lächerlich wird, — hier ſehen wir Autoren, welche durch die Mittel, welche ſie anwenden, um Recht und Tugend in ihren Grundveſten, d. i. in der Religion zu unter-

graben, ſich verächtlich machen. Dieß Buch begann unſerm Helden, wenn auch nicht alle, doch wenigſtens die Rittergeſchichten zu verleiden.

Auf dieſe Weiſe ſtand es um die geiſtige Bildung des jungen Max Froſch.

Einſt, an einem Morgen, ging er mit dem dickbeſprochenen Freund Thomas Rund ſpazieren — ſie machten den Weg durch das angenehme Thal, in deſſen engen Raum die Straße nach Bludenz und der Illfluß ſich brüderlich theilen. Schon waren ſie bei der Mühle vorüber gekommen, das Lärmen und Klappern der Räder verſtummte, das Ranſchen der pfeilſchnell hinſtrömenden und ſchäumenden Wellen wurde hörbarer. Thomas begann über künftige Zeiten zu ſprechen, über den Abſchied der Freunde, wenn ihre Beſtimmung ſie trennen wird ꝛc. — Rund, ſeiner Zukunft denkend, redete zu Froſch folgender Maßen: „Schon freue ich mich auf Wien — das muß ein anderes Leben ſein! Jeder Tag wird dort zum Feiertoge, und der Luſt ſoll es kein Ende geben, — ich bedauere dich, wenn ich daran denke, wie du, zwiſchen vier Mauern eingeſchloſſen, deine Zelle bewachen wirſt, des Winkes eines finſtern Novizenmeiſters gewärtig.“

„Lieber Rund! unter uns geſagt, meine Mutter hätte wohl eine Freude, mich als Pater zu ſehen, aber wenn ich nach meinen jetzigen Wünſchen und Geſinnungen urtheile, ſo werde ich weder eine Zelle, noch mich ein Meiſter bewachen; — denn ich habe mein Projekt ſo ziemlich aufgegeben, — auch mich zieht

es nach Wien mit dir — nur Eines ſteht mir im Wege.»

»Und dieß Eine?»

»Dieß eine iſt der Grundton im Schnarrwerk des Lebens; wer bei ſolchem Regiſter nicht anziehen kann, der wird nie etwas Erkleckliches aufſpielen.»

»Du meinſt das Geld? — Fühlſt du denn keine Kraft in dir, das zum Unterhalt Nöthige zu erwerben?»

»Eine Kraft fühl' ich wohl, — aber ich denke, die Ohnmacht thut es in großen Städten der Kraft zuvor; Charlatanerie, Fügſamkeit und Schmeichelei ſind die Steine in der Hirtentaſche des Knaben David, — ſie machen den Rieſen Kraft zu nichte, und erringen den Sieg über ihn!»

»Wie? Würdeſt du nicht im Nothfalle für ein Paar Jahre einen Hauslehrer oder Hofmeiſter irgendwo abgeben können?»

»Ja, aber wie ich mir erzählen ließ, es ſoll dieß nicht ein Geſchäft für Jeden ſein; wer kann immer zwiſchen Scylla und Charybdis, zwiſchen der Affenliebe der Eltern und der Nachläſſigkeit der Kinder die rechte Mitte treffen, — und du weißt, wie ich neulich meinen Schüler, den ich in den Anfangsgründen der lateiniſchen Sprache zu unterrichten hatte, wegen nicht zu entſchuldigender Unachtſamkeit ein klein wenig bei den Ohren zog, — du weißt, wie auf das Geheul des Fratzen ſeine beſorgte Mutter herbeilief,

und mir ſagte: ſie habe mich aufgenommen und gemiethet, um ihren Sohn Latein zu lehren, aber nicht ihn bei den Ohren zu ziehen.“

„Wohl erinnere ich mich an dieſe Geſchichte, die mir wie ein Lottoſpiel vorkommt, denn du ſelber hatteſt gezogen, und das eine Niete dazu, nämlich den leeren Kopf des Buben, und du hatteſt daher bei der Ziehung verloren, — nämlich deine Lektion; und monatlich ein Paar Gulden.“

„Ich muß dir aber ſagen, ſo nöthig mir das Geld geweſen wäre, ſo froh bin ich, daß die Sache ein Ende hat, denn erſt jetzt kann ich der Einladung Peters folgen — ich kann mit dir gehen — und wir wollen uns ein Paar Wochen auf dem Schloſſe ſeines Vaters herumtummeln.“

„Wahrhaft, nun freut es mich erſt, daß man dich der Mühe, Latein zu lehren, enthoben, daß man dich zum Plunder gejagt hat, nun habe ich in dir einen neuen Reiſegefährten, denn morgen wird Storchbein kommen, um mich abzuholen.“

„Storchbein wird auch mitgehen?“ fragte Max, und es lief ihm etwas kalt über den Rücken, denn er konnte dieſen Kollegen nicht wohl leiden. „Der wird alſo auch mitgehen?“

„Nun, biſt du deß' nicht zufrieden? Kommt es mir doch vor, als ob Alles, was Froſch heißt, einen gewieſſen Abſcheu habe vor alle dem, was Storch heißt. — Was iſt es auch, wenn er bisweilen ſeinen Spaß mit dir hat? — Er kann höchſtens ſeinen

Schnabel an Dir wetzen, aber auffreſſen wird er dich nicht.»

»Wenigſtens aus Liebe nicht!»

»Was liegt daran, — ihr werdet bald ausgeſöhnt ſein. Du gehſt alſo doch mit?»

»Ei freilich, mich verlangt es zu ſehr, einmal aus unſerm Felſenkeſſel hinaus zu kommen.»

»Alſo übermorgen früh — hinaus in die Welt! Halloh!»

Das Echo hatte den Jubelruf einige Male zwiſchen den Felſen herumgehetzt, bis er ſterbend verklang. Einiges wurde noch über die Reiſe geſprochen, und der Rückweg nach Hauſe angetreten. Die Sonne guckte endlich über den Berg in's enge Thal nieder, und brannte, als ob ſie ihre lange Abweſenheit und ihr ſpätes Aufgehen vergüten wollte, recht ehrlich auf die beiden Spaziergänger los.

So gerne nun junge Studentlein mit einander ſcherzen und ſchäckern, ſo vergeht ihnen doch auch, wie jedem andern Menſchen, die Luſt, bei ſengender Sonnenhitze Kapriolen zu ſchneiden. Ermattet ſchritten ſie vorwärts der Stadt zu, und obgleich ſie ſchweigſam neben einander gingen, ſo ſenkte ſich doch über das Gemüth eines Jeden der Morgenthau jugendlicher Hoffnungen und Träumereien nieder; — ſie waren eben nicht um die fernere, ſondern nur um die nächſte Zukunft bekümmert, — und die Unterhaltungen auf dem Schloſſe Rumpelhauſen machten ihrer Phantaſie viel zu ſchaffen. So kamen ſie nun ſchlendernd um Mittagszeit in

ihr Städtlein, und ſahen daſelbſt eben den Freund Storchbein von Bregenz ankommen. Rund nahm ihn ſogleich mit ſich zu ſeinen Eltern, auch Max wurde geladen; letzterer zeigte, daß ſein Hunger größer war, als ſeine Feindſchaft, denn er genoß gewaltig viel, und ſehnte ſich mit Storchbein aus. Der frühe Morgen des folgenden Tages wurde zur Abreiſe beſtimmt.

Viertes Kapitel.

Antritt der Reiſe. Vorſtudien im Tabakrauchen. Erſtes Nachtlager. Wie dann im Wirthshauſe ein neuer Reiſegefährte ſeine Geſchichte erzählt.

Finis nunc laborum est,
Finis nunc scolarum est,
Finis miseriae!

Altes Ferienlied.

Die friedlichen Feldkircher, von denen wir, wenn Poeſie unſer Streben wäre, ſagen könnten, daß ſie in den Armen des Morpheus lagen, oder daß Mohnkörner über ihre Augen geſtreut waren, ſchliefen noch größtentheils. Nur die ganz- oder halb-nächtigen Gewerbe, als: Wirthe, Fuhrleute und Bäcker, befanden ſich auf den Beinen. Auch die Brüder in studio waren luſtig und fröhlich ausgezogen, Rund und Storchbein hatten zierliche Felleiſen auf ihren Rücken, der arme Froſch hatte eine alte Jagdtaſche umgehangen, die, durch weiß Gott was für Verwicklungen des Zufalls auf dem Dachboden ſeines Vaters verſchlagen, dort lange Zeit ohne Bedeutung lag, — bis ſie am vorigen Tage von ihrem gegenwärtigen Träger aus dem Staube hervorgeholt, und einigemale mit Vergnügen umgehangen und wieder abgelegt worden war. Das Herz ſchlug allen Dreien hoch auf voll Freude, als ſie ſich auf der Gaſſe befanden; die Mutter Runds weinte, weil ihr Söhnlein das erſte Mal auf längere Zeit das

väterliche Haus verließ, nichts deſto weniger aber war Rund guter Dinge; — denn die Freude des erſten Ausfluges überwiegte alles Andere.

Die Pilger kamen an einem Brotladen vorüber, da fiel es Maxen ein, daß der Bäcker, ſein Vetter, dem er geſtern von ſeiner Reiſe erzählte, ihm auftrug, im Vorübergehen einen Sprung zu ihm zu machen, er habe ihm noch Etwas zu ſagen. Er ging alſo hinein, und bekam als Viatikum einen jener gewaltigen Wecken, deren eigenthümliches Klima die Waldſtätte, auch wohl Thurgau und Appenzell ſind, die aber bei beſonderen Gelegenheiten auch in benachbarten Ortſchaften erblühen, und zwar bei ungewöhnlicher Treibhaushitze, nämlich im Backofen. Das Geſchenk wurde mit Dank angenommen und in den Dekel des Schnappſackes eingeſchnallt, aber ſo, daß es zu beiden Seiten eine Spanne weit hervorguckte. Wie nun einem geſunden Menſchen jede Nahrung gut gedeiht, ſo findet der heitere und fröhliche, beſonders in ungetrübter Jugendzeit, auch an den gewöhnlichſten Dingen ſeine Luſt und ſeine Freude. — Die beiden Gefährten, als ſie Froſch auf ſich los kommen ſahen, lachten überlaut über das Rieſengebäcke und über den, der es trug, ſie nannten es einen Kirchthurm und einen Rauchfang, und was derlei halbwitzige Benennungen mehr ſind; Max aber meinte, es werde bei all' ſeiner Größe den Tag kaum überleben, und wie Rauch verſchwinden. Ehe ſie noch aus dem Städtlein hinaus kamen, klopfte Storchbein an das Stubenfenſter eines ihrer Mitſchüler, und als der

aus ſeinem Bette aufſprang, um nach dem Fenſter zu ſehen, — ſprach der bösartige Storchbein, — er habe nur angeklopft, um ihn noch einmal zu ſehen, und von ihm Abſchied zu nehmen; — eigentlich aber geſchah es nur, um ſich dieſem als Reiſender zu zeigen, oder um ihn zu bedauern daß er zu Hauſe bleiben, und unter dem Ofen hocken müſſe, — und vielleicht auch ſogar, um ſeinen Neid ein wenig rege zu machen. Es wurde aber nicht lange angehalten, man ſuchte bald wieder das Weite zu gewinnen.

Die Luft ſtrich kalt und ſcharf her, als ſie vor die Stadt gekommen waren, ſie ſchritten daher ſchnell aus und kamen bei Zeiten nach Pludenz, wo Mittag gehalten wurde. — Hier verſorgte man ſich mit Rauchtabak und Pfeifen, theils um ſich in der äußeren Erſcheinung männlicher herauszuſtellen, — theils auch um einmal das ſüße Vergnügen des Tabakraucheus zu verkoſten. Das Mittagmal war eingenommen, der Preis dafür, obwohl er Jedem zu hoch ſchien, wurde ohne Murren und Widerrede bezahlt; — nur vor dem Thore des Wirthshauſes ergoſſen ſich die Wanderer in Läſterungen über das Schnüren, ſie hatten hier zum erſten Mal die Erfahrung gemacht, daß man auf einer Reiſe nichts umſonſt bekommt, als Regen, Sonnenſchein und Staub (in den anteeiſenbahnlichen Zeiten) und bisweilen von einem lächelnden Wirth eine Priſe Tabak. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß Froſch und Rund auf Feldkirch, Storchbein auf Bregenz ſtolz waren, indem ſie für ihre Geburtsorte vortheilhafte Vergleiche mit

Pludenz anſtellten. Vor dieſem Städtlein nun wird der Weg, der gegen den Arlberg führt, überaus angenehm. Obſtbäume, die mehr belaubt ſind, als fruchtbeladen, laſſen die Sonnenſtrahlen nicht durchdringen; zur rechten Seite rauſcht der Waldſtrom dahin, der in tiefer Schlucht ſeinen Weg ſich gebahnt, und auf der linken Seite plätſchern kleine Waſſerfälle von hohen Bergen nieder, welche zeitweiſe, wenn die Sonne in die Zacken der Alpenkrone nicht recht einzudringen vermag, ſpärlicher fließen, ſo daß dann das wenige Waſſer, was ihnen entſtrömt, ſich an die Felſenwand furchtſam anklammert und an ihr herabläuft, während es bei ergiebigerem Quell in der Ferne einem ſilbernen Schleier gleicht, der, mit blitzenden Perlen durchwoben, von der Höhe des Berges bis in's Thal herabhängt, und bewegt wird von dem Hauch des Windes.

Dieſe Gegend aber mit all' ihrer Pracht und Herrlichkeit war den jungen Männern nichts Neues, Felſen, Berge, und Waſſer hatten ſie auch zu Hauſe vollauf, aber etwas Anderes war ihnen neu, nämlich das Tabakrauchen, und das mußte nun verſucht werden. Viele Autoren, die Freunde philoſophiſcher Beobachtung ſind, haben es ſchon bemerkt, wie ſchwer jungen Leuten das Beginnen des Rauchens wird, und wie ſie dann, durch den Widerſtand angeſpornt, nur um ſo heftiger trachten, in dieſer edlen Kunſt ſich auszubilden. Das Triumvirat zog die neuen, noch nie gebrauchten Inſtrumente aus den Taſchen, dieſe wurden mit ſicht-

barer Freude geladen, und endlich gab man Feuer. Welche Freude hatten nun die jungen Männer, als die erſten Dampfwolken von Stapel liefen, um hinaus zu ſegeln in das Meer der Luft, und um wie verlebte Tage, nie wieder zu kommen. Storchbein, den wir in Zukunft um der Abkürzung Willen, wie es ſeine Kollegen hielten, nur Storch nennen werden, und Rund wurden Beide blaß, und je bläſſer ſie wurden, deſto mehr lachten ſie über Froſch, und je mehr ſie über ihn lachten, deſto gleichgültiger rauchte der Heros in gemeſſenen Zügen fort. Am Ende verging aber den Spöttern das Lachen, es wurde ihnen ſo ſchlimm, daß ſie wie Schatten der Unterwelt hinter Froſch einher ſchliechen; ſie tröſteten ſich gegenſeitig über ihr Uebelbefinden, und kamen endlich zum Schluſſe, man habe ihnen ſehr ſchlechten Tabak gegeben. Storch meinte, Froſch müſſe eine Roßnatur haben, weil er nicht im mindeſten verändert ausſehe. So kamen die Marodeurs bis in's Dorf Bratz; hier tranken ſie rothen Wein, und tauchten auf das Anrathen ihres noch ganz geſunden Gefährten Froſch, der, ohne es zu wiſſen, daß einſt die Hydropathie auf der Erde erſcheinen wird, ſchon einer ihrer Anhänger war, ihre Köpfe in den ausgehöhlten Baum, der das vor dem Wirthshauſe aus einer Röhre ſprudelnde Quellwaſſer auffängt.

Nun wurde mit einem Fuhrmann, der mit einem leeren Wagen bis in's Dorf Stuben zu fahren hatte, ein Kontrakt eingegangen, daß er die drei Pilger, welche das Gehen ſchon verdroß, bis dorthin führe,

wo er heute noch hin zu kommen beſchloſſen hatte. — Auf dem Wege fiel dieſen Nachmittag weiter nichts Beſonderes vor; ganz gewöhnliche Neckereien wie ſie unter derlei Schülern üblich ſind, wurden gepflogen, ſolchen Späſſen aber die beſondere Aufmerkſamkeit des Erzählens und Leſens zu widmen, würde ſich nicht der Mühe lohnen. Der Fuhrmann ſelber mußte bisweilen lachen, ja er äußerte ſich ſogar über das Benehmen ſeiner Paſſagiere dahin, daß die Studenten, wie es ihm ſcheint, doch das ganze Jahr auf nichts Anderes zu ſtudiren haben, als auf tolle Streiche.

Noch war es Tag, als ſie am Ziele, das ſie ſich für heute vorgeſteckt hatten, anlangten, das Dörflein Stuben, welches ſeine Benennung wahrſcheinlich daher hat, weil es wie ein gewaltig großes Zimmer rings von ungeheuren Bergwänden eingeſchloſſen iſt, lag vor ihren Augen da, gleich hinter den Häuſern erhob ſich der ſteile und hohe Arlberg, der ſich ſcheinbar wie ein unüberſteigliches Hinderniß in den Weg legt, denn jeder Wanderer, der von Weſten nach Oſten zu in dieß Thal kommt, meint beim erſten Anblicke, es könne da kein anderer Weg herausführen, als der, welcher herein geführt hat.

Die Wirthin, welche bald ſah, daß ſie Gäſte vom Gelehrtenſtande vor ſich habe, trug ihnen an, das Abendmal in ihrem eigenen Wohnzimmer einzunehmen — indem ſo junge Herren den Tabaksqualm vielleicht nicht recht vertragen könnten, mit welchem das Gaſtzimmer bewölkt iſt. Die Studenten aber,

welche die Welt im Großen kennen lernen wollten, verſchmähten es nicht, ſie auch im Kleinen kennen zu lernen, und Rund, für Alle das Wort nehmend, ſprach zur Wirthin: »Schönen Dank für ihr Anerbieten, aber der Tabak macht uns gar nichs, wir ſind den Geruch gewohnt, — denn wir rauchen wohl auch bisweilen ſelber.« — Dieſen letzten Worten ging jenes Räuſpern voraus, welches dem Menſchen ein gewiſſes Anſehen verleihen ſoll, in welchem aber Menſchenkenner, die jeden Laut zu analyſiren verſtehen, wie die Chemiker einen jeden Tropfen Waſſer, auch einen beträchtlichen Zuſatz von Verlegenheit finden.

»Ja, ja,« ſprach Storch beſtätigend, »wir rauchen auch ſelber, uns kann alſo das nichts anhaben,« Mit dieſen Worten öffnete er die Thüre, und trat majeſtätiſch hinein; Froſch flüſterte ihm in die Ohren: „Du hätteſt wohl dazu ſagen können, wir werden auch gelegentlich blaß, wenn wir geraucht haben.« Rund aber, indem er das Felleiſen auf die Bank hinwarf, ſprach zu Froſch: „Wir werden uns doch nicht in ein langweiliges Zimmer ſetzen, wenn wir Geſellſchaft haben können; und übrigens haſt du nicht geleſen, wie mehrere engliſche Romanendichter gerne in die Gaſthäuſer gingen, um da unter dem gemeinſten Volke Menſchenkenntniß überhaupt ſich eigen zu machen, und insbeſondere Charaktere zu ſtudiren?«

»Ich denke,« erwiederte Froſch, »wenn man ſo längere Zeit das Trinkglas als Perſpektive gebraucht, ſo muß man am Ende die ganze Welt vor ſich tanzen ſehen.«

»Ja,« ſprach Rund, »das verſteht ſich ohnehin, daß derjenige, der das Gaſthaus beſucht, um Beobachtungen anzuſtellen, kein Trunkenbold ſein, ſondern nur in ſo fern trinken darf, daß ihn die Andern für ihres Gleichen halten.«

»Meinetwegen — ich,« ſagte Froſch leiſe zu Rund,« ich bin jetzt durſtig, und werde trinken, meinen Durſt zu löſchen, und dann mag mich Jedermann halten, für was er will.«

Kaum hatten ſich die Dreie niedergelaſſen, und waren durch den erſten Trunk des Weines, den man ihnen gebracht hatte, erquickt, als auch ſchon ein kleiner, dicker Mann auf ſie zu kam, und fragte: »Die jungen Herren ſind gewiß in der Studie, wie ich denke — Vakanzzeit ja, ja, Vakanzzeit, ein wenig umſehen in der Welt, herum ſtolpern in den Bergen, ja, ja, ſeid von Feldkirch, wie ich denke.«

Rund erwiderte: »Ja,« dann ſtellte er dem Dicken einige Fragen in Bezug auf den Ort, auf den Weg über den Arlberg, und derlei mehr.

Endlich fragte dieſer ungebetene Geſellſchafter »Wiſſet ihr wohl auch, meine Herren, wo die größte Stube in der Welt iſt?« Ohne Zeit zu laſſen auf eine Antwort, beantwortete er ſeine Frage gleich ſelber: »Die größte Stube auf der Welt iſt der Ort Stuben, in dem ihr euch gegenwärtig befindet, denn zwanzig Oefen würden nicht hinreichen um dieſe Stube zu heizen«

Der Erzähler lächelte, nachdem die ſchöne Anekdote, deren Verbreitung ihm ſehr am Herzen liegen

mochte, glücklich zu Tage gefördert war, dann ſah er zweifelnd ob auch alle in den tiefen Sinn der Worte gedrungen in die Augen eines jeden ſeiner Zuhörer, die wohl ein wenig lachten, was aber dem runden Manne zu wenig geweſen ſein mochte, denn nachdem er eine kleine Weile an ſich gehalten hatte, begann er ſelbſt in eine helle Lache auszubrechen, was zweifelsohne eines der herrlichſten Gaben bei Anektodenerzählern und Witzmachern iſt, denn ſie tragen dann ihren Beifall in ihren Geſichtsmuskeln und Lungen mit ſich herum, und dürfen nicht erſt das Gelächter ihres Auditoriums abwarten. Der kleine Mann des Witzes fing aber auch an, ſeine geographiſchen Kenntniſſe an Tag zu legen

»Ihr werdet wohl Morgen über den Arl gehen und dann nach Innsbruck?«

»Ueber den Arl wohl, Innsbruck aber werden wir nicht ſehen, ſagte Storch.«

»Aber ihr werdet wohl vom goldenen Dachel in Innsbruck gehört haben?«

»Natürlich,« ſagte Storch, »denn dieſe Dinge müßen wir ja ſtudiren!«

»Nun, nun, wenn ihr auch das goldene Dach ſtudirt habt, ſo weiß ich doch ebenfalls was davon zu reden.«

»Nun wißt ihr es, wer das Dach machen ließ?« fragte Rund.

»Das Dach,« ſprach der Dicke, das hat vor viel hundert Jahren ein Markgraf machen laſſen, dem

Tirol gehörte, den haben nämlich andere Grafen und Fürſten und Edelleute, die in der Nachbarſchaft geweſen ſind, recht herumhanſelirt, und ihn als einen armen Teufel ausgeſchrien, da iſt aber dieſer Mann ſo toll darüber geworden, daß er augenblicklich die Goldſchmide kommen ließ, welche ſo darauf loshämmerten, daß das böſe Gerücht bald zum Schweigen gebracht wurde.

Weil wir aber eben von Dächern ſprechen, fuhr der Dicke fort, ſo kann ich euch jetzt auf ein anderes Dach aufmerkſam machen, von dem ich ganz gewiß weiß, daß es Seinesgleichen kein zweites in der Welt geben wird. Das Dach, von dem ich rede, iſt nämlich jenes auf dem Arlberge, das ihr morgen ſehen werdet. Von der einen Seite desſelben fließen die Tropfen, welche herabfallen in den Rhein, von der andern Seite in die Donau. Wenn da nun ein Regentropfen ſo auf den Giebel fällt, daß er ſich zertheilt, ſo kann es ſein, daß ein halber in den einen, der andere in den andern Fluß ſich ergießt. Aber Eines nur iſt es, weßwegen ich Euch bedaure!

Nun warum, ſprach Storch, iſt der Weg unſicher, oder könnte uns vielleicht irgend ein Unheil zuſtoſſen?

Nein, nichts von dem, entgegnete der Dicke — aber nach meiner Wetterkenntniß von dieſer Gegend, und das kann ich ſagen, daß ich ſolche beſitze — denn ich weiß faſt immer die Minute anzugeben, wann die

erſten großen Tropfen herabpurzeln, welche die Vorboten der vielen kleinen ſind, die ihnen nachfolgen, nach meiner Wetterkenntniß alſo — kann ich euch verſichern, daß es morgen nicht regnet — und ſomit werdet ihr wohl auf dem Arl das trockene Dach ſehen, aber das ſchönſte bei dem ganzen Kunſtſtück geht euch verloren.

Nun, wenn wir kein anderes Unglück haben, als das ſchöne Wetter, entgegnete Rund — ſo wollen wir uns zufrieden darein geben.

Während dieſer Verhandlungen hatte Max, bei dem die Bequemlichkeit immer den Vorzug vor dem Anſtand hatte, ſich mit Rumpf und Beinen auf die Bank hingeſtreckt, und hielt den Kopf auf ſeinen Ellenbogen geſtützt. Storch, dem dieſe Lage etwas unſchicklich vorkommen wollte, ſprach alſo: Dafür, daß morgen ſchönes Wetter iſt, haben wir hier eine ganz ſichere Bürgſchaft — denn, wie bekannt, der beſte Wetterprophet iſt der Froſch — und der hat eben ſeine Beine von der Erde heraufgezogen.

Froſch, ſagte fragend der Dicke, Froſch? Das iſt gewiß der Spitzname von dem Herrn mit dem grünen Rocke? Ja, ich weiß die Herren haben ſo ihre Art mit den Spitznamen, ihre ganz eigene Art.

Art oder Unart, wie man es nehmen will, entgegnete Max, dem es ſchon ärgerlich vorkam, daß er ſich ſollte vor einem Fremden von ſeinen Kollegen auslachen laſſen, ich heiße Froſch, und wem es nicht behagt, dem kann ich auch nicht helfen, übrigens,

wenn ich mich auch bisweilen von einem Storch beunruhigen laſſe, bin ich doch nicht geſonnen, jedem Eſel auf meine Koſten eine Unterhaltung zu verſchaffen.

Der dicke Mann lachte, und meinte, die Studenten ſeien nie ſehr höflich gegen einander; daß er in der Rede Maxens gemeint war, ließ er ſich nicht einfallen.

Storch, der das Individuum, welches nun ſchon einige Minuten durch ſeine wiſſenſchaftliche Bildung die Studenten ergötzt hatte, auch in Bezug auf ſeine bürgerliche Stellung näher kennen lernen wollte, fragte den Dicken ohne weitere Ceremonien, wer er eigentlich ſei?

Der Dicke, weit entfernt, ſich darüber beleidigt zu fühlen, ſetzte ſich auf die Bank nieder, bat die Herren, ſie möchten ihre Köpfe über den Tiſch zuſammenhalten, denn es könnte da unberufene Zuhörer geben, und ſeine Geſchichte ſei nicht für Jeden geſchaffen, aber gegen Studenten habe er immer ein ganz eigenes Vertrauen, weil er ſelber Ein Jahr die lateiniſche Schule beſucht habe. Es folgt nun die Geſchichte des dicken Mannes, wie er ſie ſelbſt erzählte, nur haben wir ſie etwas kürzer und ſolider gemacht, indem wir die zu wäſſerigen Beſtandtheile derſelben durch die Sonne der Kritik auftrocknen ließen.

Seht meine lieben Jungen, was eigentlich meine Knabenzeit anbelangt, ſo iſt davon nicht beſonders viel zu ſagen. Ich bin geboren zu Hall bei Innsbruck, wo mein Vater ein Krämer war. In meinem eilften

Jahre disputirte ich schon sehr gerne, und wenn meine Eltern mir etwas befahlen, so fragte ich immer warum? Da meinte nun mein Vater, aus mir könne etwas Rechtes werden, weil ich ein so kluger Bube sei, und das Maul auf dem rechten Fleck habe. Er meinte: ich sollte Advokat werden. Man schickte mich also nach Innsbruck — ich besuchte daselbst Ein Jahr lang die lateinische Schule, als mein Vater plötzlich starb — mit dem Leben meines Vaters war auch mein Studium zu Ende, was mir heute noch leid thut, denn was könnte ich jetzt schon sein, wenn ich das Ding fortgesetzt hätte? Meine Mutter gab mich zu einem Kaufmann nach Innsbruck in die Lehre; der hatte aber kaum mein Talent entdeckt, als er es auch schon für sich benützte, ich mußte nämlich seine Geschäftsbücher rubriziren, und am Ende sogar Alles einschreiben, wodurch ich eine Art Buchhalter wurde, und das kann ich sagen, in all' diesen Büchern ist kein Fleck zu finden, weder vorne noch rückwärts, und wo zwei Striche nebeneinander laufen, da schaut das Weiße durch, und die Tinte ist dabei nie zusammen geronnen.

So lebte ich bei diesem Kaufmanne vier Jahre lang in Glück und in Frieden, als auf einmal ein wichtiges Ereigniß meine Verhältnisse änderte. Eine Katze nämlich, welche der Liebling und Abgott meines Prinzipals und seiner Familie war. —

Das muß eine ägyptische Familie gewesen sein, meinte Storch. Nein es waren Schwaben, entgegnete treuherzig der Dicke, diese Katze kam also in meine

Schlafkammer, und ſetzte meiner Amſel, die ein ſehr geſcheidtes Thier geweſen iſt, ja ich kann ſagen, geſcheidter als mancher Menſch, und die mir aus den Händen fraß, die ſetzte alſo meiner Amſel ſo arg zu, und ich muß ſagen, daß es gewiß eine Rarität iſt um einen ſolchen Vogel, der ſeinem Herrn aus den Händen frißt, ja was ſagte ich eben?

Nun bei der Katze ſeid ihr ſtehen geblieben, ſprach Rund.

Ja das wäre gut geweſen, wenn ich bei ihr wäre ſteh'n geblieben, denn dann hätte ſie ſich nicht hinauf gewagt auf den Bauer meines lieben Thieres, und hätte ihre Krallen nicht in ſeinen Rücken eingehauen, ſo daß, als ich eben dazu kam, der Vogel ſchon auf dem Rücken lag, und ſeine Füße in die Höhe ſtreckte, was, wie ihr euch denken könnt, für einen Vogel eine ſehr verzweifelte Lage, ja ſogar eine ganz widernatürliche Stellung iſt.

Nun und das iſt das ganze Unglück? meinten die Studenten.

O nein, das Eigentliche kommt erſt jetzt — der Dicke ſah noch einmal herum, ob auch Niemand ihn belauſche, und als er ſah, daß die Tiſchnachbarn ſelber in ein eifriges Geſpräch verwickelt waren, fuhr er, und zwar noch leiſer als er früher geſprochen hatte, fort:

Ich kann es euch wohl ſagen meine Lieben, denn wir ſind heute beiſammen, und ſehen uns vielleicht unſer ganzes Leben nimmer; ich ergriff eine Piſtole, denn ich hatte den Brauch, immer eine ſolche bei

meinem Bette hängen zu haben, und ſchoß nach der Katze, ſie war getroffen, ſchwang ſich aber auf ein offenes Fenſter, von da in den Hof, und wo ſie weiter hingekommen iſt, das hat Niemand erfahren, denn ſo iſt es bei den Katzen der Brauch, wenn eine merkt, daß es mit ihr zu Ende geht, ſo kriecht ſie in ein Dachwinkel oder in einen verborgenen Feldgraben, oder ſonſt irgendwo hin, um Niemanden zur Laſt zu fallen *).

Doch, unterbrach ihn Storch, ihr erzählt ja die Geſchichte einer Katze, und ich dachte ihr wollet eure eigene erzählen?

Sind Euch vielleicht nun die Gerichte auf die Spur gekommen, weil Ihr eine ſolche Schauderthat verübt habt? fragte Froſch.

Nein, nein, es iſt etwas anderes, ſagte der Dicke, den Gerichten kann man leichter entgehen als einem böſen Namen, wie es ſich bald zeigen wird. Kaum war im Hauſe der Knall der Piſtole vernommen, als Alles in größter Angſt auf mein Zimmer ſtürzte, denn die Thüre war offen, und der Pulverdampf, der ſich über die Stiege hinabzog, leitete auf die rechte Spur. — Mein Gott, hörte ich Margaretha, die

*) Was der Dicke hier von den Katzen bemerkt, gilt von den meiſten Thiergattungen. Das ſterbende Thier ſchleppt ſich in einſame Höhlen und Klüfte, und übergibt ferne von den Menſchen-Wohnungen aus Inſtinkt ſeinen Leib dem rückbildenden Naturleben.

Tochter meines Herrn ausrufen: Mein Gott, der Wanzenberger hat ſich ein Leid angethan, er hat ſich am Ende gar erſchoſſen!

Wer iſt dieſer Wanzenberger geweſen?

Nun der bin ich, hab' ich euch denn noch nicht meinen Namen geſagt? Nein, gewiß nicht, ſagte Froſch, denn wer ihn einmal gehört hat, der wird ihn kaum wieder vergeſſen.

Niemand wagte nach dieſem Ausruf über die Treppe zu kommen, jeder meinte, er ſehe mich im Blute gebadet am Boden liegen. Endlich unterbrach ich die verdächtige Stille, und rief aus, indem ich zu einer Lüge meine Zuflucht nahm: Es iſt nichts geſcheh'n, mir iſt von ungefähr die Piſtole losgegangen.

Nein, hörte ich Margareth rufen, wie mich der närriſche Menſch erſchreckt hat, ich zittere wie ein Eſpenlaub, mit dieſen Worten war ſie in einigen Sprüngen über die Treppe, und ſtand in meiner Kammer, hinter ihr kam ihr Vater, ihre Mutter, ein paar Ladenjungen und eine alte Baſe.

Die Frau des Principals hatte kaum meine Ausflucht vernommen, als ſie mir auch ſchon die verfängliche Frage ſtellte: Woher denn das Blut? ich ſehe friſches Blut am Boden.

Na entgegnete ich, da muß ich die Katze getroffen haben, ich wollte ſie ſchrecken, und zeigte ihr die Piſtole, und kaum daß ich es dachte, ſo macht' es Paff, und die Katze war ſchneller draußen beim Fenſter, als der Schuß aus dem Laufe!

Was hat ihm denn die Katze gethan?

Da, sagte ich, auf den Vogelbauer zeigend, seh'n Sie, eben schnappt meine Amsel zum letzten Male nach Luft, jetzt streckt sie die Füße und zieht die Krallen ein, sie ist todt!

Nun, und das Finale war, daß man euch davonjagte? fragte Storch.

Wenn man es gethan hätte, so wäre mir's lieber gewesen, aber man that etwas Aergeres. Einer von den Ladenjungen hatte längst mit scheelen Augen auf meine höhere Stelle geseh'n, nun fand er aber Gelegenheit, seinen Groll an mir auszulassen, er brachte mir einen Namen auf, er nannte mich den Katzenschuß!

Und ist dies das Schrecklichste in eurer Geschichte? fragten die Studiosen.

Kann es denn etwas Schrecklicheres geben, als wenn dem Menschen sein guter Name genommen wird. Statt Wanzenberger nannte man mich den Herrn von Katzenschuß, und so oft ich diesen Namen hörte, so konnte ich auch schon keinen Buchstaben mehr schreiben, ich zitterte an allen Gliedern, und von dieser Zeit an erhielt das Hauptbuch einen Klex nach dem andern. Schon war ich einige Zeit mit dem Gedanken umgegangen, die Stadt des Unglückes zu verlassen, und dieser Plan sollte bald zur Ausführung kommen. Sonntag Abends pflegte ich gewöhnlich in ein Bierhaus zu geh'n, wo mehrere Kollegen aus dem Handelsstande sich einfanden, und diese, als sie einst überaus lustig waren, weil sie des Guten zu viel genossen hatten, begannen nun auf die Gesundheit anwesender

Herren und abwesender Damen zu trinken. Bisher war ich der Meinung, mein schrecklicher Name sei nur meinen Hausgenossen bekannt, nun aber erfuhr ich, daß es anders war. Ein Handlungsdiener brachte den Toast aus: »Der Herr von Katzenschuß soll leben!« »Katzenschuß hoch!« hallte es aus jedem Munde, und als ich das hörte, wurde ich bleicher als die Kässchnitte, die ich vor mir auf dem Teller liegen hatte, und je mehr die Andern lachten, desto unheimlicher wurde mir zu Muthe, und je verlegener ich war, desto mehr wurde gelacht; ich ersah eine gute Gelegenheit, um fortzukommen, und begab mich selben Abend noch zu meinem Principal, und suchte um meine Entlassung an. Er fragte mich warum? ich sagte ihm die Ursache, er meinte, ich solle mir das Ganze überdenken, und solle nicht kindisch sein. Selbst Margareth wurde betrübt, und sprach zu mir: »Sei er nur nicht närrisch, wir können ihn Alle gut leiden, und daß er der Katze den Rest gab, das haben wir vergessen, und dieser Name soll im Hause nimmer genannt werden, und er wird wieder unser Wanzenberger sein, wie vor und ehe.«

Ich aber entgegnete: »Ja, seht ihr mein lieber Herr und meine liebe Frau und meine liebe Margareth, wenn ich von irgend wem eine Ohrfeige bekommen hätte, oder wenn es auch zwei gewesen wären, so ginge das vorüber, denn die Ohrfeigen sind vergänglich, und die Wangen bekommen in kurzer Zeit ihre natürliche Röthe, aber ein Name ist etwas ande-

res, und auf die Mäuler böser Leute kann man keinen Spund schlagen.» Es wurden noch mehr derlei Worte gewechselt, aber endlich blieb es bei meinem Entschluße, und einer der folgenden Tage wurde zur Abreise bestimmt. Als es zum Abschied kam, dankte ich für alles Gute, meine Frau und Margareth weinten, und mir war, als ob mein Herz zerstoßen würde. Auch die Ladenjungen sagten, es sei ihnen leid, daß ich fortgehe, aber ich merkte an ihren Gesichtern, daß sie sich dabei dachten: »Hol dich der Henker» — nun brach ich aber auf, nahm mein Ränzel auf den Rücken, und ohne zu wissen, wohin ich gehen würde, nahm ich vorläufig meinen Weg gegen Zierl — auf der Innbrücke blieb ich stehen, und sah in das Wasser hinab, und dachte an meine Mutter und Schwester zu Hall, und es dünkte mir doch nicht recht, daß ich sie verlasse ohne Abschied, und sie nur durch einen Brief mit meiner Abreise bekannt machen wollte, und es rollten ein Paar Thränen über das Geländer, und mir war, als ob der Inn nie so traurig sich hingewälzt hätte, wie eben damals. Schon wollte ich wieder umkehren, und auf's Neue in meinen Dienst eintreten, als ein Paar von meinen Bekannten über die Brücke kamen, und der Eine mir alsogleich zurief: »Katzenschuß, wohin, mir scheint, du willst reisen?» Dies eine Wort stachelte mich wieder auf, mein Herz wurde hart geglüht wie Stahl, ich gab keine Antwort und ging meines Weges. — Hie und da, wo eine herrschaftliche Kanzlei war, fragte ich an, ob nicht ein Schreiber unterkommen

könnte, und ſo kam ich bis nach — im Montafonerthale, wo ich eine Schreiberſtelle erhielt; mein Oberbeamter war ein guter Mann, ich hatte dort ein ſchönes und friedliches Leben, nach ſechs Jahren aber ſtarb er, und ich wurde in derſelben Gegend auf eine andere Herrſchaft verſetzt. Dort aber war mein Chef ein alter, neidiſcher Schuft, der es nicht leiden wollte, wenn ich auf eine Hochzeit ging oder bei einem andern Feſte mich einfand, ja, den es ſchon verdroß, wenn Jemand mit mir Zwieſprache pflegte. Wenn nun ein Sonntag kam, ſo lief ich nach dem Gottesdienſte, was ich laufen konnte, und beſtieg den Berg, welcher in der Gegend unter dem Namen: »der ſchöne Kopf,« bekannt iſt, von dort aus betrachtete ich mir die Welt, und machte Pläne für die Zukunft. Zu all' meinem Elend kam noch der Umſtand, daß man mich, meiner Bergbeſuche wegen, den ſchönen Kopf nannte, was mich gewaltig verdroß. Einer meiner Onkel, der zu Meran lebte, wechſelte mit mir Briefe, alljährlich einmal, und ich benachrichtigte ihn ſtets, wie es mir gehe. Da er nun in meinem letzten Schreiben ſah, daß ich Luſt habe, irgendwo anders hinzukommen, ſo beſorgte er mir eine Anſtellung auf dem Gute eines ſeiner Freunde, und dorthin bin ich nun auf dem Wege; hier hielt ich mich nur einige Tage bei meinem Vetter auf, morgen aber will ich meine Reiſe fortſetzen. Und ſomit iſt meine Geſchichte zu Ende; 28 Jahre bin ich alt, und mein gutes Ausſehen kommt daher, weil ich, einige Dummheiten abgerechnet, die mich ärgern, nicht ſo bald zum Zorne mich bringen laſſe.

Wie ich nun ſehe, ſprach Storch, ſo hat euch der Katzenſchuß nach Weſten getrieben, und der ſchöne Kopf treibt euch wieder nach Oſten.

Ich bitte nur dieſe Namen fernerhin nicht zu nennen, ſagte der ſchöne Kopf, denn ſie verurſachen mir Herzleid, und die guten Herren werden mich nicht kränken, weil ich ein ſo aufrichtiger Kerl geweſen bin, aber derlei Namen mag ich einmal durchaus nicht leiden. Alle Leute haben ihre Grillen, das iſt nun einmal meine Grille, daß ich keine ſolchen Namen leiden will.

Ganz recht — ihr ſollt ſie von uns nimmer hören — aber wo iſt der Ort eurer neuen Beſtimmung?

Den werdet ihr kaum wiſſen, ſprach Wanzenberger, ich bin ſelbſt noch nicht dort geweſen — es iſt ein Schloß und eine Herrſchaft, und heißt Rumpelhauſen.

Was, Rumpelhauſen? donnerten wie aus drei Feuerſchlünden die Studenten?

Ja, Rumpelhauſen, und was wundert euch dies ſo ſehr?

Das Gut gehört dem Ritter Fabius?

Woher wißt ihr ſeinen Namen?

Sein Sohn ſtudiert mit uns, ſagte Storch — und wir machen einen Ausflug zu ihm — nun geh'n wir alſo morgen miteinander!

Man ſchlug ein, Alles freute ſich, der Eine, weil er eine Geſellſchaft, die Andern, weil ſie einen Gefährten erhalten hatten — Wanzenberger wurde aus-

gelaſſen — aber auf einmal verlor er ſeine Heiterkeit und wurde nachdenkend; auf die Frage, ob ihm unwohl geworden, antwortete er: Das eben nicht, aber es ſei ihm leid, daß er ſeine Geſchichte erzählt habe, und hätte er denken können, daß es ſo komme, ſo würde er geſchwiegen haben.

Ihr meint vielleicht, ſagte Rund, wir plaudern eure Namen aus? aber da ſeid ihr im Irrthum, der ſchöne — oder eure beiden Namen wollt' ich ſagen, die werden in unſern Ohren begraben ſein, wie in ſechs Gräbern, und das verſprechen wir euch, von uns ſoll Niemand etwas erfahren.

Ja, das verſprechen wir, verſicherten auch die beiden Andern. Somit wurde Wanzenberger beruhigt — er begab ſich zu ſeinem Vetter, um bei ihm zu ſchlafen; auch die Studenten gingen auf ihr Zimmer, und unterhielten ſich noch eine Weile über den drolligen Kerl — gaben ſich aber vor dem Einſchlafen die feierliche Verſicherung, daß ſie ſeine intereſſante Geſchichte in Rumpelhauſen verſchweigen wollten — um dem armen Teufel nicht ſein Leben zu verbittern. Am andern Morgen trommelte vor Sonnenaufgang der Rumpelhauſener Schreiber in spe mit ſeinem Wanderſtabe an die Thüre des Gemaches, wo die Studenten ſchliefen, ſie wurden wach, kleideten ſich an — und beſtiegen den Arl — wie nun dieſer Berg die Gränze zwiſchen zwei Ländergebieten bildet, ſo möge er auch hier als Scheidewand zwiſchen zwei Kapiteln ſtehen.

Sechstes Kapitel.

Ein Schlaf zur Stärkung — Rumpelhausen von Außen und Innen zierlich beschrieben. Wie der Held schon früher malen lernte, was erst jetzt mitgetheilt wird, und wie er in eine Verlegenheit kommt.

> Hence, let me haste in the mid-wood shade,
> Where scarce a sun-beam wanders tho' the gloom,
> And on the dark-green grass — — — —
> — — — — — — — — lie.
>
> James Thomson.

Da wir es für unsere Pflicht halten, den Leser von der Färthe, die zum Schloß Rumpelhausen führt, welches nebenbei gesagt, in Wirklichkeit einen andern Namen trägt, wegzuleiten, so lassen wir die Quarte allein wandern, ohne zu beobachten, wie weit sie auf der Straße nach Landeck vorwärts gehen, und ob sie rechts oder links einbiegen, um an ihr Ziel zu kommen. Wir sehen sie erst auf einer waldigen Anhöhe wieder, sie haben sich gelagert unter einem schattigen Baume, jeder Ast ist wie eine Emporkirche oder wie ein Konzertsaal, die Musikanten aber sind die Bienen; sie führen eben das bei ihnen seit undenklichen Zeiten beliebte Tonstück: »Sumsum» auf, welches Kapellmeister Brummulos, einer ihrer hochgepriesenen Vorfahren schon im Paradiese komponirt hatte. Ihre Notenblätter sind die Blätter des Ahorn, ihre Pulte

ſind die Zweige, und obwohl jede ihren Part auswendig herzuſingen weiß, ſo haben doch die meiſten kein großes Vertrauen auf ihr Gedächtniß, ſie fliegen bisweilen näher zu ihren Noten, um aus den Blattrippen ein Paar Takte herauszubuchſtabiren; ſie entfernen ſich dann wieder weiter, und kommt ein Individuum daran, eine Pauſe machen zu müſſen, ſo läßt es ſich auf eine Blüte nieder, und ein gewiſſes Gewicht des ſüßen Staubes der ſich an den Hinterfüßen anklebt, gibt das Zeichen, daß es wieder in den ganzen Chor einzufallen habe. Und ſo haben denn dieſe Muſikanten ſeit anno I der Weltgeſchichte, ſchon manchen lieben langen Tag muſicirt, und manchen Wanderer in Schlaf gelullt. Oefter kommen dann auch Nas- oder Hirſchhornkäfer, wenn ſie am Saft des Weidenbaumes ſich begeiſtert haben, und laſſen ſich hören, die erſtern als lebendige Violoncelle, die letztern als lebendige Violone; ſie ſingen wohl auch Tenor und Baß. So wäre denn nun das Bienengeſumme ſo weit ausgeſponnen, und ſo zum Schlummer einladend durchgeführt worden, wie es in Wirklichkeit iſt, und es wäre keinem Leſer zu verargen, wenn er aus reiner Sympathie mit den vier Reiſenden — ebenfalls die Augen geſchloſſen hätte.

Rumpelhauſen konnte nimmer gar ferne ſein, ſo viel hatten ſie durch Nachfragen von den Landleuten herausbekommen; — bis zu Mittag es zu erreichen, ſchien nicht möglich, denn bisher zeigte ſich noch keine Spur — nirgends war eine glänzende Zinne zu ſehen,

nirgends ein knarrendes Wetterfähnlein zu hören. Die Mittagssonne brannte glühend heiß — es war faſt nicht möglich weiter zu geh'n, und ſo hatten denn die Wanderer beſchloſſen, als Mittagsmahl ein Stück Schlaf einzunehmen. Der Platz unter dem Ahorn ward als der tauglichſte gewählt; der erſte, der erwachte, war Wanzenberger, er rieb ſich die Augen, ſtand auf, ging ein Stück auf dem Wege vorwärts, und was ſeine Augen ſahen, das kündete laut ſein Mund, er rief aus: Rumpelhauſen, ich ſeh's, da iſt's, ſteht auf!

Alle drei ſprangen auf und rannten an den Platz hin, von wo aus Rumpelhauſen zu ſehen war, und ſie wanden ſich halb vor Schlaf und halb vor Freuden wie Feldſchlangen, und rießen ihre Mäuler auf wie Feuerſchlünde, und vollbrachten ein ſo ſchreckliches Geheul, als ob ſie das Schloß einnehmen müßten, und als ob ſie Sturm rennen wollten. Schnell rafften ſie ihre Habſeligkeiten zuſammen, und ſtrauchelten über manchen Stein, weil ihre Augen unverwandt auf das Schloß geheftet waren.

Wie billig ſollte nun ein Bild ſammt Umriß von der Veſte Rumpelhauſen aufgerollt werden; denn langweilige Beſchreibungen ſind der Geduldzehent, den jeder Autor von ſeinem Leſer abzufordern, und jeder Leſer durch Ueberſchlagen zu verweigern das Recht hat; wir aber wollen von der gewöhnlichen Regel abweichend, unſer Fortifications- und Architecten-Geſchäft in aller Kürze abſchließen. Rumpelhauſen war zwiſchen dem

15. und 16. Jahrhundert aufgebaut. Die urſprüngliche Form war ein oblonges Quadrat, welches in einer Mitte einen großen Hofraum einſchloß. Die bisherigen Beſitzer hatten zu viel Reſpekt vor dem Werke ihrer Vorfahren, als daß ſie etwas davon niedergeriſſen hätten; ſie hatten aber auch zu viel Reſpekt vor ihrer eigenen Bauluſt, als daß ſie dieſe, ſo oft ſich Gelegenheit darbot, nicht befriedigten. Und ſo war es gekommen, daß an das urſprüngliche Stammſchloß eine Unzahl von Thürmchen, Erkern, Pfefferbüchſen, ja ſogar von ganzen Flügeln, angeklebt zu ſehen war; kurz, das ganze Schloß glich einem Criſtallſtocke, an welchem die verſchiedenen criſtalliniſchen Gebilde ringsum anſchießen. Es erhob ſich auf einem mäßigen Hügel, der den Mittelpunkt eines weiten, von Felſen umſchloſſenen Thales bildete, deſſen Ausſicht gegen die eine Seite hin geöffnet war und mehrere Berge zeigte, die, je nachdem ſie näher oder ferner ſtanden, alle Nuancen der blauen Farbe ſehen ließen. Wenn nun ſchon die Veſte allein jeder Anforderung des romantiſchen Sinnes entſprach, ſo wurde doch die herrliche Anſicht durch die Umgebung noch mehr gehoben. — Auf der einen Seite lag nämlich ein nettes Dörfchen mit einem alterthümlichen Thurme ſammt Kirche, auf der andern lag ein kleiner See ausgebreitet, der in ſeinem klaren Spiegel Burg und Berg häuptlings hinuntergeſtürzt ſehen ließ, und in dieſem Bilde zitterte nur bisweilen hier und da ein Thürmlein oder ein Mauerwerk, wenn eben ein Fiſch auf-

ſchlug, oder ein Vogel, der es auf Waſſerinſekten abgeſehen hatte, mit Schnabel oder Krallen eine Furche zog. So hätten wir nun eine Vorſtellung vom Aeußern des Schloßes; wie es im Innern ausſah, wollen wir nach und nach mit unſeren Wanderern beobachten.

Ohne irgend einem Hinderniſſe ſchritten die vier über die gewaltige Zugbrücke. Die Studenten gingen auf einen großen Bengel los, der eben beſchäftigt war, einige Jagdhunde mit vorgeworfenen Knochen zu ergötzen, und den es über die Maßen zu freuen ſchien, daß dieſe Thiere ſich ihm ſo freundſchaftlich zugethan zeigten, und ſie erwieſen ihm doch um kein Haarbreit mehr Ehre, als ſie jedem andern Knochenſpender erwieſen hätten. Dieſen fragten ſie nun, ob Peter, der junge Herr, zu Hauſe ſei.

»Ja wohl iſt er zu Hauſe,« erhielten ſie zur Antwort, »ſie ſind eben alle mit n'ander bei'm Eſſen; das ſind gewiß die Kameraden des jungen Herrn, auf die er ſich ſo ſehr freut?«

Ja ja, das ſind wir.

»Nun, da werd' ich gleich hinaufgeh'n und es ſagen« — während dieſes kurzen Geſpräches hatte ſich Peter an einem offenen Fenſter gezeigt, und als er ſeine Gäſte ſah, war er bald nach vorher ausgeſtoßenem Jubelrufe über eine Stiege herabgeſprungen, um ſie zu begrüßen. Während dem blieb Wanzenberger ganz vertieft vor einer Thüre ſtehen, neben welcher eine ſchwarze Tafel — mit daraufgenagelten Schrif-

ten aufgehangen war — er hatte hier alſogleich den Ort ſeiner künftigen Wirkſamkeit, nämlich die Kanzlei, erſpäht — und ſchien einen Augenblick zu zaudern, ob er zuerſt bei'm Kanzleichef — oder bei'm Gutsherrn ſelbſt ſeine Aufwartung machen ſollte. Als er Peter herabkommen ſah, und aus ſeinem Benehmen merkte, er ſei der Sohn des Hauſes, zog er freundſchaftlich grüßend, ſeine Mütze herab. Der aber bemerkte ihn nicht.

„Nun, das iſt ſchön, daß ihr Wort gehalten habt," ſagte Peter, ſeine Freunde umarmend, „ich habe euch ſchon früher erwartet. Grüß' dich Gott, lieber Rund und lieber Storch, und lieber Froſch. Du ſiehſt ja mit deiner Rieſentaſche aus wie ein Hauſierer — ihr habt noch nicht zu Mittag gegeſſen? Kommt nur, kommt, geht mir nach, wir wollen bald etwas finden" — und ehe die Angeſprochenen zu Worte kommen konnten, waren ſie dem jungen Freunde über die Stufen nachgefolgt, und befanden ſich vor der durch Peter aufgeriſſenen Flügelthüre des Speiſeſaales; da ſtanden ſie nun alle drei, getroffen vom Blitz der Verlegenheit, keiner wagte hineinzugehen, jeder ſchlug ſeine Augen bald auf die beſtaubten Stiefel, bald auf jene, die zu Tiſche ſaßen, und ſie wären eine gute Weile ſtehen geblieben, wenn Peter ſie nicht mit den Worten: »Meine Schulfreunde!" in den Saal hineingeſchoben, und ſein Vater, der alte Ritter Fabius, ſie nicht durch

ſeinen freundlichen Blick einzutreten aufgefordert hätte.

„Nur herein, meine Herren! nur herein,“ rief der alte Herr, »machen Sie nicht viel Komplimente, wir leben hier ganz einfach, legen Sie Ihr Gepäcke ab — ſehen Sie, wir ſind eben mit dem Speiſen fertig — wenn Sie doch früher gekommen wären, müſſen jetzt ſchon mit Wenigem vorlieb nehmen — sero venientibus ossa! hahaha! Hans bring' Stühle, geh' in die Küche, bring' Teller, Suppe, Fleiſch, und was da iſt; sero venientibus ossa — ſollen aber doch nicht hungrig aufſteh'n, hahaha!“ „Setzen Sie ſich doch,“ ſprach die Hausfrau dazwiſchen. „Macht keine Umſtände!“ polterte Peter. Und ſo waren denn endlich die Studioſen nach fürchterlichen Krümmungen und Gebrumme von: Wir müſſen ſchon um Vergebung bitten — Sie werden verzeihen — wir wollen nicht ſtören — wir nehmen uns die Freiheit u. ſ. w., auf die Seſſel gekommen.

Rund, der die Abweſenheit des einen Gefährten beobachtete, ſprach: „Wir haben aber noch Einen mitgebracht, ich weiß nicht, wo der ſich aufhält, der muß uns abhanden gekommen ſein.“ »Wen denn?“ fragte Peter. „Nun, einen gewiſſen Wanzenberger.“ »Ah!“ fiel der alte Herr ein, „das iſt gewiß der Schreiber, der mir von ſeinem Onkel rekommandirt wurde, wo iſt er denn?“ »Er ging mit uns bis in den Hof,“ antwortete Storch. »In den Hof?“ fragte Peter, und lief zum Fenſter hin — „iſt es

vielleicht der Dicke, der dort ſteht?" — »Ja wohl, der wird es ſein." »Bring' ihn herauf," ſprach der alte Herr. »Das iſt meiner Treu' ein ſpaßiger Kauz," ſagte Peter, indem er ſich auf den Weg machte, »er ſchaut ganz jämmerlich betrübt darein."

Während Peter den neuen Schreiber heraufbrachte, hatten die drei Studenten auf eine höchſt tölpelhafte und unartige Weiſe auf zwei Damen hingeſtarrt. »Ich ſehe," ſprach die Frau, welche es bemerkte, „die Herren möchten uns gerne alle kennen lernen; — hier iſt Agnes, Peters Schweſter, und hier Roſa, die Tochter von meines Mannes ſeligem Bruder." »Und wie heißen Sie und Sie, und Sie?" fragte der alte Herr die Studenten — »ſo ſo, ganz gut, jetzt können wir uns doch gegenſeitig rufen." Während dem zerrte Peter den neuen Gaſt bei der Thüre herein, der hatte draußen ſchnell ſein Felleiſen und ſeine Mütze weggeworfen, und wollte mit ſeinem Rockärmel eben die letzte Thränenſpur vertilgen, aber man merkte es dennoch an ſeinen rothen Augen, daß er geweint habe. »Ei warum ſo traurig?" fragte der alte Herr, »warum ſo traurig? Nehmen Sie einen Sitz; hat Ihnen wer was zu Leide gethan?" »Das nicht," ſprach Wanzenberger, »aber ich und dieſe drei Herren ſind ſchon zwei Tage mit einander gegangen, und jetzt haben ſie mich auf einmal verlaſſen, und meiner nimmer gedacht — und wie ich nun ſo einſam daſtand, da iſt mir, ich weiß ſelbſt nicht wie, das Weinen gekommen. Doch ich muß dem gnädigen

Herrn vorerſt das Schreiben überreichen, welches mir mein Onkel eigens überſandte, und Wanzenberger ſuchte in allen Taſchen, und brachte endlich einen zerknitterten Brief zum Vorſchein, der ausſah, als ob er mit Oel getränkt wäre, denn Wanzenberger hatte den Tag früher ein im Gaſthauſe übrig gebliebenes Stück Rindfleiſch in die Taſche geſteckt, dem der Brief wahrſcheinlich als Unterlage gedient hatte. Als er den Zuſtand des Briefes ſah, war er ganz verlegen, die Studenten und die Damen lachten — der alte Herr aber langte ohne weitere Umſtände darnach — beſah ſich die Adreſſe, und murmelte für ſich: »Ja, ja, iſt die Schrift ſeines Onkels;« er öffnete das Siegel und wollte leſen; da aber die Zeilen von beiden Seiten des Papieres durch die Wirkung des Fettes in einander liefen, ſo mochte es ihm zu beſchwerlich ſein; er legte daher das Schreiben weg, und ſagte, er müſſe es früher ausſieden laſſen, bevor er es leſen könne.

Der angehende Schreiber war betroffen, er ſtammelte, trotz dem, daß ihm bedeutet wurde, es liege nichts an dieſem Verſtoße, und er müſſe doch am Lachen ſehen, daß man das Ganze als einen Scherz betrachte, dennoch eine Entſchuldigung nach der andern, und bat am Ende ſogar um den Brief, den er auf reines Papier abſchreiben wollte. Man lachte noch mehr, es wurden die Speiſen aufgetragen, die jungen Damen entfernten ſich, ohne etwas zu ſprechen, der Hunger beſiegte jede Scheu, und die neuen An-

Kömmlinge leerten mit jugendlichem Appetite die dampfenden Schüſſeln. Nun entfernten ſich auch Ritter Fabius mit ſeiner Gemahlin, nachdem ſie früher im Stillen ein Dankgebet ſprachen, und die Studenten wenigſtens der Stellung nach, das gute Beiſpiel nachahmten. Peter erhielt von ſeinen Eltern den angenehmen Auftrag, für die Unterhaltung ſeiner Gäſte Sorge zu tragen. Jetzt begann der Triumphzug des Thronfolgers von Rumpelhauſen; er hatte den Schlüſſelbund in ſeiner Hand, und war im Begriffe, ſeinen Collegen die Prunkgemächer, Rumpelkammern und anderweitigen Raritäten des väterlichen Schloſſes zu zeigen. Wanzenberger konnte ſeine Bangigkeit nicht verbergen, denn obwohl er geſehen hatte, daß er von ſeinem Oberherrn ſo gut als angenommen ſei, wollte er ſich doch auch ſeinem Kanzleichef vorſtellen, um ihn kennen zu lernen. Der in Rede ſtehende begegnete eben im Gange der Geſellſchaft, und Peter übernahm es, die Herren mit einander bekannt zu machen. »Herr Gubel, der neue Amtſchreiber.« Herr Gubel, ein dicker Mann in den Fünfzigen, war über die Maßen freundlich und liebreich, dem armen Wanzenberger lachte das Herz im Leibe.

»Nun,« ſagte Herr Gubel, »gut, daß Sie gekomen ſind, Herr, Herr — wie heißen Sie doch?«

»Wanzenberger, zu dienen«

»Herr Wanzenberger? hahaha! — wir haben eben Arbeit vollauf, zu ſchreiben, daß die Finger krachen möchten, hahaha!«

»Nun dann will ich auch sogleich in die Kanzlei hinabgehen.«

»Ah, so arg ist's eben nicht, dazu ist morgen oder übermorgen Zeit; Sie müssen sich doch eher ausschnaufen und ein wenig umsehen. Die Arbeit läuft uns nicht davon« — und wieder folgte jenes Gelächter, dem stets ein Rasseln in der Kehle vorherging, und welches man gewöhnlich als Anzeichen von wahrer Herzensgüte hinnehmen kann. Herr Gubel ging seine Wege, und raunte seinem Subalternen noch den Trost zu: »Wir werden schon gut auskommen mit einander; wir sind ja gleich groß, und wenn Sie ein Paar Jahre dableiben, so werden wir auch gleich dick. Adieu! Gute Unterhaltung.«

Peter führte die hohen Gäste zuerst in ihre Schlafzimmer; jeder bekam sein eigenes, eines war neben dem anderen, und alle drei durch Thüren verbunden. Massive Tische, Wandschränke, mit alten unbedeutenden Schriften angefüllt, vergilbte Spiegel und lederne Sitze mit hohen Lehnen, bildeten außer den breiten Betten, deren befranst'te Tücher fast bis auf den Boden hingen, den ganzen Hausrath. Ein eigenthümlicher Geruch, der sich in derlei selten bewohnten Zimmern befindet, bestimmte Petern, die Fenster zu öffnen, um die freie Luft spielen zu lassen. Den Studenten bot sich hier eine Ueberfülle von Behaglichkeit dar, und sie dachten nicht nur daran, es sich hier recht comfortabel zu machen, sondern sie sannen auch schon darauf, sich vor dem jedesmaligen Schla-

fengehen mit allerhand Kurzweil zu beluſtigen. In einem Zimmer waren zwei Betten; der junge Herr verſprach alſo, ſeinen Kollegen auch ſelbſt bei'm Schlafen Geſellſchaft zu leiſten. Von da wurde eine Reihe von Prunkzimmern durchwandert, theils mit blauem, theils mit rothem Damaſt, theils mit gewirkten Tapeten behangen, an denen Sonne und Zeit bereits das Ihre gethan hatten. Ein hoher und großer Saal mit Glasluſtern und einer nahe am Plafond herumlaufenden Gallerie war der Stolz des Hauſes. Ahnenbilder fanden ſich ringsum aufgepflanzt. An der Decke waren Freskomalereien angebracht. Das Mittelſtück zeigte Jupiter mit einem Büſchel von Donnerkeilen in der Hand, und rings um ſeinen Thron verſammelt ſtanden die neun Muſen, unter Geſellſchaftsleiſtung Apollo's. Ob dies Satyre, ob es Ernſt ſein ſollte, war nicht zu ermitteln. Die unbeſtreitbare Originalität der Erfindung ſchien übrigens den größten Vorzug des Bildes auszumachen. An den vier Ecken waren die vier Jahreszeiten angebracht, die Malerei ſelbſt wetteiferte mit der ſinnreichen und geſchmackvollen Zuſammenſtellung um den Vorrang. Ober der Hauptthüre prangte das Wapen der Beſitzer in halberhobener Arbeit. Selbſt am parketirten Fußboden waren hier und da Bas- und Hautreliefs zu ſchauen, welche Jedem, der es gewagt haben würde, hier einen Tanz aufzuführen, feindſelig die Spitze boten.

Intereſſanter für die jungen Männer war die Waffenkammer, über deren Muſterung es zunächſt

herging. Piken, Pikelhauben und Schwerter und einige Rüſtungen fanden ſich hier vor; das Alles wurde nun von den Nägeln herabgenommen und einer genauen Unterſuchung gewürdigt, das Raſſeln der Waffenſtücke tönte aber in dieſen Händen keineswegs mehr kriegeriſch, es war nur ein Nachklang vergangener Zeiten. Nebenbei fand ſich die Flintenkammer, die ſeit dem Landfrieden ſich allenthalben zu einer höheren Würde erſchwang. Die Landjunker fanden es am Ende ſelber behaglicher, eigenes Wild auf eigenem Gebiete zu erlegen, als ihre Mitbrüder auf fremdem Boden niederzuſtrecken. Am Ende ging es in's ſogenannte Bilderzimmer. Hier erſt beginnt das Leben unſeres Helden jene Richtung zu nehmen, die er bis an ſein Ende verfolgte. Ehe wir aber in unſerer Erzählung weiter fortſchreiten, wird es nöthig ſein, hier eine kleine Bemerkung vorauszuſenden. Zu Feldkirch hatte ſich ſchon ſeit einigen Jahren ein Zeichenlehrer aufgehalten; die Schule dieſes Mannes beſuchten mehrere junge Leute des Städtchens; auch Froſch und Rund waren unter ſeinen Schülern, und ſie waren noch dazu die beſten. Die ganze Geſchäftigkeit in dieſer Kunſtſchule beſtand darin, daß Blumen, Köpfe und Figuren copirt wurden — es war alſo, wie leicht zu denken, hier darauf berechnet, daß derjenige, der eine weitere Ausbildung erlangen wollte, auch eine weitere Reiſe unternehmen mußte. Unſere beiden Studenten hatten aber aus übergroßer Luſt zur eigenen Compoſition, kurz durch ein höheres Streben ange-

trieben, ſchon ein halbes Jahr lang der Petit-Akademie Valet geſagt. Der Lehrer verſicherte ſie immerfort, daß ihre Copien noch zu mangelhaft wären, als daß er ſie in's freie Feld der Landſchaftsmalerei, nach dem beide ein beſonderes Verlangen trugen, hinauslaſſen könne. Der gute Mann mochte wohl ſeine Schwäche fühlen, und wie andere Leute auf ihren Kopf verſeſſen ſind, ſo war er auf ſeine Köpfe verſeſſen; wer bei Zeichnung dieſer die gehörigen Proportionen traf, dem verſicherte er, ſei der Tempel der Kunſt und des Ruhmes in Einem aufgethan, und er dürfe nur den geraden Weg fortgehen, um ſein fortune zu machen; darunter verſtand aber dieſer Mann wahrſcheinlich nichts anders, als, um in irgend einem Krähwinkel Deutſchlands Zeichenlehrer zu werden, und nicht dabei Hungers zu ſterben. Darüber waren nun Froſch und Rund toll geworden; ſie ſagten in ihrer Wuth, der Mann der Köpfe ſei ein Eſelskopf — aber das ſagten ſie nur im Geheimen. Froſch beſaß ſo viel Humanität dem Zeichenmeiſter für ſeine mit ihm gehabte Mühe zu danken, denn Froſch war ein Gratis-Schüler. Seit dieſer Zeit hatten ſich die beiden Freunde geübt, ſo gut es gehen wollte, verſchiedene Anſichten von Feldkirch, von Friedhöfen in der Gegend, oder von altem Gemäuer zu zeichnen; dazu verwendeten ſie freie Tage — beide machten ſich immer zugleich an denſelben Gegenſtand — ſo entſtand zwiſchen ihnen eine gewiſſe Eiferſucht, und ſie ſagten ſich über ihre gegenſeitigen Arbeiten, wie es Leute in dieſem Alter häufig

zu thun pflegen, entweder die bitterſten Wahrheiten oder die handgreiflichſten Ironien.

Der Bilderſaal wurde geöffnet; Froſch und Rund waren entzückt, Storch und Wanzenberger gingen gleichgiltig von einem Bilde zum andern, weil ſie eben nichts Beſſeres zu thun hatten, und benahmen ſich gerade ſo, wie ſich Leute in Gallerien oder bei Kunſtausſtellungen benehmen, welche keine Kunſtkenner ſind, aber auch für keine ſolchen gelten wollen. Wie es bei derlei Sammlungen gewöhnlich zu ſein pflegt, ſo war es auch hier — unter vielem ſchlechten und mittelmäßigen Zeug fanden ſich ein Paar gute Bilder. Eine Landſchaft war vortrefflich, obwohl die beiden jungen Maler noch nie Gelegenheit hatten, ihr Urtheil zu üben, ſo blieben ſie doch bald wie aus einem gewiſſen Inſtinkte beide vor dem Bilde ſtehen, und betrachteten es aufmerkſam. Es war der Züricherſee von einem der untern Punkte des Etzel aufgenommen. Der Anblick iſt, wie bekannt, einer der prachtvollſten in der Schweiz, Rapperſchwyl lag da, als wäre es in Porzellan gegoſſen, und die Brücke über den See ſchien aus dünnem Draht geflochten zu ſein. Die Abendbeleuchtung war wunderbar ſchön, der See warf kleine Wellen, und die Luft ſchien ober dem Gewäſſer in vibrirender Bewegung. Man nahm ſich vor, dem Gemälde einmal mehr Zeit zu widmen und es genauer zu betrachten. Peter war ungeduldig und klapperte mit den Schlüſſeln, wie ein Küſter, der gerne die Kirche ſchließen möchte, aber zu ſeinem Verdruß

noch einige Betende bemerkt — nachdem er die zwei Betrachtenden aufgescheucht, führte er sie selber noch zu zwei neuen Bildern, wovon das eine Rumpelhausen, das andere eine unbekannte Gegend vorstellte. Wie gefallen euch wohl diese Bilder?" »Sie sind noch neu," sagte Frosch, »sie scheinen von einer geübten Hand herzukommen." »Ich will euch den Maler zeigen," sagte Peter. »Wie, wäre er da im Schlosse?" fragte Rund. »Ja! und wenn ich nicht irre, habt ihr ihn ohnedies schon gesehen; es ist Rosa, meine Cousine." »Und wo hat die das Malen gelernt?" fragte Frosch. »Sie hielt sich, ehe sie zu uns kam, einige Jahre in München auf; als aber ihre Mutter starb, ist sie unser Gast geworden." »Wie sonderbar," meinte Rund, ein Mädchen, und malen!" Der gute Knabe hatte keine Idee von jener Emancipation der Frauen, durch die ihnen das Gebiet der Künste und Wissenschaften aufgeschlossen wurde. Frosch war entzückt; die Ansicht vom Züchersee hatte ihn begeistert, um der Kunst willen; die Ansicht von Rumpelhausen begeisterte ihn auch, aber um der Künstlerin willen. Die Schönheit Rosa's war ihm bei dem ersten Anblicke, als er in den Speisesaal trat, nicht entgangen; daß sie Malerin sei, wie er jetzt hörte und sah, das machte ihm die junge Dame noch viel beachtenswerther. Einst als Maler Großes zu leisten, dünkte ihm ein schöner Gedanke, und er war ihm seit der Zeit, wo er zum Zeichnenlernen und Bücherlesen anfing, oft nachgehangen. Junge Leute, die mit Fähigkeiten begabt

ſind, oder die ſich zu ihrem Unglücke einbilden, ſie ſeien talentvoll, haben gewöhnlich irgend ein Steckenpferd, auf dem ſie in phantaſtiſchen Sprüngen weit in die Zukunft hinausgaloppiren — ſie ſehen ſich entweder als Dichter oder Muſiker, als Staatsmänner oder Marſchälle, als Schauſpieler oder Sänger, oder als ſonſt etwas Erhebliches im Tempel des Ruhmes, ihren Triumphzug halten. Und ſo dachte Froſch auch; als Maler etwas Großes zu leiſten, ſchien ihm nicht unmöglich. Als er nun vernahm, Roſa ſei eine Künſtlerin, da war ſein Kopf wie mit Blitzen durchzuckt — er ſpann mit großer Kühnheit am Gewebe ſeines künftigen Glückes. Der Gedanke, Roſa ſoll einſt deine Braut werden, war bei einer Phantaſie, welche bei Lafontaine, Cramer, Clauren und Comp. müde gehetzt war, gar nichts Uebernatürliches. Er zielte von nun an dahin, auf alle nur mögliche Weiſe ihre Gunſt zu gewinnen. Die Raritäten des Schloſſes waren geſehen, der neue Schreiber nahm Abſchied, um ſich in ſeine Wohnung zu begeben, und Peter machte ſeinen Freunden den Antrag, noch jene Bilder anzuſehen, die Roſa in ihrer Wohnung aufgehangen habe. Das kam Maxen wie erwünſcht, ſein Herz ſchlug ihm, und er ſann auf artige Reden nach; er zweifelte nicht, daß er ſchon von der erſten Viſite mit dem günſtigſten Erfolge gekrönt, zurückkehren werde. Der arme Max! er war in der Blüte ſeiner Flegeljahre, und es war an ihm, wie am Orangenbaume, Blüte und Frucht zugleich zu ſehen. Peter klopfte an der Thüre

Rosa's, Niemand regte sich; er ging hinein, die Andern ihm nach. Peter ermunterte seine Freunde, die ihm zu schüchtern eintreten mochten; er sagte: »Kommt nur, Rosa ist wahrscheinlich bei meiner Schwester, wir können um so ungehinderter ihre Bilder ansehen. Die Gesichter bekamen allenthalben den gewöhnlichen Ausdruck von Keckheit, der vor dem Eintritte in das Gemach in etwas verwischt zu sein schien. Der junge Herr machte zur Vorsicht noch einen Blick in die anstoßende Schlafkammer Rosa's, und als er sie auch da nicht fand, überließ er sich ganz und gar seinem tollen Uebermuthe — er waltete im Zimmer, als ob es sein wäre, was er nicht gewagt hätte, wenn seine Cousine da gewesen wäre, denn es that ihm über die Maßen weh, von ihr einen Verweis zu erhalten, wenn er auch in den liebreichsten Worten abgefaßt, und mit einer wohlklingenden Stimme vorgetragen war.

Jetzt wurden Bilder angegafft, Kupferstiche und Zeichnungen, die in Portefeuilles gesammelt waren, durchstöbert; in einem Bücherschranke herumgewühlt; kurz, Alles das begonnen, was man von feindlichen Invasionen ungezogener und neugieriger Menschen zu erwarten hat. Frosch war über die Werke von Rosa's Hand entzückt — bei'm Bücherschrank aber fand er seine Erwartungen unbefriedigt, denn außer einigen Bänden von Klopstock, Schiller und Göthe war auch kein Werk belletristischen Inhalts, kein Roman, kein Almanach mit Spiegel, Modebildern und Novellen (den Druckbogen zu vier Groschen Honorar, wie

ſie damals Sitte waren), aufzufinden. Jeder ſuchte die Gegenſtände, die er eben betrachtete, in der vorigen Ordnung hinzuſtellen oder zu legen. Schon wollten ſich die Neugierigen entfernen, als Froſch einen gläſernen, prachtvoll geſchliffenen Blumenkelch in die Hände nahm, und aus dem Strauß, der darin blühte, ſich eine Roſe zueignete, denn eine Roſe aus ihrem Zimmer! kann es ein ſchöneres Andenken geben? Sie hat den Duft davon eingeſogen, ſie hat ſich darüber erfreut, und ſolch' eine Roſe iſt jetzt mein, ſolch' eine Roſe ſtimmt zur Poeſie, jedes Blatt wird ein Gedicht, jeder Thautropfe zur Tinte, und jeder Blütenſtiel wird zum Federkiel, ſo dachte, im Sinne der romantiſchen Schule damaliger Zeit, Meiſter Froſch, und wie er daſtand im Sinnen verloren, da kam die Königin der Roſen, Roſa ſelbſt, zur Thüre herein; ihr Geſicht zeigte die höchſte Verwunderung über die ungeladenen Gäſte. Peter wollte ſagen, daß nur der Kunſtſinn ſeiner Kollegen an dieſem Beſuche Schuld ſei. Froſch aber machte jedes Wort der Entſchuldigung verſtummen, denn er hatte in der Angſt über ſeine entdeckte Kühnheit die Blumenvaſe fallen laſſen; das Gefäß war in Scherben zerbrochen, die Blumen am Boden zerſtreut, das Waſſer hatte wie ein unheilkündendes Geſtirn ſeine Strahlen nach allen Seiten hingeſendet. Da ſtand nun Froſch mit gebrochenem Herzen, mit zur Erde geſenkten Augen und mit ringenden Händen; über ſeine Liebe war der Oſtracismus gehalten; jede Scherbe ſchien ihm ein Todesurtheil, und wie er

früher auf jedes Rosenblatt ein Liebesgedicht schreiben wollte, so war nun jedes Bruchstück der Vase geeignet, darauf eine Elegie zu schreiben, so daß ein ganzes liber Tristium *) daraus hätte entstehen können.

Rosa war zu sanft, um sich durch ein solches Ereigniß aufregen zu lassen; wäre sie übrigens zornig gewesen, so hätte sie durch den Anblick der komischen Verzweiflung, die im Gesichte Frosch's ausgedrückt war, versöhnt werden müssen. »Mein lieber Herr,« sagte Rosa lächelnd, »Ihre Verlegenheit sei Ihre Strafe. Machen Sie sich übrigens keinen Kummer, ich bin auch zu schnell in mein Zimmer getreten.«

»Theures gnädiges Fräulein! nur die Bewunderung ihrer Gemälde« — stammelte Frosch; und indem er nicht wußte, wie er den kühn angefangenen Satz zu Ende führen sollte, wurde er von Peter dieser Mühe überhoben, indem er sagte: »Meine Freunde Frosch und Rund sind Maler, und deine Bilder machten ihnen große Freude.«

»Nein, wir sind keine Maler, nichts sind wir, gar nichts,« entgegnete Frosch.

»Frosch, ich sah dich noch nie so bescheiden,« sprach Peter, »die zerbrochene Vase scheint deinen Stolz gebeugt zu haben!«

---

*) Elegiae Tristium, in fünf Büchern, sind ein Werk Ovidii Nasonis, so dieser römische Dichter in seiner Verbannung zu Tomos mit besonderen Sprachschönheiten abgefaßt.

Rund und Storch waren während dem bei der Thüre hinausgeschlichen, um ihrem bisher unterdrückten Gelächter freien Lauf lassen zu können. Frosch machte ein höchst betrübtes Gesicht; er ließ sich auf ein Knie nieder, und begann nun, das angerichtete Uebel wenigstens in etwas zu vermindern, eine Blumenlese. »Lassen Sie das,« sprach Rosa, »mein Mädchen wird aufräumen, und schauen Sie auch nicht so betrübt darein, Sie haben ja keine Welt zerbrochen.« Frosch aber hatte kaum die Töchter der Flur in seiner Hand gesammelt, als aus seinen Augen perlender Thau über ihre Häupter hinrollte; er war durch die Güte Rosa's zum Weinen gebracht, und entfernte sich.

»Ein kindischer Mensch das, er muß eine schreckliche Angst haben, fängt er da zu schluchzen an« — so redete Rosa für sich; Frosch aber hatte die Worte noch vernommen. Peter entfernte sich sogleich mit ihm, er hatte an einem strafenden Blick, den seine Cousine ihm zuwarf, gesehen, daß es für ihn nicht rathsam sei, bei ihr allein zu bleiben, denn weil er die Schuld am ganzen Vorfall hatte, so wäre er nicht so leicht wie seine Freunde davon gekommen, und er fürchtete die Verweise Rosa's, welche zwischen Mahnung und Bitte den Mittelweg hielten.

Die Studenten hatten nun vom Boden bis zum Keller herab Alles genau durchsucht, verschiedene Unterhaltungspläne wurden für die folgenden Tage vorgeschlagen, und so verging die Zeit, bis die Glocke

zum Abendeſſen erſcholl. Froſch erſchien mit einem Armenſündergeſichte; ſein Unglück war ihm in friſchem Andenken, und er fürchtete, es könnte während der Mahlzeit zur Sprache kommen. Hier aber war von der zerbrochenen Vaſe keine Rede; es wurde von Malerei geſprochen, und die beiden angehenden Künſtler Froſch und Rund wurden jeder aufgefordert, eine Anſicht von Rumpelhauſen vorläufig zu zeichnen.

»Und was wird morgen angefangen werden?« fragte der alte Herr.

»Morgen,« antwortete Peter, »werde ich meine Gäſte zu einer Jagdparthie engagiren.«

»Sie wiſſen aber doch alle mit Feuergewehren umzugehen?« erkundigte ſich der beſorgte Hausherr.

»O ja — freilich — verſteht ſich — natürlich — gar keine Sorge« — polterten die Befragten; der Wein hatte ſie kühn gemacht.

»Es wird aber doch nicht ſchaden, wenn Joſeph, der Jägerburſche, mitgeht,« meinte der alte Ritter.

»Gut, wir wollen ihn mitnehmen,« war des Sohnes Antwort.

Somit brach die Geſellſchaft auf; die Studenten waren zu ermüdet, um für heute noch zu einem Spaße aufgelegt zu ſein; ſie fielen in ihre Betten, und erwarteten freudig den nächſten Tag.

Siebentes Kapitel.

Eine Jagd, bei der die Jäger vergebens nach Wild, und die Leser vergebens nach einem Gedanken jagen.

Ha! wenn aus metall'nem Lauf
Krachend sich der Schuß entladet,
Und die gold'ne Kugel d'rauf
In der Gemse Blut sich badet;
Das ist echte Waidmannslust,
Das erhebt des Jägers Brust!
Alpenkönig und Menschenfeind.

Joseph, der Jägerbursche, der schon am Abend früher seine Weisung erhalten hatte, fand sich am frühen Morgen vor den Thüren der Nimrode ein, um sie aus dem Schlaf zu poltern; das Ankleiden ging über die Maßen schnell, und Joseph hatte schon vier Flinten und eben so viele Jagdtaschen bereit, um die, welche für heute seinem jägerlichen Schutze empfohlen waren, damit auszurüsten. Ueberdies bekam jeder eine blecherne Flasche mit rothem Tirolerwein gefüllt, dann ein tüchtiges Stück Fleisch und Brot, für den möglichen Fall eines Hungers. Rund und Storch waren jetzt zum ersten Male in ihrem Leben mit Büchsen behangen in den Wald hinausgezogen; sie hatten einerseits eine Freude, und gefielen sich in ihrem Kostüme; andererseits machte es ihnen aber Kummer, wenn sie

daran dachten, wie leicht es möglich sei, daß sie ihre Ungeschicklichkeit zur Schau trügen, und sich dann dem Gelächter ihrer Collegen aussetzten. Frosch und Peter wußten wenigstens das Jagdgeräthe zu handhaben.

Der Morgen war prachtvoll — Flora versandte auf den Flügeln des Windes ihre Spenden an die Nasen der Sterblichen, Tannen und gemähtes Gras erquickten durch Strömungen des angenehmsten Geruches die Jäger — die geschäftige Nacht hatte Thauperlen in den Wiesenteppich gewoben, von denen viele ihrer angewiesenen Wohnung im Blumenschooße überdrüßig wurden: denn kaum waren sie von einem Fuß berührt, als sie auf die Stiefel herabfielen, sich da mit der Wichse vermählten, des schwarzen Todes starben, und einige Punkte unter dem Leder ihr Grab fanden. Was ist es nicht für eine Lust des frühen Morgens am Waldrand dahin zu wandeln? Dazu gehört aber, daß der Tag ein schöner Maientag sei, und daß die Lustwandelnden Ohnesorgen heißen — und wer kann diesen Namen mit mehr Recht tragen, als ein Student während der Vakanzzeit? Der Bauer, der des Morgens hinterm Pfluge hergeht, dem würde es freilich viel behaglicher vorkommen, wenn er statt seinen ex offo Spaziergängen den Tag über in seiner dumpfen Stube oder im Wirthshause herumlungern könnte, dem süßen Nichtsthun hingegeben. Auch der Gichtbrüchige würde an einem frischen Morgen kein sonderliches Vergnügen im Freien finden, außer auf

den Fußpfaden wäre Flanell ausgebreitet, und die Blumen würden zu Wärmflaschen, und die ganze Flur zu einem trockenen Pflaumenpfühl. Unsere Jäger waren voll der Freude — Storch und Rund fühlten sich ganz selig — denn der Gedanke an die Wunderkraft die im eisernen Rohre verschlossen, durch einen willkürlichen Druck des Fingers sich löset, um auf ein Paar hundert Schritte weit das flüchtige Reh, den eilenden Hasen niederzustrecken, oder um den Vogel, der auf den höchsten Zweigen des Baumes sich wiegt, herabzu holen; der Gedanke an diese Kraft macht auf junge Leute, die zum ersten Male das Vergnügen der Jagd verkosten einen eigenen Eindruck, sie fühlen ihre Brust sich stolz erheben, und eine gewaltige Mordlust beginnt dann auch des Sanften und Friedliebenden sich zu bemächtigen. Storch stimmte im Uebermaß seiner Freude ein altes Jagdlied an, welches er schon öfter, wenn auch bei keiner Jagd, doch bei geselligen Zusammenkünften seiner Collegen mitgesungen hatte, die andern drei fielen alsbald ein, und bildeten den Chorus. Joseph, der Jägerbursche, machte ein ganz griesgrämiges Gesicht, und murmelte für sich hin: »Wenn das Brüllen noch 'ne Weile dauert, so bekommen wir auch keine Katze zu sehn. Storch kehrte sich nicht an diesen Rath — er begann das Lied von neuem, und als er eben die Strophe sang:

„Im Wald und auf der Weide
Da findet seine Freude
Ein froher Jägersmann!"

glitſchte er aus, und ſtand mit beiden Füßen in einem mit Geſträuch bedeckten Waſſergraben, was ſeinen Freunden keine geringe Unterhaltung gewährte. »Na, da haben wir die Freude,« ſprach Froſch, und der Waſſermann wurde mit einer hellen Lache begrüßt, die ſeine Eile vergrößerte, mit welcher er den Fluthen entſtieg.

Wie andere Waſſerfälle den Sänger begeiſtern zu einem rauſchenden Liede, ſo vermochte dieſer Waſſerfall unſern Sänger ſein Lied einzuſtellen, der Jägerburſche, den das Lärmen und Jubeln ſchon lange verdroſſen hatte, unterließ nicht, ſeine Freude auf excentriſche Weiſe zu zeigen, Storch wollte ſeinen Aerger verbergen, und meinte, es ſei ſehr dumm, daß man ihn auf ſo gefährliche Stellen nicht aufmerkſam gemacht habe.

Joſeph erwiederte ihm: Wozu wären denn die Augen? Hätten ſie ſtatt dem Singen geſchaut wo ſie hintreten, ſo wär ihnen das nimmer paſſirt.«

»Pah!« meinte Storch, »das bischen Näſſe wird mir nichts anhaben« —

»Doch, doch Storch«, mahnte Peter, »geh' zurück — kleide dich um, in meinem Kleiderſchrank wirſt du Paſſendes finden.« »Ah! daraus kann nichts werden — warum ſoll ich euch was zum Lachen aufſpielen — ein wackerer Jäger darf ſich durch ſolche Fehltritte nicht irre machen laſſen.

Auch der Jägerburſche unterließ es nicht ſeine Anſicht von der Sache auszuſprechen.

*

»Geh'n Sie nur ſo 'nen halben Tag herum, und laſſen Sie das Gewand auf Ihrem Leibe trocknen, werden dann ſchon ſehen, was 'rauskommt, Sie werden auf einmal das Gliederreißen erwiſchen, ſo wie es mein Großvater hat, und werden nicht wiſſen, wo es herkommt.

Froſch fragte: „Wie alt mag wohl euer Großvater ſein?"

»Er muß jetzt ſo ziemlich auf die Neunzig losgehen, und das iſt ſeine Rede beinahe alle Tag: Hüte dich, ſagt er zu mir, hüte dich Joſeph vor einem Fall in's Waſſer — biſt du naß geworden vom Regen, ſo hat das nichts auf ſich, du kannſt dich trocknen laſſen von Sonne und Wind, biſt du aber ins Waſſer gefallen, oder mußt du eine Furth durchwaten, und kommt dir die Näſſe in die Kniegelenke, dann geh nach Haus und zieh andere Kleider an, ſonſt wird es dir ſo ergehen, wie es mir ergeht — du wirſt ſchrecklich für deine Unbeſonnenheit büßen — meineſt du denn, ich hätte das Gliederreißen anderswoher als von einer gleichen Urſache, und es dauert jetzt ſchon über die fünf Jahre, und lange mußt' ich nachſinnen bis ich darauf kam, wo ich es mir geholt — endlich aber iſt's mir eingefallen, ich war nämlich — es werden ſo gegen die fünfzig Jahre oder noch was darüber ſein, auf Beſuch bei meinem Bruder zu Toſens; auf dem Rückweg nach Rumpelhauſen kamen ſtarke Regengüſſe, und die Bergwäſſer verſchlugen mir den Weg, und da dacht' ich mir: ich werde nicht ſitzen bleiben, und euch zuſchauen, bis ihr euch verloffen habt — und ſo hab ich deren mehrere

durchschritten — als ich nun im Kannerthale in's öde Wirthshaus kam, setzt' ich mich nieder zwischen zwei Thüren.

»Hohl' ihn der Geier mit seinen langweiligen Erzählungen eines Großvaters," wurde der Jäger von Storch unterbrochen.

»Was, langweilig?" erwiederte der Jäger herausfordernd, »langweilig? ich höre das alle Tage, und öfter sogar zweimal des Tages, und Sie wollen es nicht ein einziges Mal in ihrem Leben hören? und das wäre langweilig, sie werden einmal auf meine Worte denken, so wie mein Großvater auf die Worte jenes Mannes dachte, der dann im Wirthshause zu ihm sprach: »Freund, ihr seid durch und durch naß, euer Haar trieft vom Schweiße, und eure Kleider vom Wasser, wie könnt ihr euch doch zwischen zwei Thüren setzen! — nun sagte der Großvater, das thu ich um trocken zu werden. Freund! sagte darauf der Mann — da werdet ihr eure Gesundheit verlieren, und der Mann hatte Recht — denn bei meinem Großvater ist's so gekommen.

Nun fiel ihm Frosch ein, »da hat aber euer Großvater über vierzig Jahre warten müssen, bis diese drohenden Worte in Erfüllung gegangen?

»Vierzig Jahre oder Ein Jahr," bewies der Jäger, »das geht am Ende auf's Nämliche hinaus, seine Worte sind doch eingetroffen.

Während dies und ähnliche geistreiche Gespräche geführt wurden, kam die Gesellschaft einen Hügel hin-

an, einzelnstehende Fichten und Tannen, kündeten wie Vorposten das Heer der Bäume an, welche im Innern des Waldes einem undurchdringlichen Phalanx gleich, dicht gedrängt an einander standen, das laute Geschrei jener größeren Vögel, welche die menschliche Gesellschaft scheuen, ertönte stets in weiterer Ferne, endlich erblickte Frosch eine melancholische Nachteule ungefähr zwei Klafter vom Boden auf einem Zweige sitzen. Bei diesen Vögeln fällt das gewöhnliche Decorum des Sichstillenahens, des Unbeweglichstehens, des Sichnichtregens, des Athemanhaltens gänzlich hinweg — denn sie bleiben bei Tagszeit kühn auf ihrem einmal eingenommenen Posten, und lassen, als ob sie auf eine Zielscheibe aufgemalt wären, ruhig und mit Resignation auf sich losfeuern. Peter, der seit fast einem Jahre des Vergnügens der Jagd in den väterlichen Gauen entbehren mußte legte schon an, und wollte losdrücken, als er von Frosch zurückgehalten wurde. Frosch gab ihm ein Zeichen, er möge vorerst den Freund Storch sein Probestück machen lassen, weil der den Tag früher über die Maßen mit seiner Weidmannskunde geprahlt. Peter war es einverstanden — Storch, nachdem er zur Vorsicht noch einmal befragt wurde, ob er denn je in seinem Leben eine Flinte losgedrückt habe, antwortete nur mit einem verächtlichen Blick über die Achsel, spannte den Hahn, legte zum großen Vergnügen seiner kundigeren Collegen den Schaft, statt ihn fest an den Arm zu halten, weit hinter die Ohren hinaus, zielte so gut es gehen wollte, drückte

los, bekam einen gewaltigen Schlag in sein Gesicht, und ließ erschrocken das Mordinstrument aus seinen Händen sinken. Ein gewaltiges Gelächter erscholl von allen Seiten, Storch griff in seiner Verlegenheit zum letzten Rettungsmittel, indem er dem schlechtgeladenen Gewehre die ganze Schuld gab; bald aber wurde er von seinen Freunden eines Bessern belehrt, sie zeigten ihm die ersten und nothwendigsten Handgriffe, und gaben ihm den guten Rath, in Zukunft nicht mehr mit Dingen zu prahlen, die er nicht verstehe. Auch Rund fügte der guten Lehre das Seinige bei, da es ihm doch auch nicht besser gegangen wäre, wenn er vor dieser praktischen Anleitung, welche Storch zum eigenen Schaden gab, sein Geschoß entladen hätte. Die Eule hatte den ganzen Vorgang mit einer Kaltblütigkeit zugesehen, die dem Gesichte eines jeden Recensenten in seiner Gratisloge Ehre gemacht hätte. Nun verpuffte Rund ohne Schaden, aber auch ohne Nutzen, seine Ladung; er traf den Vogel nicht, dieser blieb wieder auf seinem Zweige unbeweglich sitzen, als ob es ihm nicht gegolten hätte. Endlich wurde er von Peter getroffen, und stürzte, nachdem er mit matten Flügeln einige Kreise beschrieben hatte, kraftlos auf die Erde nieder. Rund konnte es nicht unterlassen, das Unthier näher in Augenschein zu nehmen. Er wollte es von der Erde aufheben, wurde aber von den starken Krallen, welche es zur letzten Nothwehr zusammenzog, an der Hand verwundet. Noch waren die Augen der Eule

hell und glänzend und blickten herausfordernd auf ihre Mörder. Der Jägerburſche endete durch einen Kolbenſtoß ihr Leben, ihr breiter Kopf ſank rücklings auf die Erde und über ihre verglaſten Augen rollten die weißen Lieder. Nun wurde die Frage aufgeworfen, woher es wohl kommen mag, daß die Studenten als Wapen oder Siegelbild gewöhnlich eine Eule wählen, die eine Schreibfeder im Schnabel haltend auf einem Steine ſitzt, auf welchem der Name des Studioſus geſchrieben ſteht. — Nun, weil die Eule der Vogel der Minerva iſt, und ſie mit ihm gewöhnlich gemalt wird. — Und warum wird ſie mit dieſem Vogel gemalt? fragte Peter zum zweiten Male; denn ſchon die erſte Frage war von ihm ausgegangen, und er ſchien eine ganz beſondere Beantwortung derſelben im Sinne zu führen. Nun ſagte Froſch, weil Minerva beſonders zu Athen hoch in Ehren gehalten wurde, und ſich in dieſer Stadt eine bedeutende Quantität ſolchen Gethieres aufhielt. Nun ſagte Peter, das iſt alles gut, aber es riecht nach der Schule, das wußte ich wohl auch ſo beiläufig; heute morgens aber als ich eben Papierpfropfen zuſammenmachte, denn ich liebe ſie mehr als die hanfenen um ihres ſtärkeren Knalles willen; da kam ich auf ein Eulengedicht — ich las es, und es hat mir gefallen, wollt ihr's hören, ſo geb ich es euch zum Beſten, ehedem es zwiſchen Pulver und Blei zerknittert wird; die Geſellſchaft ließ ſich auf Felſenblöcke nieder, nicht ſo ſehrum das Gedicht anzuhören, ſondern, um nachzuſehen,

ob die mitgenommenen Eßwaaren noch keinen Schaden gelitten, ingleichen ob der Wein in den Feldflaschen noch nichts von seiner Kraft verloren habe. Wir wollen das Vorgelesene hier einschalten, denn schlechte Verse sind nichts seltenes, und pflegen einen unermüdlichen Leser, der es weiß, daß er sie ohne Nachtheil für seine geistige Durchbildung auch fallen lassen kann, nicht zu ermüden.

Warum mag wohl das Käuzelein
Mit seiner Federkappen
Der Studiosen Sinnbild sein,
Die Zier auf ihren Wapen?
Darüber hab' ich nachgedacht,
Und hab' es aufgefunden,
In Reime hab' ich es gebracht,
Und in ein Lied gewunden.

Ich las es meinen Freunden vor
Die fanden Alles prächtig,
Doch Feinde waren auch dabei,
Die fanden's niederträchtig,
Und wollt ihr wissen woran ich
Die Freunde mein erkenne?
Sie loben mich ganz fürchterlich
Und rufen immer: bene!
Und meine Feinde, das sind die,
Die über mich schimpfiren;
Doch trotz ich ihnen und will nie
Den gleichen Muth verlieren.
Ich meine selbst, das Eulenlied
Hat seine schwachen Seiten,
Und mehrt die Zahl der Feinde mir,
Drum will ichs nicht verbreiten;

Dies aber sei der Welt gesagt,
Auf daß sie es mög' wissen,
Daß ich ein Eulenlied verfaßt,
Und daß ich es — zerrissen!

Dies Eulenlied hatte einen Verwandten der Familie Fabius zum Verfasser, der sich öfters zur Sommerszeit für einige Wochen zu Rumpelhausen aufhielt, und seinen gewöhnlichen Wohnsitz zu Wien aufgeschlagen hatte, wo er sich von einem Capital behaglich ernährte, aus langer Weile Poesie betrieb, und übrigens unserm lieben Herrgott den Tag abstahl. Die Tage, welche er zu Rumpelhausen verlebte, rechnete er immer zu den schönsten seines Lebens, wahrscheinlich, weil er hier stets gute Aufnahme, und was dem Dichter noch weit mehr galt, ein geruhiges Aufhorchen bei Ablesung seiner Reimsäulen fand, aus denen er sich den Tempel seines Ruhmes zu erbauen beabsichtigte. Bei seinem letzten Aufenthalte im Schlosse hatte er einige Bogen seiner unsterblichen Poesien liegen gelassen, von denen der sinnlose Junker von Rumpelhausen eben ein Blatt als Jagdrequisite verwenden wollte. Max ersuchte ihn aber um dasselbe — und so ward es gerettet.

Wenn du noch mehr solches Zeug willst, sagte Peter, so kannst du noch mehr haben. Mein Vetter Crayon, bringt, so oft er zu uns kömmt die Vormittage gewöhnlich mit Dichten zu, Nachmittags geht er spazieren, und Abends liest er vor, wenn er anders ein Auditorium findet. Er ist ganz ein eigener

Kauz, wir nennen ihn immer den kurioſen Herrn Vetter; heuer iſt er noch nicht da geweſen, und da er uns faſt alljährlich einen Beſuch macht, der Sommer aber ſchon bald zu Ende geht, ſo dürfte er in Kurzem erſcheinen.

Froſch bemerkte, daß dieſer kurioſe Herr doch im Ganzen nicht auf's Hirn gefallen ſein müſſe, und man nehme ſchon aus den wenigen Verſen wahr, daß er ein drolliger Patron ſei, der mit ſeiner Dichtkunſt kein beſonderes Glück gemacht habe, und der ſeine Weltverachtung in geſchlungener Rede aus ſeiner Seele herausſpinne.

Der Jägerburſche, dem ſchon lange das Geſpräch verdroß, wie immer ein Geſpräch bornirte Leute zu verdrießen pflegt, an welchem ſie ihrer Unwiſſenheit wegen nicht Antheil nehmen können, forderte die Studenten auf zu ſchweigen, weil er den Ruf eines Haſelhuhns vernommen. Es iſt doch ſonſt eine Schande, wenn wir einen halben Tag herumziehen und nicht mehr als eine alte Eule nach Hauſe bringen, ſagte er, während dem ſein Lockpfeifchen erſcholl; bald kam das Haſelhuhn näher, ſchon ſahen es alle auf einem der nächſten Bäume ſitzen, als ſich ein pantomimiſcher Streit erhob, wer der Erſte ſein ſollte, der darauf losfeuert.

Joſeph der ſchon wußte, mit was für Schützen er es zu thun habe, forderte ſie auf ſchnell zu ſchießen, während er ſelbſt auf den ſchäckernden Vogel hinzielte — es knallte dreimal raſch hinter einander, das

Huhn flog auf — und wollte sich davon machen, fiel aber von Joseph im Fluge getroffen, nieder. Jeder der Studenten wollte es getroffen haben, der Schuß Josephs meinten sie habe ihm nur vollends den Garaus gegeben.

Joseph, der ihnen zeigen wollte, wie ein Jeder von ihnen Recht habe, wenn er sagt, daß seine zwei Kollegen nichts getroffen, zeigte ihnen das Huhn, das von einer Kugel durchbohrt war, die er auf selbes spendirt hatte, und welches keine andere Spur eines Schrottschusses an sich trug. Nun waren wieder Alle zufrieden, sie lachten sich gegenseitig aus, und kehrten ermüdet nach Hause zurück, um das Mahl nicht zu versäumen und mit dem Vorhaben, sich etwas mehr Jagdruhm durch Ruhe, Besonnenheit ꝛc. anzueignen. Das Heimkehren von einer Jagd ist oft so langweilig als das Heimkehren von einer Landpartie — denn man geht da größtentheils mit der Hoffnung auf ein großes Vergnügen ins Freie, und kehrt enttäuscht in seine Heimath zurück, und es ist abgeschmackt zu Hause gebliebenen Freunden, das sich selbst überredende Wort, aufzutischen: Oh! wir haben uns doch köstlich unterhalten. —

Achtes Kapitel.

Es erſcheint ein neuer Gaſt, und das iſt auch Alles.

In dieſer Zwiſchenzeit gibt Cromwell der Geſchichte keinen Stoff.

Villemains Geſchichte Cromwells 1. Buch.

Während die Studioſen auf der Jagd waren, kam Herr von Crayon im Schloſſe zu Rumpelhauſen an. Er war ein Mann in den Dreißigen und ſah wohlgenährt aus; die Schläfepartien ſeines Haarſchmuckes ſpielten ſchon ein wenig in's Graue und erinnerten, daß er die Jünglingsjahre bereits hinter ſich haben müſſe. Die Brille war ſein: »nie ohne dieſes« geworden, er trug ſie nicht ſo ſehr als Nothwehr — ſondern mehr deßwegen, weil einmal ein Freund, der eben nichts Beſſeres zu ſagen wußte, ihm verſicherte, daß er mit Brillen ein ſehr geniales Ausſehen habe. Für derlei Verſicherungen hatte Herr von Crayon ein äußerſt ſcharfes Gedächtniß, und er dachte Abends beim Nachhauſekommen immer mit Vergnügen an die Artigkeiten nach, die man ihm in Geſellſchaften geſagt hatte. Es war ſeine Leidenſchaft den Jugendlichen zu ſpielen, und ſie nahm um ſo mehr zu, je mehr er im Alter vorrückte. Dabei war er eben nicht das, was

man einen Gecken nennt; man konnte ihm Talente nicht absprechen — er hatte als Dichter, wenn auch nichts Ausgezeichnetes geleistet — doch immer solche Dinge geschrieben, die zu verdauen waren. Seine Freunde in Wien nannten ihn einen fidelen Kerl, der eben nicht ungeschickt sei, und mit dem man sich gut unterhalten könne.

Nachdem Crayon beim Herrn des Schlosses und der Frau seine Aufwartung gemacht hatte, begab er sich in sein Gastzimmer, um unter seiner Garderobe herumzuwühlen, und Toilette zu machen. Wenn Crayon zu Wien war, hielt er nicht viel auf Kleidung — außer Wien jedoch — besonders in der Provinz, pflegte er alles Mögliche auf die äußere Ausstattung zu verwenden. Seit seinem letzten Besuche auf Rumpelhausen waren zwei Jahre hingestrichen; er dachte nun an Agnes, die schon ziemlich herangewachsen sein mußte, und auch an Rosa, welcher er bei seiner letzten Anwesenheit, als sie eben von München kam, poetische Versuche zur Recension übergab; er wußte, daß Rosa eine geistreiche Dame sei, und hatte schon damals die Aeußerung gegen sie ausgesprochen, wie es um ein solches Talent, das in den größten Cirkeln der Residenz zu glänzen vermöchte, Schade wäre, wenn es in den Eisbergen Tirols verkümmern müsse. Wohl führte er sich auch die Antwort zu Gemüthe, die ihm auf sein Kompliment von ihrer Seite geworden, und die ungefähr lautete: »Wenn ich auch eitel genug wäre, das zu glauben, was sie mir sagten,

ſo würde ich doch das gemüthliche Leben bei meinem Onkel hier vorziehen. Es wird ihnen bekannt ſein, daß die Schweſter meiner Mutter zu München ein großes Haus führt, und mir war es frei geſtellt, bei ihr zu bleiben, aber ich wollte nicht.» Er entgegnete beiläufig: »Wenn ſie, mein werthes Fräulein, auch die Capricioſa machen, ſo bleibe ich doch immer bei meiner ausgeſprochenen Anſicht — und ſollten ſie auch nur den Aufenthalt in dieſen friedlichen Thälern vorgezogen haben, um hier in der Gegend als die einzige Perle glänzen zu können, ſo muß ich ihnen doch ſagen, daß es hier nicht einmal etwas Großes iſt, den Sieg zu erringen,» und wieder ward ihm zur Replik: »Mein lieber Couſin, ich glaube ihnen gerne, daß ſie geläufig deutſch ſprechen, ich habe aber zu ihrer Ehre die Ueberzeugung, daß ſie Gehaltvolleres zu reden wiſſen.»

Auf dieſe und ähnliche Geſpräche entſann ſich Crayon — ſie waren in ſeinem Gedächtniſſe haften geblieben, wie man ſich überhaupt der Begegniſſe des Landlebens leichter erinnert, als deren einer großen Stadt, wo ein Eindruck bald den andern verdrängt, und ein Gedanke dem andern Platz macht. Während dieſer und ähnlicher Gedanken hatte ſich Crayon neu angekleidet — er ſtellte ſich vor einen Spiegel, deſſen Rahmen ebenfalls aus Spiegelglas beſtand, und muſterte ſich vom Kopf bis zu Fuße. Er bedauerte, daß ſein eleganter Frack durch das Liegen im Koffer etwas verdrückt worden ſei — als er den Kopf mit

dem weißen Anflug von Schneepartien anſah — brummte er eine Arie — als ob dieſe im Stande geweſen wäre, erwähnten Schnee herabzuſchmelzen — zufriedener war er — als er ſein, von der Reiſe gerötheres Geſicht, die glänzende Halsbinde, und das Schimmern der goldenen Lorgnon- und Uhrketten ſah — die auf ſeinem Gilet herumbaumelten.

Nun galt es bei Roſa und Agnes ſich vorzuſtellen, der letzteren, als der Tochter des Hauſes, gebührte der Vorrang. Theils freute ſich Crayon ſeine gutherzige Couſine wieder zu ſehen, andererſeits wollte er ſich aber der Freude nicht ſo ganz überlaſſen, indem er es dieſen Leuten zeigen wollte, wie er gewohnt ſei, ſich im high life zu bewegen; er machte ſich bei ſolchen Gelegenheiten durch eine affectirte nonchalance, die etwas Liebenswürdiges und zugleich Erſtaunenswerthes an ſich haben ſollte, oft lächerlich, wie jeder lächerlich wird, der ſich auf ſeine leichten und gefälligen Manieren in Geſellſchaften etwas zu Gute thut.

Herein! rief eine helltönende Stimme, als Crayon an der Thüre angeklopft hatte — er öffnete, und machte eine leichte Verbeugung, mit der Frage: »Kennen Sie mich noch?« — »Ah, Vetter Crayon!« wurde ihm entgegnet. — Grüße Sie der Himmel — Warum haben Sie uns ſo lange nicht beſucht?

Ich hatte mir's voriges Jahr auf den September aufgehoben und dorthin fiel eben die Aufführung eines meiner Stücke!

Wie? kaum bei der Thüre herein, und ſchon bringen Sie das neue Stück zum Willkomm, wahrlich Sie verſinken doch immer mehr in die Poeſie je älter Sie werden!

Wie, älter?

Nun Vetter, Sie werden doch nicht der Meinung ſein, daß Sie ſeit zwei Jahren jünger geworden ſind?

Fräulein!

Fräulein nennen ſie mich jetzt, vor zwei Jahren nannten ſie mich ein luſtiges Mädchen.

Wahrlich wenn ich in Verlegenheit zu bringen wäre —

Ah! von Verlegenheit kann bei Ihnen die Rede nicht ſein, Sie leben in der großen Welt, wie Sie uns vor zwei Jahren und auch früher erzählt haben, und wenn man ſchon gar ſo lange mit Menſchen aus allen Klaſſen konverſirt —

Gar ſo lange?

Nun Vetter, ſie haben doch ſchon ein Paar Monathe über dreißig —

Couſine, ihre Naivetät iſt wahrlich Gurliſch.

Gurli, iſt das nicht das Mädchen in einem Kotzebue'ſchen Stücke, die lauter Dummheiten ſpricht, Vetter, Ihre Komplimente könnten mich raſend machen. —

Wahrlich bei Ihnen iſt die nationale Aufrichtigkeit uud Naivetät zu einer Höhe gediehen —

Von der, wie Hamlet sagt, ihre Schulweisheit gar keine Ahnung hat.

Wie Cousine, sie betreiben jetzt auch dramatische Literatur?

Ja wohl, ich verhalte mich aber dabei sehr passiv, wenn wir den Winter in Innsbruck zubringen, so muß man sich doch für die langen Abende etwas zu lesen suchen, oder bisweilen in's Theater geh'n, ja apropos, da haben wir diesen Winter auch ihr neues Stück gesehen.

Wie, mein Stück in Innsbruck, mein Agent sagte mir kein Wort, daß er es für diese Bühne verkaufte, wie mag das maltraitirt worden sein!

Ach — warum? Unsere Schauspieler nehmen es mit Shakespeare auf, und es geschieht ihm kein Leid, so wird wohl auch ihr Ruhm nicht geschmälert werden.

Agnes! wenn ich Sie noch so nennen darf, Sie haben doch auf jedes Wort von mir zehn Einwendungen bereit.

Meinen sie denn, in Wien allein kann man reden, meinen sie in Wien allein ist Tournure und Savoir vivre und Routine und wie der ganze Plunder heißen mag, zu Hause? O wir haben zu Innsbruck und selbst hier auf dem Lande auch eine Welt, und da geht die Conversation so lebhaft von Statten, wie irgendwo, und da werden die Leute eben so auf eine ganz charmante Weise verleumdet, bemerkt und ausgelacht wie überall!

Agnes, Sie ſind eine Rednerin geworden —

Ich rede nur, weil es mir vom Herzen recht iſt, daß Sie gekommen ſind, und weil ich und Roſa uns ſchon lange gefreut haben auf den Spaß, den wir mit Ihnen haben werden; denn anfangs iſts wohl auf dem Lande ſchön, der Juni iſt entzückend, der Juli geht mit, im Auguſt fängt aber ſchön die Langeweile an uns zu benagen, und da können ſie nun denken, wie erwünſcht ein Vetter ſein muß, der einen Spaß zu machen verſteht und einen ſolchen vertragen kann.

O ich habe an den Späßen, die Sie mir in ein Paar Minuten gemacht haben, ſchon wie ein Kameel zu tragen.

Sollte Ihnen das, was ich ſagte, läſtig geweſen ſein?

O laſſen Sie nur Zeit ich will Ihnen nichts ſchenken; wie befindet ſich Roſa?

Eben will ich fort, Sie aufzuſuchen.

Da kann ich Sie wohl auch begleiten?

Meinetwegen, ſagte Agnes, welche, nachdem ſie kaum den Corridor betreten hatte, Roſa mit lauter Stimme aus ihrem Zimmer rief: Komm' doch heraus, komm' lieb' Röschen — ſieh' da, Vetter Crayon iſt hier! — Als Roſa auf dies Rufen nicht erſchien, klopfte Agnes an ihre Thüre — und führte den Gaſt ihrer Freundin auf. Roſa ſaß eben an ihrer Staffelei und war beſchäftigt eine von ihr gemalte Landſchaft zu übermalen; als ſie den Vetter Crayon erkannte

legte sie Pinsel und Palette weg, um ihm die Hand zu einem herzlichen Willkommen zu reichen. Fräulein Rosa sagte der Vetter, ich bin in tausend Aengsten Sie gestört zu haben, ich bitte Sie nur nicht ungehalten auf mich zu werden; ich bin vielleicht jetzt Schuld, daß ihr Bild um eine werthvolle Idee weniger hat.

Ach, das was ich versäume, ist leicht nachgeholt, ich würde es für Affektation halten, weiter fort zu malen, nachdem ein so seltener Gast meine Schwelle betreten.

Aber ich versichere Cousine, wenn ich eben einen guten Gedanken habe und will ihn auf's Papier heften, da kann ich's auch dem besten Freunde nicht vergeben, wenn ich von ihm gestört werde.

Lassen wir jetzt für einen Augenblick, fiel Agnes ein, die schönen Künste ruhen, wir werden, wie ich überzeugt bin, noch oft genug darauf zu sprechen kommen.

Weil Sie das nicht wollen, muß ich Ihnen sagen, Sie machen durch Ihr blühendes Aussehen Ihrem Namen immer größere Ehre.

Halten Sie ein, Vetter, ich würde lügen und müßte kein weibliches Wesen sein, wenn ich sagen würde, ich bin ganz und gar unempfindlich für Komplimente, aber ich denke über den Namen Rosa hat selbst ein Clauren bessere Nutzanwendungen gemacht.

Ach, Sie haben sich also noch gemerkt, daß Sie mir keinen größeren Schimpf anthun können, als den, mich mit diesem Autor zu vergleichen.

Und bei alle dem, Sie müssen mir schon vergeben — hat er einen größeren und bekannteren Namen, als Sie.

Das Letztere geb' ich zu, bekannter mag sein Name sein, aber ich will lieber in einem Keller, oder in einer einsamen Klause wohnen, als auf dem Pranger stehen. Kennen Sie nicht Hauffs: »Mann im Monde?«

Ja wohl, es ist ein Buch der trefflichsten Ironie, und Hauff hat diesem Schriftsteller, der auf unbegreifliche Weise lange Zeit der Liebling eines gewählten Publikums war, als ein unbarmherziger Scherge, den Gnadenstoß gegeben.

Aber Sie waren doch schon bei Papa und Mama? unterbrach Agnes das literarische Gespräch mit einer praktischen Frage.

Ja wohl, da bin ich gleich im Reisekleide erschienen.

Nun da erweisen Sie uns einerseits große Ehre, meinte Rosa, wenn Sie uns einer eigenen Toilette würdig erachten, andererseits aber zeigen Sie dadurch wie ihre Eitelkeit über das Verlangen, uns zu sehen, den Sieg davon trug.

Soll ich Ihnen gleich bei meinem ersten Auftreten in Rumpelhausen Weihrauch streuen, nein! ich will mir ihn weiter aufsparen! Wo ist der gute Peter? — O, antwortete Agnes, der hat sich ein Rudel origineller Jungen von Feldkirch mitgebracht, und unterhält sich mit ihnen vortrefflich. Er ist so eben

auf der Jagd, und wird ſicherlich bis Mittag mit ſeiner illuſtren Geſellſchaft zurückkehren.

In dieſem Tone ſpann ſich der Faden des Geſpräches fort, wir verſichern, daß auch gute Witze gemacht worden ſind, und es reut uns ſchon, ſelbe nicht aufgenommen zu haben.

Der Mittag kam heran, Crayon ſtellte ſich im Speiſeſaale den Studenten ſelber vor, nachdem er Petern begrüßt hatte — er ließ ſich herab, einige Scherze mit ihnen zu machen — und hoffte, die guten Jungen würden mit der Leutſeligkeit eines ſo großen Poeten aus der Reſidenz vollkommen zufrieden ſein, und ſich darnach bei ihren Kollegen einer ſo hochwichtigen und ehrenwerthen Bekanntſchaft zu rühmen wiſſen.

Neuntes Kapitel.

Enthält Dinge von denen viele Leute nichts wiſſen wollen, über die es aber gut iſt, zur rechten Zeit nachzudenken, wie jeder erfahren mag, der das ernſtlich thut.

Die Natur iſt recht ſchalkhaft, und ſuchet das Ihre gar behende. — Sie können ſich wohl entſchuldigen, und machen viele Mäntel, und wollen weiſer ſein, denn Gott. Wiſſet, wer eine Platte Goldes auf ſeine Augen legte, oder eine ſchwarze Platte Eiſen, der ſehe ſo wenig durch das Gold, als durch das Eiſen, wie ein Blinder durch eines oder das andere.

Johannes Taulerus

Seit einigen Tagen hatte Froſch die Geſellſchaft ſeiner Kollegen mehrere Male verlaſſen, um das Schloß Rumpelhauſen aufzunehmen. Schon war die Zeichnung vollendet, ſie ſchien ihm gelungen, er wollte ſie jetzt auch mit Waſſerfarben malen, die er ſich von Roſa zu borgen vorgenommen hatte. Er war ſehr begierig ihr Urtheil über ſeinen Verſuch zu hören, und ſtudirte ſich ſchon im Voraus einige beſcheidene und lobablehnende Phraſen ein, auf den Fall, wenn ſie ſeine Arbeit gut finden würde.

Es war ein ſchöner Sonntagsmorgen. Friedlicher Glockenlaut bebte durch die Lüfte, und ſie die

christliche Gemeinde in das Haus des Herrn. Eine halbe Stunde, ehe der ganze Zug der Bewohner von Rumpelhausen aufbrach, um in die Kirche hinabzugehen, fand sich Frosch in einem Feiertagsanzuge, den er vom gutmüthigen Peter zu leihen bekam, bei Rosa ein, um ihr seine Zeichnung zum Urtheile zu übergeben. Sie betrachtete das Bild und sagte zu dem glücklichen Max: Sie sind meiner Ansicht nach ein sehr talentvoller Mensch.

Ich bitte, entgegnete Max.

Sie würden auch, denke ich, nicht Hungers sterben, wenn Sie sich ganz auf die Kunst verlegten.

Ich bitte —

Ich geb' ihnen mit Vergnügen mein Farbenkästchen —

Ich bitte —

Und bin begierig ob Sie in der Farbe eben so viel Talent entwickeln.

O ich will gleich anfangen, wenn Fräulein erlauben.

Ah! jetzt müssen Sie ja mit uns in die Kirche gehen.

Ich hoffe zum Hochamte noch immer zurecht zu kommen.

Wollen Sie denn die Predigt versäumen?

Richtig, ich bitte um Vergebung, ich hatte an die Predigt gar nicht gedacht, ich werde also Nachmittag oder morgen anfangen.

Wann es Ihnen gefällig ist!

Eine lange Pauſe folgte, Max wollte noch etwas ſagen, es fiel ihm aber nichts ein, er machte endlich eine ſtumme Verbeugung, ging rücklings auf die Thüre los, und ſtieß ſich dabei den Kopf an den Vogelbauer der an der Wand hing. — Warum ſehen Sie doch nicht, ſagte Roſa, haben Sie ſich vielleicht wehe gethan? — O im Gegentheile verſicherte Max, und zog ſich bei der Thüre hinaus.

Nochmals tönten die Glocken zum Gottesdienſte, eilenden Schrittes ſtrömten die Bewohner von Rumpelhauſen und der Umgegend der Kirche zu; auch auf dem Schloſſe war ſchon Jedermann bereit, dahin zu gehen. Der alte Ritter Fabius eröffnete mit ſeiner Gattin im Arme den Zug. Ihnen folgte Roſa, die dem jungen Peter Fabius den Arm geboten hatte, weil ihr das galante Geſchwätz des Herrn von Crayon auf dem Kirchengang nicht behagte. Crayon ging hinter dieſen beiden mit Agnes, dann kamen die Studenten, die Beamten und das Schloßgeſinde. Max ging betrübt an Roſa's Seite, wagte es aber nicht, ſie anzureden, ſie ſelber ſprach mit Peter über unbedeutende Dinge. Crayon bemerkte bald die Aufmerkſamkeit, welche Max ſeiner Couſine Roſa widmete, da es ihm darum zu thun war ſeine Dame zu unterhalten, ſagte er zu Agnes: Da ſehen ſie nur dieſen verwetterten Landſchaftsmaler, er hat ſeine Augen immer auf Roſa gewandt — während dem ſtrauchelte Froſch über einen Stein, den er bei ſeinem melancholiſchen Einherſchreiten nicht gewahrte — He! was

iſt das, wurde ihm von Crayon zugerufen, Sie wandeln ja wie der Ritter von der traurigen Geſtalt, ſagen Sie mir Herr Froſch, geben Sie ſich auch mit Porträtmalen ab?

Ich hab' es noch nie verſucht.

Nun ich dachte nur ſo, denn Sie machten eben eine Miene, als ob Roſa's Züge ihr eifrigſtes Studium wären. Max wurde bis über die Ohren roth, und blieb zurück. — Roſa ging unbefangen fort, als hätte ſie die Worte Crayons nicht vernommen.

Die Herrſchaft und ihre Gäſte verfügten ſich in ein ſogenanntes Oratorium, welches ober der Sakriſtei angebracht war; Wanzenberger, der eben auf dem Wege mit den Studenten geſprochen hatte, nahm von denſelben Abſchied, wünſchte ihnen gute Andacht — und als ſie ihn fragten, warum er denn nicht mit auf die für die Herrſchaft beſtimmte Emporkirche gehe, ſagte er beſcheiden lächelnd: das werden ſie ſchon vernehmen meine Herren, ich blaſe auf dem Muſikchore die Poſaune, das iſt ſo meine Gewohnheit, und das kann ich ſagen, auf dieſem Inſtrumente bin ich ſtark, der Schullehrer, bei dem ich geſtern meinen Part probirte, der verſicherte mich, er habe ſo was ſein Lebetag noch nicht gehört, und ich verſichere Sie, er iſt ein Mann, der ſeine Sache verſteht. Adieu!

Die Fenſter des Oratoriums, welches in die Kirche gingen und von denen man auf die Kanzel und in's Presbyterium ſah, wurden von dem andächtigeren Theile der Geſellſchaft eingenommen. Der alte Ritter

Fabius und seine Gattin, Rosa und Agnes, Peter und der Amtmann hatten dort ihre Plätze gewählt.

Die Predigt nahm ihren Anfang, der Pfarrer begann auf prunklose Weise die Wahrheiten des abgelesenen Evangeliums zu erläutern, sein Wort hatte eine um so durchdringendere Kraft, weil es im Einklange stand mit seinem Leben, und den Studenten, so wie Herrn von Crayon würde es keineswegs geschadet haben, wenn sie eine halbe Stunde lang zugehört hätten.

Crayon, der schon seit seinem zwanzigsten Jahre, wo er zu dichten anfing, in Bezug auf Religion nicht wußte, woran er war, und der, wie es mehr Leute seiner Art machen, heute so, und morgen wieder anders davon sprach, kam eben auf den genialen Einfall, heute ein wenig zu freigeistern, um sich vor den Studenten als einen weisen Mann zu zeigen.

Er nahte sich auf den Zehenspitzen schleichend dem Paare Storch und Frosch (Rund der andächtigste der Studiosen kniete vorne beim Kirchenfenster), und weil er sah, daß diese eben beim Fenster, welches in's Freie hinausging nach Fliegen haschten, wahrscheinlich aus der edlen Absicht, daß Niemand durch das Gesumme dieser Thiere in seiner Andacht gestört werde, so dachte er sich, hier könnte der Same seines Wortes wohl einen besseren Boden finden, als der Same des göttlichen, und er sprach lächelnd zu den Fliegenvertilgern: Ich seh' meine Herren, Ihnen ist hier die Zeit so lang, wie mir; machen wir einen

kleinen Spaziergang, bis der gute Mann mit seinem Gesalbader fertig ist, wir werden dann zur Messe immer noch zu recht kommen! So sagte Crayon, im Grunde war es ihm aber um die Messe eben so wenig zu thun, als um die Predigt, und er nahm sich nur darum vor, zu kommen, weil er es mit dem guten alten Fabius nicht verscherzen wollte, den er für einen ehrenwerthen Mann hielt, der es nur in dieser Einen Sache etwas gar zu strenge nehme. Die Studenten sahen einander an, keiner wagte es, diesem hocherleuchteten Manne zu widersprechen, sie machten sich vielmehr eine Ehre daraus, in der Gesellschaft eines Dichters sein zu können, der sie nun zum Ueberflusse wahrscheinlich ebenfalls für Genies halten werde, weil sie so schnell in seinen liberalen Vorschlag eingingen. Crayon schlich über die Stiege hinab, seine gelehrigen Schüler folgten ihm nach, sie passirten die Sakristei, machten den Bauern Verbeugungen, konnten aber doch der Bemerkung eines festen Tirolers sans gene nicht entgehen, der ihnen als sie sich bei der Thüre hinauswanden, nachbrummte: »Sieh! die haben's Noth; die brauchen vom lieben Herrgott nichts zu wissen!« Weit entfernt, sich über diese gründliche Bemerkung im mindesten aufzuhalten suchten die freien Männer um so schneller in's Freie zu kommen.

Auf dem Kirchhofe angelangt, kehrte Herrn Crayon sein Muth zurück, entrüstet fragte er Frosch der zuletzt herausgegangen war: Sollte das vielleicht uns angegangen sein, was der Bauerkerl in den

Bart gebrummt hat? Wahrſcheinlich ging es uns an, meinte Froſch, in den Bart aber war es nicht gebrummt, denn er erklärte ſich ziemlich deutlich! — Was doch das Bauernvolk für ein bornirtes Volk iſt, ſagte Crayon, der Kerl mag ſeine Predigt hören wie er will, was geht es ihm an, was wir thun, ein ſolcher Menſch hat gar keine Idee, wie man im freien Tempel der Natur, unter dem azurblauen Bogen des Himmelsgewölbes, horchend dem Geſäuſel der Blätter, und dem melodiſchen Vogelſang, Gott das wahre, reine Opfer der Bewunderung darbringen könne; dieſe Tölpel ſind ſo materiell, ſie meinen man müſſe gerade die Hände gefaltet haben und in einem finſtern Kirchenwinkel ſtehen, wenn man beten will, ſie haben keinen Begriff, wie der Gebildete, welcher der Begeiſterung fähig iſt, hingeriſſen wird von der Betrachtung der Natur, wie er im großen Dome Gottes am Beſten die Allmacht und Weisheit des Schöpfers bewundern kann, wie da jeder Athemzug, der aus ſeinem Munde geht, ein glühendes Gebet iſt, wo dem Weihrauche gleich ſich Luftwolken von den Bergen erheben, und ſo ein Tölpel dazu, der will mich belehren —

Hier wurde Crayon in ſeinem Deklamatorium von dem Rauſchen der Blätter eines Buches, dann gleich darauf von einem halbunterdrückten Gelächter geſtört, er hatte nämlich ſeine Rodomontade noch im Kirchhofe losgelaſſen, die Studenten ſtanden bei ihm und bewunderten den Mann, der ſo viele Weisheit

in ſich verſchließe, und das begeiſterte den Redner um ſo mehr, er wäre wahrſcheinlich noch lange in ſeiner ſalbungsreichen Abhandlung fortgefahren, wenn nicht die erwähnte Störung dazwiſchen gekommen wäre. Der Geier rief er jetzt aus, da muß ja Jemand in der Nähe ſein? — Mir ſcheint flüſterte Storch, als ob das Geräuſch hinter jenem Grabſteine geweſen wäre — und kaum hatte er dieſe Bemerkung ausgeſprochen, als ſie ſich auch ſchon beſtätigte, eine Geſtalt im ſchwarzen Talare, ein Buch in der Hand, trat hervor und ſagte ganz unbefangen: Ich habe die Ehre guten Morgen zu wünſchen, meine Herren!

Es war dies der Vicär von Rumpelhauſen. Crayon zeigte in ſeinem Geſichte eine auffallende Betroffenheit, der Mann im Talare war von kleiner Statur, hatte ein feines Geſicht, eine ſichere Haltung, und ſein ſarkaſtiſches Lächeln zeigte zur Genüge, wie es hier ohne eine Controverſe kaum ablaufen dürfte. — Der Vicär fuhr in ſeiner Anrede fort: Ich muß die Herren ſchon um Vergebung bitten, daß ich Sie in ihrer Unterhaltung ſtöre, aber es war mir jetzt nicht mehr anders möglich, und ich muß Ihnen wenigſtens mein Hierſein erklären, daß Sie nicht am Ende auf die Meinung gerathen ich hätte ſie belauſchen wollen.

O ich bitte recht ſehr, ſtotterte Crayon, Sie machen mich wirklich durch ihre Aufmerkſamkeit verlegen.

Meinen Sie die vorige, oder die jetzige? meine jetzige Aufmerksamkeit die ich Ihnen freiwillig weihe, soll meine vorige, die ich Ihnen unfreiwillig geweiht habe, entschuldigen. Einige ausgelassene Jungen hatten schon mehrree Male sich auf dem Kirchhofe während des Gottesdienstes allerlei Kurzweil gemacht, um nun diesen Unfug abzustellen, bin ich oder der Pfarrer, wer von uns gerade nicht den Gottesdienst hält, auf der Wache — und da ward mir jetzt die Gelegenheit Ihre Bekanntschaft zu machen, ich habe zwar nicht die Ehre näher zu kennen, ich denke aber die Herren sind Gäste vom Schlosse?

Ja, ja, antwortete Crayon, denn die andern hatten ganz und gar ihre Stimme verloren, sie ließen ihre Fingergelenke knaken, knöpften die Röcke auf und zu, und machten mehr derlei unnütze Arbeiten, die immer von einer gewissen Verlegenheit Zeugniß gaben.

Crayon hatte sich unterdessen wieder gesammelt, er sprach zum Vicär: Ich muß Sie schon bitten, geistlicher Herr über meine eben ausgesprochenen Aeußerungen nicht ungehalten zu sein, daß ich Sie aber nicht beleidigen wollte, geht daraus hervor, weil ich keine Ahnung hatte, daß Sie hier in der Nähe seien.

Wie sollte mich das auch beleidigt haben, was Sie sagten, es ist ja im Grunde nichts Neues, und in einer gewissen Beziehung ist es auch wahr.

Ich muß Ihnen sagen, unterbrach ihn Crayon, es thut mir ordentlich wohl auf einen Mann ihres

Standes geſtoßen zu ſein, der in ſo wenig Worten eine ſolche Liberalität und Aufklärung —

O halten Sie ein mit dieſen Elogen: denn in dem Sinne, in welchem Sie mir dieſelben machen, enthalten ſie für mich eben nicht ſehr viel Ehrenwerthes, Sie haben mich unterbrochen, ehedem ich mich deutlicher über meine Worte erklären konnte, ſollte Sie aber eine weitere Erörterung derſelben nicht langweilen —

Ich bitte, meinte Crayon, es wird mir immer ein Vergnügen ſein Sie anzuhören.

Nun dann denk' ich aber wäre es gerathener, wenn wir uns ein wenig weiter von der Kirche entfernten, denn hier könnte es leicht ein Aergerniß geben, und Sie ſcheinen es erſt erfahren zu haben, daß die Leute hier Eiferer für den Sabbath des Herrn ſind.

Aber ich denke Sie werden doch nicht mit dieſer Rohheit einverſtanden ſein?

Das bin ich nicht, antwortete der Vicär, und zwar aus dem Grunde nicht, weil dadurch ſelten ein Nutzen geſtiftet wird, ich habe die Worte bis heraus gehört, die der Mann in der Sakriſtei geſprochen hat, ich möchte aber an ihrem Sinne nicht verändern, nur gebe ich zu, daß die Form derſelben eine Umwandlung bedurft hätte.

Ich muß Sie aber verſichern, daß der Anblick einer ſolchen Gegend mein religiöſes Gefühl auf's Höchſte ſteigert.

Das gebe ich zu, es mag wohl manchmal ge-

sehen, besonders wenn man nicht für beständig in einer romantischen Gegend lebt; versuchen Sie aber ein Paar Jahre als Hirte auf einem hohen Berge zuzubringen, dann wird Ihnen der Aufgang der Sonne, der die Gipfel der Alpen anglüht, nichts Besonderes mehr sein, oder geh'n Sie einige Monate hinter dem Pfluge, und Sie werden einerseits vom Anblicke der freien Natur zu keinem religiösen Gefühle, wie Sie es zuvor nannten, erweckt werden, und andererseits einsehen lernen, daß selbst in dem Horazischen Beatus ille qui procul etc. eine beträchtliche Unwahrheit liegt.

Ja, das muß ich Ihnen zugestehen, sprach Crayon, wenn man die Sache von der praktischen Seite nimmt, so möchte ich bei der Ackerbaugesellschaft eher ein wirkliches als ein wirkendes Mitglied sein.

Nun, und von der Seite müssen Sie auch, abgesehen von dem Gebote, das einen Katholiken verbindet, dem Gottesdienste beizuwohnen, diese Leute betrachten. Die finden mehr Behagen, wenn sie in einem Guckkasten den Großsultan in einem miserablen illuminirten Holzschnitt sehen können, als wenn sie den Großglockner von einem andern hohen Berg aus bei Sonnenaufgang betrachten. — Was aber bei solchen Leuten gilt, entgegnete Crayon, das kann ja nicht für Jedermann eine Geltung haben, ich für meinen Theil muß gestehen, daß der Anblick einer großartigen Gegend mich jederzeit mächtig ergreift.

Das will ich auch zugeben, obwohl dieſem Enthuſiasmus für die Natur größtentheils eine erkleckliche Heuchelei zu Grunde liegt; und — Sie müſſen mir ſchon verzeihen, daß ich ſo rede, wie ich mirs denke, ich bin der Meinung, daß Sie zuvor ihre Standrede zum Lobe der Natur nicht gehalten hätten, wenn Sie nicht von Galle, über den Mann, der ihr Herausgehen aus der Kirche mißbilligte, dazu wären hingeriſſen worden.

Wenn ich nun das auch zugebe, ſo kann ich doch nicht zugeben, daß es nicht möglich wäre einen ſolchen Enthuſiasmus auch ohne einer ſolchen Anregung zu fühlen.

Da haben Sie auch recht, die Schöpfung Gottes iſt ein Abglanz ſeiner Herrlichkeit, aber die Betrachtung dieſer Herrlichkeit iſt noch immer kein Gebet und kein Opfer, und der Herr, welcher uns den Auftrag gab, »betet ohne Unterlaß,« der hat damit gewiß nicht ſagen wollen, ſtellt euch hinaus in die freie Natur und bewundert da die Macht meiner Schöpfung; denn das würde nur in den Sommermonathen anwendbar ſein — da gebe es dann vom Herbſt bis zum Frühjahr etwas lange Betferien; und bei Regen Wind und Schneegeſtöber ſcheint es mir doch, abgeſehen von der Verpflichtung des Chriſten zum Kirchengehen, in jedem Kirchenwinkel behaglicher ſein, als heraußen.

Ich ſehe ſchon Sie wollen die freie Natur durchaus nichts gelten laſſen.

In dem Sinne wie Sie wollen, nicht, da lasse ich ihr nicht einmal die Freiheit gelten —

Wie wollen Sie das verstanden haben?

Die Sache ist einfach, und liegt klar am Tage; die Natur unterliegt dem Gesetze der Nothwendigkeit, ja sie ist eigentlich die einzige Nothwendigkeit, wie im Gegensatze zu ihr der Geist die einzige Freiheit genannt werden kann.

Wenn sich aber die Sache so verhält, entgegnete Crayon, wie kommt denn da der Mensch davon, der wäre dann die einzige Nothwendigkeit, und zugleich die einzige Freiheit, indem er ein Gebilde ist aus Geist und aus Natur?

Wohl ist der Mensch aus Geist und Natur zusammengesetzt und wird deshalb die Synthese dieser beiden genannt, bei dem Menschen aber hat der Geist die Aufgabe die unfreie Natur in der Abhängigkeit von ihm zu erhalten, und seiner wahren Stellung als Meister und Gebieter über dieselbe nichts zu vergeben.

Warum hat denn aber der Geist bei so wenig Menschen die Kraft seine Herrlichkeit über die Natur zu behaupten?

Weil er sie verloren hat durch die Sünde!

Wenn aber nun der Geist ohne Kraft ist, wie kann es ihm zur neuen Sünde angerechnet werden, daß er der Natur unterliegt, darin find' ich eben keine Gerechtigkeit.

Dem Christen wird es gelehrt, wie er nur durch die Gnade zur wahren geistigen Kraft gelangen kann,

so er nun dieselbe verschmäht, und sich die Verdienste der Erlösung nicht aneignen will, so bleibt er doch immer an seiner Unkraft Schuld!

Wie aber dann, wenn sein Geist nicht einmal die Wahrheit der Erlösung einsehen könnte?

Das ist eine Voraussetzung, die gar nicht angenommen werden kann, denn der Geist eines jeden Menschen ist für die Wahrheit geschaffen, und findet nur in der Wahrheit seine Ruhe. Wem diese einmal gekündet worden ist, der mag da beginnen was er immer will, er kann sie nimmer loswerden, lebt er in der Einigung mit ihr, so findet er Freude und Frieden, lebt er in Abkehr von ihr, so findet er Betrübniß und Unfrieden — je mehr Einsicht nun dem Menschen geworden, desto größer wird seine Schuld und der daraus hervorgehende Unfriede.

Ich muß versichern, sagte nun Crayon nachdenklich, es ist dies ein Gegenstand über den ich mehr mit Ihnen sprechen möchte.

Wenn Ihnen das vom Herzen geht, so kann ich Ihnen sagen, daß da gar kein Hinderniß zu finden ist, ich bin immer zu Hause, und werde jederzeit bereitwillig zu ihren Diensten stehen. Da ich heute auf's Schloß geladen bin, so werde ich wahrscheinlich auch dort die Ehre haben, Sie zu seh'n.

Den Studenten, welchen das Gespräch schon etwas zu hoch ging, und die sich nicht einmengen wollten, weil sie fühlten, daß sie mit ihrem Wissen da wahrscheinlich nicht ausreichen dürften, wären schon

lieber fortgegangen. Sie ergreifen nun, da gerade eine Pauſe im Dialog Crayons und des Vicârs eingetreten war, die Gelegenheit ſich zu entfernen, indem ſie ſagten, es müſſe jetzt bald das Hochamt ſeinen Anfang nehmen. — Der Vicâr, welcher den Studenten vor ihrer Entfernug eine Schlappe anzuhängen gedachte, fragte ſie: Die Herren ſind wahrſcheinlich Kollegen vom jungen Fabius?

Zu dienen.

Daß doch die Herrn Studioſen einen Aberglauben ganz eigener Art haben?

Was für einen, geiſtlicher Herr? fragte Storch.

Nun ſie meinen, daß es in einem Kirchengebäude nicht recht ſicher ſei zu weilen, denn wie leicht könnte es geſchehen, daß ſo ein Gewölbe einſtürzt und die darunter Weilenden unter ſeinem Schutte begräbt.

Die Studenten entfernten ſich höflich lächelnd, raunten ſich aber dabei in die Ohren: Mußte der Kuk gerade dieſen herführen, wir hätten uns recht gut unterhalten können, ſo aber waren wir da gezwungen einer philoſophiſchen Diskuſſion beizuwohnen. — Crayon blieb noch längere Zeit beim Vicâr ſtehen, er wollte demſelben, bevor er den Studenten in die Kirche nachfolgte, eine Artigkeit ſagen, und ſprach zu ihm: Ich muß Sie verſichern, ich habe hier in ihrem Geſpräche bei weitem mehr gewonnen, als ob ich die ganze Predigt des alten Pfarrers mit der größten Aufmerkſamkeit angehört hätte.

Glauben Sie das nicht, wurde ihm erwidert,

das Wort Gottes, wenn auch noch ſo einfach vorgetragen, hat in der Kirche eine durchdringendere Kraft als die geſchraubteſte, oder auch als die klarſte Abhandlung auf jedem Lehrſtuhle, der außerhalb der Kirche aufgeſchlagen iſt.

Aber verzeihen Sie, wo bleibt die Kraft, wenn das Leben des Predigers in keiner Harmonie ſteht mit dem Worte ſeiner Lehre?

Nun dann beſteht die Wahrheit doch in ihrer vollen Kraft, denn wenn auch der Menſch ſeine Freiheit mißbraucht, ſo kann er doch die Wahrheit damit nicht umſtoßen, ſie ſteht ſo unabänderlich da, und bleibt ſo heilig, als Gott ſelber unveränderlich iſt und heilig bleibt, wenn auch die Menſchen, die er geſchaffen hat, veränderlich ſind und ein unheiliges Leben führen. Es iſt wohl nicht zu leugnen, daß das Beiſpiel eine größere Macht hat, als das Wort, und ſelbſt Leute, welche eine ungewöhnliche Bildung genoſſen haben, die es aber mit gewiſſen Geboten nicht genau zu nehmen pflegen, ſuchen da gerne in ſelbſt gewählter Verdummung ſich hinter böſe Beiſpiele zu verſchanzen, und meinen dadurch der Stimme ihres Gewiſſens und den Anforderungen einer beſſern Erkenntniß, die ſie in ſich nicht unterdrücken können, zu entgehen. Die ewige Wahrheit kann ja nicht vom Zeugniſſe einzelner Individuen abhängen; denn ſo wie es thöricht iſt, wenn man die Irrthümer eines Geſetzkundigen auf das Geſetz ſchiebt, oder wenn man die mediziniſche Kunſt verwirft, weil ſie bisweilen von

ungeschickten Aerzten gehandhabt wird, oder wenn man auf die Unzulänglichkeit einer Wissenschaft schließt, weil sie unwissende Adepten hat; so muß es auch immer thöricht sein, die Fehler einzelner Priester mit der Religion zu vermengen.

Nun jetzt wird es aber Zeit sein, daß ich hineilige, um Vergebung, wie lange sind Sie denn schon hier zu Rummelhausen?

Es ist eben einige Tage über ein Jahr.

Ich dachte mir wohl, daß Sie nicht länger hier sein können, denn vor zwei Jahren war ich hier auf Besuch, und ich entsinne mich nicht, Sie damals gesehen zu haben.

Sie sind wahrscheinlich Herr von Crayon!

Zu dienen, woher wissen Sie das?

Nun, daher, von wo man in einem solchen Neste Alles weiß, denn da macht sich jeder Bewohner den Knopf auf dem Kleide seines Nachbars, und die Schleife auf dem Kopfputz seiner Nachbarin zum durchdringenden Studium — übrigens hatte ich auch schon früher die Ehre auf geistige Weise ihre Bekanntschaft zu machen, ihre vortrefflichen Gedichte, die Sie herausgaben, und einige Dramen, die Sie verfaßten, sind mir nicht unbekannt, und ich hoffe, wir werden noch ein Mehreres mit einander darüber sprechen.

Ich bitte, Sie schmeicheln mir, ich empfehle mich unterdessen. Doch erlauben Sie, ist das nicht so eine Art Gebetbuch, was Sie in der Hand haben?

Ja, es ist das römische Brevier.

Wollen Sie mir es leihen?

Mit größtem Vergnügen.

Ich danke Ihnen, Adieu!

Crayon ging auf die Sakriſteithüre los, und ſagte für ſich: Dieſer Vicär iſt doch ein ganz vortrefflicher Mann, er muß in der Literatur gewaltig zu Hauſe ſein. Und warum dachte ſich das Crayon, und warum monologiſirte er ſich's vor? Das Räthſel iſt leicht zu löſen. Es verſchaffte dem Geiſtlichen das größte Anſehen in den Augen Crayons, daß er mit ſeinen unſterblichen Werken nicht unbekannt war und ſie zu würdigen wußte.

Crayon begab ſich in's Oratorium, er blätterte während des Gottesdienſtes geräuſchvoll im Buche herum, ſo daß Roſa, die ſich eben umſah, einen Blick der Verwunderung auf ihn warf, denn ſie hatte ihn wohl ſchon öfter in der Kirche, aber noch nie mit einem Gebetbuche geſehen, und das ſchien doch das Buch, was er in den Händen hatte, ſeiner äußeren Form nach zu ſein. Crayon las manche Pſalmen, und obwohl ihm nichts in der neuen belletriſtiſchen Literatur entgangen war, und ihm auch nicht Unwiſſenheit in der Literatur der Alten vorgeworfen werden konnte, ſo hatte er doch immer eine gewiſſe Scheu vor der heiligen Schrift, und außer den Geſchichten welche aus dieſem Buche den Kindern in den untern Schulen vorgetragen werden und den Citaten, die in den Religionsbüchern für die höhern Schulen daraus vorkommen, war ihm faſt gar nichts daraus bekannt.

Dies Nichtleſen der Bibel kam aber nicht daher (wie hie und da ein Befangener meinen könnte) weil es die katholiſche Kirche verboten hat, denn in der Kirche herrſcht kein ſolches unbedingtes Verbot, ſondern es kam daher, weil Crayon ſie nicht leſen wollte. Die Pſalmen, die ihm jetzt zum erſten Male vor die Augen kamen, ergriffen ihn wunderbar, in ſo ferne er ſie verſtand, da er aber hie und da in ihren Sinn nicht einzudringen vermochte, ſo überſchlug er mehrere, las Lektionen, ſah auch bisweilen vom Buche auf und geberdete ſich mit einem Worte ſo dabei, wie es von einem Menſchen bei ſeiner bisherigen Geiſtesrichtung und ſeinem Charakter, nicht anders möglich war. Da er die Blätter, nachdem er eine Weile herumgeſehen hatte, um ſich wieder etwas zum Leſen zu ſuchen, nachläſſig über den rechten Daumen gleiten ließ, fand er auf dem weißen Blatte unter dem Titel etwas Geſchriebenes, und das waren noch Verſe dazu, die wahrſcheinlich den Beſitzer des Buches zum Verfaſſer hatten, denn es fanden ſich unlängſt verfloſſene Monatstage und die Zahl des laufenden Jahres unter denſelben geſchrieben.

Bei dieſen Verſen konnte nun Crayon das Amt eines Kritikers ausüben, er war auf ihren Inhalt begierig und las:

Soll ich jubelnd deine Größe ſingen
Wenn die Stunden zum Gebete ſchlagen,
Laß' o Herr, mich meine Flügel ſchwingen,
Daß ſie mich in deine Höhe tragen

Laß mich nicht in Finsternissen ringen
Und in meinem Geiste wird es tagen;
Denk' nicht meiner Schuld und meiner Schwächen,
Laß das schwanke Rohr nicht vollends brechen.

Keinem hast du noch die Glut genommen,
Wenn du sie verlöschend auch gefunden,
Denn der Docht, der noch nicht ausgeglommen
Wird ja bald durch deinen Hauch entzunden,
Daß er kann zu neuer Flamme kommen,
Eh' das letzte Fünklein ihm entschwunden,
Sende Herr mir deine Feuerfluten,
Daß ich brenne in der Liebe Gluten.

Ich muß gestehen, sagte Crayon bei sich selbst, nachdem er diese Stanzen gelesen hatte, das ist ein Genre in dem ich kein Glück machen würde, denn in dem Hersagen gewisser Gebetformeln zu bestimmter Zeit habe ich mich seit meiner ersten Jugend, wo ich auf die Mahnungen und Lehren meiner Mutter vergaß, nicht beschäftigt, und wenn ich aufrichtig sein will, so hab' ich auch keine unbestimmten Gebete zu einer unbestimmten Zeit gesprochen, mit einem Worte, ich habe gar nichts gebetet. Crayon lächelte über seine eigene Persiflage. Und doch, so fuhr er in seinen Gedanken fort, wenn ich an die Zeit zurückdenke, wo ich noch betete, so fühle ich eine große Unruhe meiner sich bemächtigen, und es ist mir als ob die frommen Gefühle, welche damals meine Seele durchdrangen, mehr waren, als die Täuschungen eines kindlichen Geistes, wie ich es mir zuweilen in den Stunden der Zweifel und des Unglaubens einzureden

ſuchte. Obwohl ich mir im Ganzen keinen ſchlechten Streich vorzuwerfen habe, ſo muß ich doch auch wieder geſteh'n, daß meine Biographie mit einer Heiligenlegende keine große Aehnlichkeit haben dürfte. Ueber die Dreißig bin ich ſchon hinaus, freilich bin ich noch begabt mit der Rührigkeit eines Jünglings, und geſund bin ich immer geweſen, aber Viele, Viele in meinem Alter, und viele noch Jüngere ſind dahingegangen, und wenn ich beim Leichenzug eines Freundes war, bin ich jedesmal auf einige Tage mißmuthig geworden. Doch weg mit dieſen langweiligen Gedanken, ſuchen wir wieder einmal etwas in dieſem Brevier, und Crayon ſah auf ſeine Uhr — es wurde zur Communion geläutet. Lange dachte er ſich, kann das Amt wohl nimmer dauern, er beſah ſich nun zum Zeitvertreib auch die letzten weißen Blätter des Buches, und las auf ſelben folgende Zeilen:

Bächlein durch die Sonn' verdürret,
Iſt oft mein Gemüthe,
Wenn der Weltſinn es verwirret,
Wenn um ſeine Blüthe
Sündenluſt umkreiſend ſchwirret.

Vater, laß mich liebend weinen,
Gib den Thau der Gnade,
Meine Seele will ich reinen
In dem Zährenbade,
So will ich zerknirſcht erſcheinen!

Denn ich fühle es mit Bangen,
Rein iſt nicht mein Sinnen;
Dich allein ſoll ich umfangen,

Will ich Huld gewinnen,
Und nichts anders mehr verlangen!

Also ist das auch ein Dichter, fuhr Crayon fort zu sich zu sprechen; freilich ist er es nur für sich selbst zu seinem eigenen Vergnügen, und auch in seiner Art; aber sein Urtheil ist doch nicht schlecht — er wußte das zu würdigen, was ich geschrieben habe, wie mag er wohl zu meinen Schriften gekommen sein? Wahrscheinlich hat er sie vom Schloß zu leihen bekommen. In dieser Weise setzte der Dichter seine Gedanken noch eine Weile fort, las noch ein Paar Psalmenverse, als der Segen gegeben wurde, und gab sich am Ende selber das lobende Zeugniß, daß er sich nicht erinnere, seit langer Zeit so andächtig gewesen zu sein, wie heute.

Als der Priester den Altar verließ, wurde auf dem Chore noch ein kleines Tonstück, gewöhnlich Intrade genannt, aufgeführt, und die Posaune, welche dabei war, zeichnete sich durch ein solches Höllenspektakel aus, daß es Jedermann auffiel — die Studenten konnten das Lachen kaum unterdrücken, sie dachten an Wanzenberger, der sich seines Posaunentalentes so sehr belobt hatte, und sahen ihn auch vom Kirchenfenster aus, wie er mit großer Gravität die Posaune gegen dasselbe hinhielt, und sie schmettern ließ, wie ein Engel des Gerichtes. Neben ihm auf dem Orgelpositive, welches von Fabius, dem Patronatsherrn, erst vor kurzer Zeit neu hergeschafft war, stand die Inschrift: Omnia ad majorem Dei gloriam. Ob-

wohl nun der Posaunist eben seine eigene Ehre suchte, so bleibt dieser Spruch bei christlichen Menschen doch wahr, und Mancher kann Gottes Ehre fördern, indem er seine Ehre sucht — aber dem ist auch das Wort gesprochen: Du hast Deinen Lohn schon empfangen. Uebrigens bei Wanzenberger darf die Sache nicht so genau genommen werden, er sah seine Blaserei als kein Verdienst für's ewige Leben an, und sein Bischen lächerliche Eitelkeit ist nur eine läßliche Sünde, von der jeder Mensch sagen muß: Wollte Gott, ich hätte noch keine größere begangen!

Die friedlichen und fröhlichen Bewohner von Rumpelhausen gingen aus der Kirche, in ihren strahlenden Gesichtern war eine gewisse freudige Behaglichkeit zu lesen, sie hatten Gott gegeben, was Gottes ist, ihre Gewissen waren ruhig, und ein Sommersonntag war ihnen auch größtentheils ein wahrer Freudentag. Männer und Weiber standen in verschiedenen Gruppen vor der Kirche, Andere, die etwas weiter herkamen, gingen in das Gasthaus, um ein zweites Frühstück einzunehmen, und sich auf ihre Heimreise zu stärken; manchem Mann wurde von seiner Ehehälfte, die unterdessen den Weg nach Hause einschlug, die dringende Warnung zugerufen: er solle nicht gar zu lange auf der Bierbank sitzen bleiben; andere Weiber hingegen, die für ihre Männer noch zärtlichere Rücksichten hatten, begleiteten dieselben in das Wirthshaus um selbe dort zu überwachen, und um ihren rechtlichen

Antheil an den Trinkfreuden des Mannes nicht fahren zu laſſen.

Ritter Fabius und ſeine Geſellſchaft wurden von Allen freundlich gegrüßt, ingleichen Herr Gubel, der Amtmann; man ſah es aber den Leuten an, daß dies nicht aus Furcht geſchehe, ſondern aus Liebe und Zuneigung; denn ſo wie Fabius ein Exempel für alle Güterbeſitzer war, ſo war auch Gubel ein Exempel für alle Amtmänner, ſie waren Beide gute Chriſten in Wort und That, denn der Eine vergaß nie, daß alle Menſchen ſeine Brüder ſind, und das Herz des Andern war nicht im Corpus Juris eingezwängt und vermodert, denn er pflegte das Recht ohne Billigkeit, einen Leib ohne Geiſt zu nennen, und es auch nach dieſem Ausſpruche zu handhaben.

Welch' ein Wunder! dürfte da mancher Leſer ausrufen, das iſt ja ein Dorf mit lauter guten Leuten! Und warum ſollte es kein ſolches geben? Wenn es nur die recht und gut meinen, die an der Spitze ſtehen, dann iſt das Meiſte gewonnen; jene die Böſes wollen, werden dann ſo viel als möglich unſchädlich gemacht, und ihr Wirken wird in den Hintergrund zurückgeſchoben. Wer aber da meint, es ſei nicht möglich, daß eine ſolche Menge von guten Leuten ſich zuſammenfinde, der hat entweder in der Welt ſich noch nicht umgeſehen, oder ſeine Tugend ſteht ſelber in einem zweideutigen Lichte, ſo daß die Guten ſich an ihn nicht anſchließen, und ihm ihr Herz nicht öffnen wollten. Somit beenden wir dieſes Kapitel, und wem

die Melange von Scherz und Ernſt, die er in ſelbem fand, nicht anſprechen ſollte, und der meint, das Ernſte müſſe an ſeinem Gewichte verlieren, wenn es den Scherz zu ſeiner Folie habe, dem rufen wir die Verſe aus dem Spiegel für obrigkeitliche Perſonen ins Gedächtniß:

Denn ſelbſt der ſtärkſte Geiſt ermüdet bald
An einem Buch, wie wichtig es auch ſei,
Gibt es nicht Dinge, neu und mannigfalt,
Gewürzt mit Lug, verbrämt mit Neckerei.

Zehntes Kapitel.

Wie neue Gäſte ankommen, und wie es ſelben auf dem Schloſſe gefällt.

Or, ce sont les hôtes de ce château, M. le marquis, et Madame la marquise de Vilars, que l'on va maintenant faire connaître au lecteur.

Eugène Sue: Latréaumont. XI.

Die Geſellſchaft war auf dem Schloſſe angekommen. Roſa lud nun die Studenten auf ihr Zimmer ein. Froſch widerfuhr die Ehre, bei dieſer Einladung ausdrücklich genannt zu werden, denn er wurde von Roſa um ſeines Mahlertalentes willen beſonders geehrt, und ſie wollte ihm eine Ueberraſchung bereiten. Crayon, als er ſich nicht einladen hörte, und ſich ſcherzweiſe darüber bei Roſa beklagte, erhielt zur Antwort: Was ich dieſen jungen Herren zeige, dürfte für Sie kein beſonderes Intereſſe haben, indeſſen wiſſen Sie, daß ich es für überflüſſig halte, Sie einzuladen, weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß Sie kommen können, wenn es Ihnen gefällig iſt. — So iſt's gut, eine ſolche ergebene Sprache laſſ' ich mir gefallen. So ſprach Crayon, und folgte mit den Studenten ſeiner Couſine in ihre Wohnung.

Rosa hatte in ihrem zweiten Zimmer, welches die Aussicht auf's Dorf und die hinter demselben stehenden Berge eröffnete, eine Camera obscura aufgestellt, die Ansicht, welche vom Fenster aus zu sehen war, mit Deckfarbe gemahlt, und in den Kasten eingelegt; das Fenster war mit Tüchern verhangen, das Glas, in welches man sehen mußte, stand mit dem Fenster parallel. War nun die Ansicht gut gemahlt, Glas und Spiegel im gehörigen Verhältniß, und das Erstere gut geschliffen, so durfte dem unbefangenen Beobachter, welcher diesen optischen Apparat noch nicht gesehen hatte, die Sache fast nicht anders vorkommen, als ob er durch ein rundes Glas die ihm wohlbekannte Gegend betrachten würde. Auf diese Mystification hatte es nun Rosa bei den Studenten abgesehen, sie wollte ihnen einen Begriff beibringen, wie sehr die Kunst des Mahlers in Verbindung mit der des Optikers zu täuschen vermöge.

Aber was haben Sie denn eigentlich vor? fragte Crayon Rosa, so daß die Studiosen es nicht hören konnten. — Es ist nichts Besonderes, ward ihm zur Antwort, ich habe eine Camera obscura aufgestellt, und gedenke diesen jungen Leuten damit eine Ueberraschung zu machen, vorausgesetzt, daß noch Keiner von ihnen eine solche zu Gesichte bekam. Frosch sah zuerst durch das Glas, die andern Beiden sammt Crayon warteten im äußeren Zimmer. — Frosch ließ sich auch richtig täuschen, und dieß ist leicht zu begreifen, wenn man denkt, daß zu jener Zeit derlei Apparate

noch nicht so allgemein waren, wie sie jetzt sind. Rosa sagte zu ihm, als sie ihn zum Glase führte: Da seh'n Sie einmal durch, wie kommt Ihnen die Gegend durch dieß Glas betrachtet vor? Weiß der Geier, antwortete Frosch, nachdem er eine Weile aufmerksam geschaut hatte, mir ist der ganze Kopf duselig, das Glas macht einen Nebel auf die ganze Gegend, ich begreife nicht, wo die Leute so schnell hinkamen; ich seh' dort einen einzigen Mann auf einem Hügel sitzen, und der ist unbeweglich, wie eine Statue; das geht wohl nicht mit rechten Dingen zu, das ist wahrscheinlich so 'ne Zimmerreise, von denen ich schon oft reden hörte, und nun besah sich Frosch das verhangene Fenster. Rosa, welche merkte, daß er den Zauberspiegel erkenne, sprach zu ihm: Seien Sie jetzt still, vielleicht kann Einer ihrer Collegen hinter's Licht geführt werden. Frosch freute sich über die Maßen, als er sah, wie ihm nur eine gemahlte Gegend statt der wirklichen gezeigt worden war; es freute ihn aber noch mehr, daß er zur Besichtigung dieser Rarität der Erste eingeladen wurde, und vor seinen Collegen den Vorrang erhielt. Auch diese wurden nun berufen — und mit ihnen dieselbe Scene durchgeführt, dann legte Rosa auch noch andere Bilder ein, und so verging eine geraume Zeit.

Während dem hatte sich Crayon im Vorzimmer etwas zu thun gemacht. Ihm war das Dichten zum täglichen Brote geworden, und er war gar nicht gesund, wenn er nicht jeden Tag wenigstens einige

Strophen loslaſſen konnte. Da er keine Schreibmaterialien vorfand, indem das Pult geſchloſſen war, dachte er ſich: Um ſo beſſer, ich werde ein Gedicht in die Glasſcheibe kritzeln, und ſomit hat dann Roſa ein tägliches Andenken an meinen Genius. Er zog ſeinen Ring vom Finger, auf welchem ein ſpitzer Diamant funkelte, machte ſich an die vorgenommene Arbeit, und kratzte mühſelig folgende Verſe in das Glas:

In des Fenſters klare Scheiben
Will ich meine Liebe ſchreiben
Mit dem harten Demantſtein;
In des Herzens tiefen Schacht
Sendet, wie in dunkle Nacht,
Ihre Strahlen ſie hinein.

Armes Herz, was hilft dein Lichte,
Wenn auf holdem Angeſichte
Nicht erſcheint ſein Widerglaſt!
Armes Herz, was ſoll dein Sehnen,
Dein Geſang in Klagetönen,
Wenn du keine Hoffnung haſt!

Worte die ihr Mund geſprochen
Haben mir das Herz zerbr—

und die Fenſtertafel war klirrend in eine Menge von Scherben auseinander geflogen, nur über jenen Theil auf welchem das Gedicht geſchrieben ſtand, hatte Clio, die Muſe der Geſchichte, ihre ſchützende Hand gehalten, und ihr verdanken wir, daß es der Nachwelt nicht entging. Nun, das läßt ſich nicht läugnen, murmelte Crayon für ſich hin, dieß Gedicht hat einen offenbaren Eindruck gemacht.

Das Geklirre der Scherben rief Roſa und die

Studenten in's Zimmer. Crayon ſtellte ſich ironiſch verlegen. Roſa ſpielte die Erzürnte: Was haben Sie angefangenen, Unglücklicher! Wiſſen Sie nicht, daß es ein Verſtoß gegen die gute Lebensart iſt, in einem fremden Zimmer ein Fenſter einzuſtoßen?

Liebe Couſine, entgegnete Crayon, leſen Sie vorerſt das Gedicht, was auf dem ganzen Theile dieſer Scheibe ſteht, dann ſprechen Sie mir mein Urtheil. Sie werden darin finden, daß mein Herz zerbrochen iſt, und das werden Sie doch, wie ich denke, höher halten, als alle Fenſterſcheiben von Rumpelhauſen?

Warum das, die Fenſterſcheiben ſind durchſichtig, klar, rein, ganz — wenn nun im Gegentheil ihr Herz ſo oft gebrochen iſt, als Sie dieß in Gedichten niedergeſchrieben haben, welche Sie hinausſangen »in die ſchwüle Zeit", ſo muß man vermuthen, daß kein guter Splitter mehr daran zu finden ſei.

So ſind Sie jetzt eine Splitterrichterin, indem Sie mich verdammen!

Wenn ich Sie von der einen Seite aus zu verdammen gezwungen bin, ſo muß ich Ihnen in Rückſicht auf Ihre neue Erfindung Lob ſpenden und Glück wünſchen. Glasgemählde haben unſere Vorfahren erfunden, die Erfindung von Glasgedichten ſteht Ihnen zu.

Nein, Couſine, darauf muß ich verzichten, denn erſt neulich las ich ein Motto im Skizzenbuche Crayons, meines Namensvetters von Waſhington Irving, welches zur Unterſchrift hat: Von der Fenſterſcheibe

eines Wirthshauſes, und wenn ich nicht irre, lauten die Verſe folgender Maßen:

Die Welt iſt die beſte, worinnen wir leben,
Gilts Leihen, Verſchenken, in Alles ſich geben,
Doch zu bitten, zu borgen, zu kriegen das Seine,
War wahrlich ſo ſchlecht noch, wie dieſe Welt, keine.

Agnes ſtürzte bei der Thüre herein, und hörte noch die von Crayon vorgetragenen Verſe; ſie meinte, es ſei wieder ein Gedicht von ihm, was er zum Beſten gebe, und ſprach: Sagen Sie nicht, daß dieſe Welt ſo ſchlecht ſei, mir gefällt ſie eben recht gut — ich will nur Bericht erſtatten, daß neue Gäſte angekommen ſind, und zwar ein Graf ſo und ſo, und ein Marquis der und der, denn ich habe ihre Namen wohl gehört, aber ſie in der Eile wieder vergeſſen.

Crayon unterbrach Agnes: Und das ſagen Sie mit einem freudeſtrahlenden Geſichte, haben Sie an den Gäſten, welche ohnehin ſchon hier ſind, nicht genug, ſind Sie derſelben überdrüßig?

Was ſoll ich Ihnen auf dieſe Rede antworten? ſprach Agnes. Im Ernſte kann ſie nicht gemeint ſein, denn das wäre gemeine jalousie, und für einen Spaß iſt ſie zu wenig gelungen.

Liebe Agnes, Sie haben ja eine entſetzliche Vertheidigungsſucht für die Neuangekommenen, es fehlt nichts, als daß Sie mich fordern, ich beneide die Cavaliere, denn nach Ihrem Benehmen, Agnes, ſcheint Einer von ihnen Cäſar zu ſein, der ſagen konnte: Ich kam, ſah und ſiegte.

Und was werden Sie sagen? wurde ihm von Agnes entgegnet: Ich kam, sah, langweilte mich einige Wochen, und ging dann nach Wien, um — doch ich will es nicht weiter sagen, es wäre zu boshaft —

Ich bitte, nur zu, ich bin auf Alles gefaßt —

Und ging nach Wien, um dort das Publikum mit einem neuen Stücke zu langweilen.

Ich muß Ihnen gesteh'n, sagte Crayon, Sie haben meine empfindlichste Seite angegriffen, aber, fuhr er, als Improvisator sich im komischen Pathos erhebend, fort:

Mein Richter ist Germanias edles Volk
Und nicht die einzle Rumpelhäuserin,
Die an der Gränze weilt von Deutschlands Gauen.
Mir schadet nicht die Kleinlichkeit des Hasses,
Im engen Kreis, in dem ich selber geh';
Mein Geist ist in die Welt hinausgesendet,
Es kann der Neid ihm nicht den Stab zerbrechen,
Die Welt alleine soll sein Urtheil sprechen!

Ich empfehle mich, sprach Agnes, sonst möchte ich mir am Ende eine eben so hohe Sprache angewöhnen, und das würde mich allen hausbackenen Geistern unverständlich machen.

Crayon aber wandte sich auf die Seite, und brummte in den Bart: Solch köstliche Verse improvisiren, wo sie nicht gewürdigt werden, heißt Perlen den — vorwerfen.

Rosa hatte nicht gehört, was Crayon sprach sie machte ihm aber folgendes Kompliment: Lassen Sie in einem Schauspiele einen verfolgten Dichter

zu einem Scenenſchluß dieſe Worte ſagen — es würde ſich nicht übel machen.

Alſo doch wenigſtens von Einer Seite Anerkennung! erwiederte Crayon im Scherze, in der That aber war er zufrieden geſtellt.

Was ſollten das für Gäſte ſein, und wer hat ſie eingeführt? fragte ſich Roſa, nachdem Agnes fortgegangen war.

Alſo auch Sie werden von der Neugierde geplagt, die Ankömmlinge zu ſeh'n, verſetzte Crayon; und es ward ihm erwidert: »Wer ſollte denn auf dem Dorfe nicht neugierig werden?» Nach einer kurzen aber minder merkwürdigen Debatte (dieß wird nur bemerkt, weil die früheren ſo merkwürdig waren) entfernten ſich Crayon, Roſa und die Studenten, um die Gäſte zu beaugenſcheinigen.

Wer waren nun dieſe Gäſte? Der Eine war Graf Tornaſol und der Andere Marquis Valloſo, Beide hatten im mailändiſchen Gebiet Beſitzungen, wo ſie den Sommer zuzubringen pflegten; den Winter verlebten ſie gewöhnlich in Wien; eben waren Beide auf der Hinreiſe begriffen, als ihnen zu Rumpelhauſen der Wagen brach. So ſteht es in der Chronik geſchrieben. Es iſt zwar eine uralte Geſchichte, dieſe Wagenbrecherei, auf welche Einkehrungen in Schlöſſern erfolgen, und dann Bekanntſchaften angeknüpft werden, darüber aber möge ſich ja Niemand aufhalten, im Gegentheile ſollte jeder Leſer froh ſein, daß ſich keiner von den Cavalieren den Arm gebrochen,

oder ſich anders beſchädigt hat, denn durch dieſen glücklichen Zufall wird dem Reiſenden der Schmerz und das Bettliegen, dem Leſer aber eine fürchterliche Krankengeſchichte mit dem Pflegen, Erwachen, Zuſichkommen, Herzens- und Hirnwunden und anderen Details erſpart.

Wie kommen aber dieſe Cavaliere auf's Schloß? Da ihnen der Wagen ſchon eine kleine Strecke vor dem Dorfe gebrochen, ließen ſie denſelben zum Repariren fahren, ſie ſelber aber begaben ſich in die Kirche, die eben noch geöffnet war, und ſtellten an den Pfarrer, der ihnen begegnete, die Frage, ob nicht hier in der Gegend eine Natur- oder Kunſtmerkwürdigkeit zu ſehen ſei, die ihnen ein paar Stunden Zeit angenehm ausfülle, denn im Gaſthauſe mochten ſie, nachdem ſie das Mittagsmahl eingenommen, nicht ſitzen bleiben. Der Pfarrer fragte, ob die Herren ſchon geſpeiſt hätten, und als er eine verneinende Antwort erhielt, ſagte er: Nun iſt es gut, ſo will ich Ihnen eine Merkwürdigkeit zeigen, der ſie lange eingedenk ſein ſollen, nämlich ſeelengute und gaſtfreie Leute, zu denen ich heute auch geladen bin, das iſt der Ritter Fabius und ſeine Gemahlin. — Die Beiden willigten ſogleich ein; denn es iſt kleinſtädtiſch, auf eine herzliche Einladung, die man gerne annehmen möchte, lange Excuſen vorzubringen, und ſich am Ende zu dem zwingen zu laſſen, was man ohnehin gewollt hat. Es ward nun dem Pfarrer überlaſſen, die Gäſte im Schloſſe aufzuführen. Auf dem Hinwege

fragte er ſie um ihre Namen, und fügte hinzu, daß dies nicht vielleicht aus thörichter Neugierde geſchehe, ſondern nur, um dem Schloßbeſitzer die mitgebrachten Gäſte zu nennen. Der Graf und der Marquis wurden gaſtfrei aufgenommen; ſie erzählten ihr Reiſeabenteuer, welches ſie nöthigte, einige Stunden in Rumpelhauſen zu bleiben, und machten am Ende der Erzählung das bei ſolchen Gelegenheiten übliche Kompliment: es ſei ihnen ihr Unfall jetzt ſehr lieb, indem er ihnen Veranlaſſung gab, eine ſo angenehme Bekanntſchaft zu machen, und ihnen, wie ſie es ſchon im Voraus ſähen, einen der vergnügteſten Tage ihres Lebens verſchaffen würde. Es ward ihnen darauf vom alten Fabius mit gleicher Artigkeit entgegnet: So es Ihnen meine Herren hier wirklich gefällt, ſo ſehen Sie wohl, daß Sie nicht erſt lange auf eine Einladung warten dürfen, wenn Sie länger da bleiben wollen.“ Man verfügte ſich in den Speiſeſaal, und auch Crayon, Roſa und die Studioſen, welche Agnes von der Ankunft der Fremden benachrichtigt hatte, kamen dahin. Kaum war Crayon in den Saal getreten, und hatte ſeine Augen auf die Neuangekommenen hingewendet, als er in voller Extaſe ausrief: Marquis, Sie hier — und Valloſo entgegnete: Wie Crayon, Sie trifft man ja an der Welt Enden. Die Beiden kannten ſich nämlich von Wien aus, wo ſie ſich öfter in Geſellſchaft ſahen; wenn ſie nun dort durch das loſe Band der gewöhnlichen Converſation umſchlungen waren, ſo mußte ſich dies in ſolcher Ferne von Wien natürlich

alſogleich feſter ſchlingen. Es darf wohl nicht erwähnt werden, daß die beiden Freunde alſobald nach ihrem gegenſeitigen Erkennen ſich in den Armen lagen. Crayon erzählte, wie er ein Verwandter des Hauſes ſei, und ein gar alter Gaſt u. ſ. w. Nun dürfen Sie aber auch nicht ſobald davon gehn, ſagte Crayon zu ſeinem Freunde, und wenn Sie nur einige Tage abwarten wollen, ſo mache ich mit Ihnen die Reiſe retour. Ja, wendete Valloſo ein, von mir allein hängt es nicht ab, ich habe mich verpflichtet, mit meinem Freunde, dem Grafen, nach Wien zu gehen, und ihn jetzt unterwegs verlaſſen, das hieße wortbrüchig ſein; indeſſen wird er ſich bewegen laſſen, einige Tage hier zu verweilen, wenn ihn anders keine wichtigen Geſchäfte abhalten.

Während dem hatte der Graf ſeine Augen auf Roſa gewendet, und nachdem er ſie eine Weile angeſehn, wie man einen Menſchen anſieht, von dem man ſich in Gedanken ſagt: ich ſoll ihn kennen, ich weiß aber nicht woher, ging er endlich auf ſie los, machte eine Verbeugung und ſprach: Sie werden ſchon vergeben, Fräulein, ich bitte Sie, meinem Gedächtniſſe zu Hilfe zu kommen, ich habe die volle Ueberzeugung, Sie irgendwo getroffen zu haben, weiß mich aber auf den Ort nicht mehr zu entſinnen. Roſa hatte den Grafen ſogleich erkannt, ſie ſah ihn vor zwei Jahren zu München im Hauſe des Barons Erlenwald, wollte aber bei all ihrer ſonſtigen Aufrichtigkeit hier nicht den Anſchein haben, als ob ſie

für Männerphyſiognomien ein unauslöſchliches Gedächtniß hätte, und antwortete daher: Da ich früher in München lebte, und auch jetzt noch alljährlich auf Beſuch hinkomme, ſo dürften wir uns vielleicht dort getroffen haben. Jetzt bin ich ſchon im Reinen, entgegnete der Graf, Sie fanden ſich öfter in den Abendgeſellſchaften beim Baron Erlenwald ein, an welchen ich bei meiner Reiſe nach München recommandirt war, und den ich ſeines liebenswürdigen Charakters wegen oft zu beſuchen pflegte. Das Geſpräch war angeſponnen, und man konnte leicht den Faden fortführen.

Graf Tornaſol war ein Menſch von umfaſſender Bildung, aus ſeinen Manieren redete die Ruhe eines Weiſen, ohne daß ihm die Gewandtheit des Mannes gefehlt hätte, der ſich in jeder guten Geſellſchaft zu bewegen weiß. Er hatte nach dem frühzeitigen Tode ſeiner Eltern das Glück, in die Hände eines vortrefflichen Erziehers zu kommen, der zwiſchen pedantiſcher Strenge und verderblicher Liberalität die rechte Mitte zu halten wußte; aber nicht das war es, was ihm die Erziehung des Grafen ſo gelingen machte, ſondern etwas Anderes, was jede gute Erziehung nothwendiger Weiſe bedingt — er wußte nämlich ſeinem Zöglinge wahre Gottesfurcht einzupflanzen, brachte ihm die Lehren der Religion geſprächweiſe bei, und machte das Wort, was er ſprach, durch einen tadelloſen Lebenswandel und eine ungeheuchelte Nächſtenliebe im Herzen des jungen Grafen lebendig. Und das iſt Erziehung, nur wo ein ſolcher Grund gelegt wird, kann

alles andere Wiſſen einen Werth erlangen, ohne dieſen Grund aber iſt es unmöglich, ein ſolides Gebäude aufzuführen.

Man hält gegenwärtig große Dinge auf Wiſſenſchaft und Kunſt, kümmert ſich aber dabei nicht um die größte Wiſſenſchaft, welche iſt: glücklich zu leben, und nicht um die ſchönſte Kunſt, welche iſt: ſelig zu ſterben. Denn es iſt die Wiſſenſchaft der Zeit, zu kämpfen gegen die Wiſſenſchaft der Ewigkeit: das iſt gegen den Glauben; und es iſt die Kunſt der Zeit, den Menſchen durch Täuſchungen, Träumereien und hochtönende Phraſen von Licht und Freiheit hinzuhalten, bis er nach einem ſcheinbar luſtigen Leben zu einem wirklich traurigen Ende gelangt. Induſtrie und Genuß ſind die zwei Ventile, welche jetzt die ganze Geſellſchaft wie eine Dampfmaſchine in Bewegung ſetzen, aber wohin wird damit gefahren? Das Geſetz des Herrn, das in die Stadt Gottes führte, hat man wie nutzloſe Schienen weggeriſſen vom Wege des Lebens — doch laſſen wir den Dampfwagen, bitten wir Gott, daß er es nie mangeln laſſe an guten Maſchinenmeiſtern, und kehren wir nach Rumpelhauſen zurück.

Dem klaren Blicke des Grafen konnte es nach einem kurzen Geſpräche mit Roſa nicht entgehn, daß ſie geiſtreich ſei; er fand aber an ihr eine Eigenſchaft, welche ſie ihm noch bei weitem ſchätzenswerther machte, als die vorige, nämlich eine reine und ungeheuchelte Pietät, welche ſtrenge gegen ſich und milde gegen

Andere war, die bei ihren Handlungen und Reden das letzte Ziel des Menschen, welches Gott und seine Liebe ist, nie aus den Augen verlor; die es gerathener und besser fand, für die Sünder im Stillen zu beten, als sie laut zu verdammen. Ihr Abscheu war die Sünde selber, und nicht der unglückliche Mensch, der sie übte. — Es darf uns nun nicht Wunder nehmen, wenn diese guten Eigenschaften dem Grafen auffielen, denn dem Menschen, der es mit seinem Gotte und mit seiner Seele ehrlich meint, ist ein Scharfblick in die Seelen Anderer verliehen, von dem die List und Heuchelei der Welt sich nichts träumen läßt.

Was sind alle Gaben des Körpers und des Geistes, die wir besitzen, als eitler Rauch, der verfliegt, und was hat Bestand, als nur das alleine, was in Gott begründet ist? Einen Gedanken, welchen die heiligen Väter schon auf vielfältige Weise ausgesprochen haben, finden wir in neuer Form wiederholt in einer Novelle eines neuern englischen Schriftstellers *). Er spricht unter andern über den Tod eines in seinem Buche vorkommenden Charakterbildes: »Sein Tod wurde mit Lobreden über seine Gelehrsamkeit und seine Kunstgönnerschaft, so wie über seine preiswürdigen Eigenschaften und vielfältigen Talente ausposaunt, während jenes, der Menschen Schätzung nach geringe Lob, nämlich das seiner Liebe zu Gott, keinen Weg in die prächtige Grabschrift fand, die man ihm setzte.«

*) James Morier, Esquire: Abel Allnut.

Crayon hatte seinen Freund, den Marquis, kaum mit Agnes bekannt gemacht, als dieser es hinfort auch für die strengste Pflicht hielt, diese junge Dame so viel als möglich durch seinen lebhaften Geist und seine eben so bewegliche Zunge zu unterhalten — und somit wurde Crayon, der alte Freund, vernachlässigt. Nachdem nun Crayon sah, daß ihn die beiden neuen Gäste des Frauendienstes ganz und gar enthoben hatten, so entschloß er sich, beim Speisen seinen Platz neben dem Vicär zu wählen, der während dem erschienen war, und dem er seinen Entschluß auch sogleich verkündete. Es freut mich sagte dieser, daß Sie meine Tischgesellschaft wählen, es dürfte aber möglich sein, daß die Damen Ihre Unterhaltung nicht gerne entbehren, und wenn das wäre, dann bitte ich Sie, sich ja keinen Zwang anzuthun. — Sie sehen schon Herr Vicär, daß die Ehre die Damen zu unterhalten für diesmal den Gästen überlassen bleibt, und überdies muß ich Ihnen sagen, daß ich heute wirklich mehr gestimmt bin, mich mit ernsteren Gesprächen zu beschäftigen, als dies gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, wenn Sie mir Ihre Zeit nach dem Speisen widmen wollen. — Mir wird es immer ein Vergnügen sein, erwiederte der Vicär, denn meiner Ansicht nach ist eine Tafel, bei welcher ein so sehr gemischtes Publikum sich einfindet, auch gar nicht geeignet, irgend eine Materie strenge zu erfassen und sie durchzuführen, da redet man viel lieber über das, was eben die Quere kommt. — Ganz gut, erwiederte Crayon, sagen

Sie mir einmal, wer iſt denn jener Menſch, der da unten durch den Hof kommt, er muß im Schloße eine Bedienſtung haben, denn er kam mir ſeit einigen Tagen ſchon öfter zu Geſichte?

Es iſt der Aktuar der hieſigen Herrſchaftskanzlei.

Mir ſcheint er ein eigener Patron zu ſein; ſehen Sie nur einmal, wie er ſeine Füße ſtellt, er meint in dieſem Augenblick gewiß, er ſei der Koloß von Rhodus. — Ob er ſich gerade das denkt, was Sie ſagen, das kann ich nicht behaupten, aber daß er ſich jederzeit für einen großen Geiſt hält, zu Tag und zu Nacht, im Wachen und im Träumen, davon bin ich überzeugt, denn die Eitelkeit und die Selbſtverehrung ſind Laſter, welche der Menſch zu jeder Zeit üben kann, er bedarf dazu nichts anders, als ſeiner Gedanken, die er wie Weihrauchkörner auf das glühende Gekohle ſeiner Ueberſchätzung wirft, bis er den eignen Geiſt in einen Nebel gehüllt hat, in welchem es unmöglich wird, ſich ſelber zu erkennen. Wir werden ſehen, daß wir beim Speiſen in ſeine Nähe kommen, er wird uns für ein Paar Stunden Stoff genug zur Unterhaltung liefern; nur muß ich Sie erſuchen, ſeinen verſchrobenen Anſichten, die er jederzeit auszuposaunen bereit iſt, ſobald er ein Auditorium findet, nicht gleich Anfangs zu widerſprechen, und ihn erſt dann zu packen, wenn er ſich in einer unſinnigen Behauptung feſtgerannt hat. — Aber in was hält er ſich denn ſo recht ſtark? — In der Poeſie; und wenn er guter Laune iſt, oder einer Geſellſchaft imponiren

will, dann ſagt er auch, er ſei ein Naturphiloſoph. — Hat er vielleicht Studien gemacht, die ihn zu ſolcher Behauptung verleiten? — O nein, er kennt nur Voltaire und mehrere andere der alten franzöſiſchen Schule; er hat aber einen Wuſt von Romanen verſchlungen, und das konnte ihm am Ende natürlich keine andere Bildung verſchaffen, als die Einbildung. Auch las er früher eine Quantität von Geiſtergeſchichten, in denen gewöhnlich alle möglichen Geiſter hervorgezaubert werden, und wo ſich nur der Eine und nothwendigſte — der Geiſt des Verfaſſers nicht ſehen läßt. Ganz rabbiat iſt er aber erſt ſeit einigen Monaten geworden, er hat nämlich in einer Zeitſchrift einige gegebene Räthſel aufgelöſt, und einmal hat man ſogar, wahrſcheinlich als Lückenbüßer, eines ſeiner Gedichte aufgenommen. Doch er ſelber wird ſich beſſer zeigen, als Jemand ihn zu ſchildern im Stande iſt. Kaum war dieſe vorläufige Charakteriſtik entworfen, als Herr Stifel der beſprochene Aktuar bei der Thüre hereintrat; er verbeugte ſich zuerſt, dann ſah er mit großer Prätenſion auf die verſchiedenen Gruppen, die ſich verſammelt hatten, als wollte er damit geſagt haben: Wer von Euch wird ſo glücklich ſein, heute von mir Worte der Weisheit und des Lebens zu vernehmen? Schon waren einige Oekonomieverwalter, von um Rumpelhauſen liegenden Gehöften, die dem Ritter Fabius gehörten, angekommen, und ebenfalls in einem eintönigen Geſpräche begriffen, wo jeder Satz durch eine lange Pauſe, die

dazwiſchen lag, an Werth gewann und gehörig beachtet und erwogen werden konnte — zu dieſen machte ſich Stifel, von ihnen hoffte er, nicht viel unterbrochen zu werden. — Nun wie hat Ihnen heute mein Violinſolo gefallen? Famos, Famos, ſagte ein kleiner dicker Oekonom, der die Hände auf dem Rücken liegen hatte und ſich auf den Zehenſpitzen wiegte, um etwas größer zu erſcheinen; man muß wirklich ſagen: famos — Ja, ja, fuhr Stifel fort, der Beethoven, von dem die heutige Meſſe war, das iſt aber auch ein Mordionkompoſiteur, Stifel erhob ſeine Stimme: er kommt mir, muß ich ſagen, vor, wie Schiller, den Einen muß man zwanzigmal ſpielen, und den Andern zwanzig mal leſen, eh man ihn begreift.. — Ja, ja, famos, famos, erſcholl es dazwiſchen; in dem Lexikon der bewundernden Interjectionen des kleinen Mannes der Oekonomie ſtand das einzige Wort: Famos! — Und Stifel fuhr wieder fort: Ueberhaupt denke ich, kann man die großen Muſiker mit den großen Dichtern vergleiche, das reine, überſtrömende Gefühl der natürlichen Klarheit, welches Göthe in ſeinen Verſen hat, das iſt in den Kompoſitionen von Haydn auf derſelben Höhe des Kontraſtes, und was hinwiederum Schiller ſchreibt, hat eine große Aehnlichkeit mit der charakteriſtiſchen Melodie der Beethovenſchen Werke! — Famos! Famos!

Während dem wurde aufgetragen, die Geſellſchaft ging zu Tiſche. Wir finden uns nicht geneigt, alles das, was da geſprochen wurde, niederzuſchrei-

ben, in der ſichern Vorausſetzung, daß uns die Mehrzahl der Leſer großen Dank dafür wiſſen wird. Der Marquis und der Graf fanden es in Rumpelhauſen ſo behaglich und angenehm, daß ſie ihren Aufenthalt daſelbſt ſogleich auf unbeſtimmte Zeit verlängerten. Die Studenten aßen mit großem Appetit, nur Froſch nahm wenig zu ſich; er ſah bisweilen auf Roſa hin, welche ſehr aufmerkſam war auf die Worte des Grafen; er dachte darüber nach, was ein armer Student für ein armer Teufel ſei, und verwünſchte es im Stillen, daß er ſich zur Reiſe nach Rumpelhauſen habe bewegen laſſen.

Einige Geſpräche, die von merkwürdigen Individuen bei Tiſche geführt wurden, und die beſonders dem Herrn Crayon großes Vergnügen machten, wollen wir in Kürze anführen.

Wanzenberger, der als ein Hausoffizier heute ebenfalls zur Tafel gezogen war, ſann ſchon lange darüber nach, wie er es anſtellen ſolle, daß ſeiner Poſauniſtik eine lobende Erwähnung geſchehe. Endlich verfiel er auf das alte Sprichwort: Eine Höflichkeit erfordert die andere, und beſchloß Stifel ſeines Violinſolos wegen ein wenig emporzuheben, daß dieſer dann aus Dankbarkeit die Vortrefflichkeit ſeines Poſaunenſpiels belobe. — Das muß man ſagen, begann Wanzenberger, Herr Stifel iſt ein Violinſpieler, wie man auf ſechs Meilen im Umkreiſe ſobald keinen finden wird. — Stifel aber weit entfernt, das für eine bloße Höflichkeit hinzunehmen, ſondern

es vielmehr für einen Tribut haltend, der seinem allseitigen Genie gezollt werden müsse, sprach darauf: Das wäre aber auch ein Uebel, wenn ich so schlecht geigen würde, als Sie die Posaune blasen, denn dann müßte Alles auf und davon laufen. Wanzenberger, in seinen Erwartungen sich betrogen sehend, versuchte jetzt sein Lob wieder zurückzunehmen. Nun, sagte er, mit falschen Tönen haben Sie es auch nicht sehr genau genommen.

Was, falsche Töne? Sie haben gar keine Idee von einem falschen Ton.

Desto mehr scheinen Sie davon zu wissen. — In dieser Weise ging es noch länger fort, bis die Nachbarn, um Skandal zu vermeiden, die streitenden Parteien wieder zur Ruhe brachten.

Stifel hatte heute mehr als gewöhnlich getrunken, er hatte daher auch einen größeren Muth; er wollte seine Weltansichten, dem Vikäre zum Trotz, auskramen, der ihn wohl schon einige Male zum Schweigen, aber doch noch nie zur Einsicht gebracht hatte, daß er in Allem, was Wissenschaft anbelangt, ein Idiot sei; denn zu dieser Einsicht war ein Mann wie Stifel nicht zu bringen, und wenn er schon so in der Klemme war, daß er nicht mehr auskonnte, so pflegte er gewöhnlich mit der Sentenz den Rückzug anzutreten: Ja, wenn ich nur reden wollte, — dann suchte er sich aber auch jederzeit aus dem Staube zu machen.

Es ist doch schön, sagte Crayon, der schon lange

den Stifel'schen Großsprechereien zugehört hatte, daß die Herren Schloßbeamten sich herbeilassen, allsonntäglich durch ihre hübschen Talente die Ehre Gottes zu fördern. — Auf diese Aeußerung nahm Stifel sogleich das Wort und sprach im Kathedertone: Ich bin der Meinung, daß die Talente jeder Art ein Zeugniß geben von der Größe und Erhabenheit des menschlichen Geistes, was aber die Ehre Gottes anbelangt, so glaube ich, daß diese würdiger emporgehalten wird durch die Erkenntniß des freien, aufschwebenden Geistes, der in der Natur selber die reinste Lehre aufgefunden hat. — Crayon erwiederte lächelnd: Ich muß Ihnen gestehen, Herr Stifel, Sie haben so hoch gesprochen, daß ich Sie wahrlich nicht aufzufassen vermag. — Stifel, der in dem Gesagten durchaus keine Ironie fand, nahm es vielmehr für eine Eloge, und sprach selbstgefällig lächelnd, zu Crayon gewendet: Nicht wahr, mein Herr, Sie verwundern sich, wie man in unsern stillen Thälern auch Leute finden kann, welche der Wissenschaft huldigen? Ja, ja, nicht allein in großen Städten und auf Universitäten gibt es Leute, welche so reden können, daß Sie von Niemanden verstanden werden! Ich sag' Ihnen nur das, Herr von Crayon: die Natur als Prinzip, und dann ist auch schon Alles gewonnen. — Sie müssen schon vergeben, sprach Crayon, der noch mehr des philosophischen Unsinns von Stifel vernehmen wollte, daß ich mir über Ihre letzten, ohne Zweifel inhaltsschweren Worte eine Erklärung ausbitten möchte. — Ja, wenn

ich reden wollte! entgegnete Stifel, indem er mitleidig lächelnd auf den Vikär blickte, der bisher immer geschwiegen hatte, — wenn ich reden wollte, dann würde es aber mit den mittelalterlichen Systemen traurig aussehen.

Weder dieser Blick, noch die Anspielung war dem Vikär entgangen, er wendete sich zu Stifel, und sagte zu ihm in halb scherzhaftem, aber sehr vernehmbarem Tone: Mein lieber Herr, ich bitte, sich mit Ihren philosophischen Ansichten gar nicht zu geniren; ja, daß Sie sehen, wie ich sogar in aller Demuth bereit bin, mich von Ihnen belehren zu lassen, so haben Sie nur die Gefälligkeit, ein Paar Fragen zu beantworten, welche zur Erklärung Ihrer Sentenzen nothwendig erörtert werden müssen. Sagen Sie mir: Was verstehen Sie denn unter Natur? — Es trat zufälliger Weise eine feierliche Stille ein, diese Frage wurde von allen Gästen vernommen, und es war für den Augenblick interessant, aufzuhorchen, wie und von wem sie beantwortet werden würde. — Nun, das ist eine Spielerei, meinte Stifel, der schon ziemlich verlegen war, über diese Frage wäre es mir ein Leichtes, einen Tag lang zu reden. — Mit dieser Ausflucht sollte aber Stifel nicht loskommen. Crayon sagte zu ihm: Desto leichter muß es Ihnen ja sein, uns über selbe in wenigen Worten eine bündige Antwort zu geben. — Stifel, als er sah, es sei hier an kein Entkommen mehr zu denken, entschloß sich endlich, in den sauern Apfel zu beißen; er begann zu definiren:

Die Natur ist eigentlich das All, in dem wir und alle Körper schweben, das belebende Prinzip, von dem alle Himmelsräume durchdrungen werden; es ist die fortgesetzte Parallele des menschlichen Daseins, und das in kräftiger, ununterbrochener Einheit im Menschen zur höchsten Erkenntniß seiner Individualität — Individualität — sich aufschwingt. — Stifel wäre noch nicht zu Ende gekommen, aber er machte einen Blick auf den Vikär, welcher eine Schreibtafel aus der Tasche gezogen hatte, und seine Worte zu notiren schien; das machte seine Zunge erlahmen, denn bei all seiner Einbildung fühlte er es doch, wie sehr er eben jetzt in's Blaue hinein geschwatzt habe, und wie wenig seine Worte geeignet seien, vor den Augen der Kritik zu bestehen. — Haben Sie vollendet? fragte der Vikär.

Nun, ich denke, ich habe genug gesprochen!

Wirklich genug, erwiderte der Vikär, ich denke, wir werden auch heute ohne Ihre Definitionen satt werden. — Der Marquis lachte herzlich; der Graf, nachdem er sich bei Rosa erkundigt, wer dieser spinozirende Bedlamscandidat sei, äußerte sich: er möchte keinen ähnlichen Menschen auf seinen Gütern haben, denn abgesehen davon, daß ein solches Individuum zu jeder Ungerechtigkeit fähig ist, die er ohne die Hoffnung, entdeckt zu werden, ausüben kann, so würde er auch viele Köpfe, die noch bornirter sind, als der seine, und die ihn für etwas Rechtes halten, verwirrt machen. — Stifel schwieg nun, entfernte sich auf einige Zeit

unter dem Vorwande des Unwohlseins — kehrte aber bald wieder zurück, weil er die leckeren Gerichte, welche noch erscheinen sollten, nicht fahren lassen wollte.

Ich muß Ihnen sagen, bemerkte nun Crayon, zum Vikär gewendet, ich weiß von dem ganzen philosophischen Zeug nicht mehr, als dieser so eben abgeriebene Stifel, denn ich habe mich nie darum bekümmert; ich bin aber vollkommen überzeugt, daß ich mich nie auf eine ähnliche Weise dem Gelächter Preis geben würde! — Das ist auch natürlich, sagte der Vikär zugestehend, denn Jeder, den der gesellschaftliche Umgang geschult hat, wird nur so lange in ein Gespräch sich einlassen, so lange er festen Boden hat, fühlt er sich aber von den Wogen seiner Unwissenheit gehoben, so wird er über die Oberfläche des Gespräches hinwegschwimmen, und erst dann wieder Stand fassen, wenn er auf einer bekannten Insel oder einem bekannten Ufer angelandet ist.

Nach geendetem Mahle ging Frosch, der sich ganz zurückgesetzt fühlte, und dem heute auch nicht ein einziger Blick zugefallen war, der seinen romantischen Seelenleiden zum Troste gewesen wäre, hinaus in den nahe gelegenen Wald, nahm sich Papier und Bleifeder mit, und hatte im Sinne, ein Gedicht zu machen. Wenn nun der Schmerz des Sängers nicht gar groß ist, der im Begriffe steht, ein Lied zu singen oder abzufassen, so muß er sich erst in einen rechten Schmerz hineinhetzen. Das that auch Frosch, er setzte sich nieder unter dem Schatten einer gewaltigen Eiche, und rief

ſich das Bild des Grafen vor ſein geiſtiges Auge, ein ſehr ſchätzenswerther Mann ſein mochte, den Frosch in der Zahl ſeiner Lieblinge nicht obenan ſe Frosch ſchrieb Folgendes:

Der Wirbelwind,
Der jagt geſchwind
Die Blätter rings im Kreiſe;
Sieh! wie ſie eilen,
Die Winde heulen
Zum Tanz die frohe Weiſe.

In meinem Herz,
Du ſucht ein Schmerz
Den andern zu verjagen,
Es kann nicht ſchweigen
Bei dieſem Reigen,
Es muß die Weiſe ſchlagen.

Du Blümlein zart,
Du biſt ſo hart
Am Baumſtamm aufgeſproſſen,
Der nimmt die Strahlen,
Die niederfallen,
Auf Aeſten breit und großen.

Ich ſteh' gebückt,
Vom Schmerz erdrückt,
Vom Lichte nicht beſchienen,
Der große Baum
Braucht großen Raum,
Nimmt alles Licht von hinnen.

Die Klag' allein,
Die bleibet mein,

Die kann mir Niemand wehren,
O Baum, o Wald,
Ihr werdet bald
Das Blümlein gar verzehren!

Frosch hatte eben die letzten Zeilen niedergeschrieben, als er entferntes Stimmengetöne hörte, die Stimmen waren ihm bekannt, und es wurde ihm bald klar, daß ein Theil der Gesellschaft des Rumpelhauser Schlosses einen Spaziergang mache. Ja, ja, sie sind's schon, sagte er bei sich selbst, das ist das Gelächter von Agnes, die Flötenstimme Rosa's. Donnerwetter! auch der verdammte Baß des Grafen — hol' Euch Alle mitsammen der Kuckuck! Aber ich bleibe da sitzen, und halte das Blatt in meinen Händen — vielleicht fragt irgend wer, was ich da habe, und es wäre mir recht angenehm, wenn Rosa das Gedicht hören würde; ich möchte gerne sehen, was es für einen Eindruck auf sie macht.

Sinnend saß Frosch unter der Eiche, als ob er es gar nicht merkte, daß wer in seine Nähe komme. Der Graf und Rosa gingen voran, hinterdrein der Marquis mit Agnes, ein Zeichen, daß die Beiden mit ihrer Tischgesellschaft sehr zufrieden waren. Agnes war noch heiterer, wie gewöhnlich; sie hatte Frosch kaum gesehen, als sie auf ihn zusprang, und ihn so haranguirte: He, Herr Studiosus Frosch, Sie träumen! Wenn das kein Herzens- oder irgend ein anderes Geheimniß ist, was Sie da in Händen haben, so lassen Sie mich es sehen. — Frosch reichte das Blatt mit den

Worten hin: Es iſt kein Geheimniß, nur ſo eine kleine Rhapſodie auf die Waldeinſamkeit. — Ah, ein Gedicht, rief Agnes, das iſt ſchön, das muß geleſen werden. Marquis, wollen Sie es uns vorleſen? — Entſchuldigen Sie Fräulein, ſagte der Marquis, ich bin vom Lachen etwas heiſer; erlauben Sie, daß ich dies Geſchäft dem Grafen übertrage, der lieſt zudem auch beſſer, als ich. Du, Tornaſol, ſei ſo gefällig; das Fräulein wünſcht, dieſes Gedicht zu hören. — Tornaſol nahm das Blatt mit den Worten: Es freut mich, wenn ich dienen kann, und las es vor. Der Graf las mit Empfindung, Roſa horchte aufmerkſam, Froſch hatte eine Freude, das Gedicht war abgeleſen, Roſa bewunderte das ſchöne Organ des Grafen. Froſch brummte für ſich: Da hab ich auch einen ſchönen Gewinn von dieſer Gedichtmacherei, ich trage dem Grafen ſelber noch Steine zu zum Baue ſeines Hauſes. Agnes gab das Gedicht zurück. Froſch zerknitterte es und ſchob es in die Taſche. Auch Crayon hatte zugehört. Agnes fragte ihn: Couſin, wie haben Ihnen die Verſe gefallen? Crayon antwortete: Soll ich denn gar nichts anders wiſſen, als ein Urtheil über Verſe? Sie haben ſchon oft über meine Verſe geurtheilt, warum urtheilen Sie nicht auch ſelber über die eines Andern? — Sie ſind heute mißmuthig, Couſin? — Mir iſt etwas unwohl. — Während dem dachte ſich Roſa: Sollte der arme Teufel von einem Studioſus auf mich hingezielt haben? Ich bedaure ihn vom Herzen! — Die Geſellſchaft bewegte ſich weiter fort. — Froſch ging nach Hauſe, und arbeitete

an ſeiner Anſicht von Rumpelhauſen. Er verſchwor ſich, Roſa ihre Farben zu bringen, und nichts mehr von ihr zu verlangen.

Froſch hatte eine kleine Weile gemalt, aber bald fing es ihn zu verdrießen an. Er ſtellte ſich mit dem Farbenkäſtchen auf den Corridor, und wartete auf Roſa's Ankunft. Sie kam in Geſellſchaft der beiden Fremden, die ſich aber ſchon ganz heimiſch zu fühlen ſchienen, es fehlte auch nicht Crayon und Agnes — ſie mußten ſich verabredet haben, Roſa in ihre Wohnung zu begleiten. Als Roſa ſah, daß Froſch auf ſie warte, fragte ſie ihn: Kann ich Ihnen vielleicht in Etwas behülflich ſein? Die Frage war freundſchaftlich und milde geſtellt, Froſch hatte keinen Muth mehr, die Farben zurückzugeben; er bat um ein Hellgrün, unter dem Vorwande, daß die Farbe im Käſtchen nicht zu gebrauchen ſei. — Gleich ſollen Sie ſelbe haben, ward ihm zur Antwort. Sie erweiſen uns eine große Ehre, Fräulein, ſagte der Graf zu Roſa gewendet, indem Sie uns in Ihr Logis führen. Roſa hatte mit dem Grafen Vieles über Kunſt geſprochen, ſie ſah, daß er davon mehr verſtand, als darüber oberflächliche Phraſen zu drechſeln; ſie machte keine Erwähnung davon, daß ſie ſelber Malerin ſei, um ihm, wenn er in ihrer Wohnung Bilder und eine Staffelei geſehen haben würde, eine Ueberraſchung zu bereiten. Es geſchah, wie ſie vermuthet, der Graf wunderte ſich über die Maßen, und als er einige Gemälde betrachtet hatte, fand er des Entzückens kein Ende.

Ich glaube nicht recht an ihre Bewunderung, ſagte Roſa; wenn es 300 Jahre früher wäre, hätte ich eher Urſache, ſelbe für wahr zu halten. Sehen Sie, Herr Graf, fuhr Roſa fort, indem ſie ein aufgeſchlagenes Buch von einem Pulte nahm, hier fand ich eben heute in Albrecht Dürers Tagebuch ein Erſtaunen darüber, wie ſich die Kunſt auch zum Weibe, oder vielmehr das Weib zur Kunſt verirren könne, aber jetzt iſt das ja etwas Alltägliches! Roſa las: „Item Maiſter Gerhart, Illuminist, hat ein Töchterlein, bei 18 Jar alt, die haiſt Suſanna, die hat ein Plättlein illuminirt, ein Salvator, dafür hab ich geben 1 Gulden, iſt ein groß Wunder, daß ein Weibsbild alſo viel machen ſoll.“

Der Graf unterbrach ſie: Ich könnte ſagen, auch jetzt noch würde Dürer Sie bewundern, aber ich will ſelbſt mit der Wahrheit zurückhalten, um mich nicht der Schmeichelei verdächtig zu machen. Froſch erhielt die verlangte Farbe, und empfahl ſich; Crayon, der ſich vernachläſſigt glaubte, ging ebenfalls ſeine Wege, ließ aber, bevor er ging, das ſarkaſtiſche Wort zurück: »Lieber Marquis, ich beredete Sie, einige Tage hier zu verweilen; nach einigen Tagen müſſen Sie mir gute Worte geben, wie es ſcheint, wenn ich von dem Platz in Ihrem Wagen Gebrauch machen ſoll, denn ich habe Luſt, früher nach Wien zu gehen, als ich mir vorgenommen. — Lieber Crayon, ſprach der Marquis, Sie ſind doch noch immer der alte Spaßvogel! — Couſin! fügte Agnes hinzu, für heute

ſind Sie ein Spaßvogel, der einen Pelz macht; Sie geberden ſich unbehaglich, ohne es zu ſein. — Im Gegentheile, bemerkte Crayon, ich bin unbehaglicher, als ich es ſcheinen laſſe. — Ich weiß ein Mittel, rieth ihm Agnes, machen Sie in einem Gedichte Ihrem Unwohlſein Luft, und Alles iſt wieder gut, geben Sie es uns jedoch zum Beſten; für jetzt aber reichen Sie mir den Arm, und gehen Sie mit uns, wir wollen mit den Herren die großen Raritäten des Schloſſes beſichtigen. — Raritäten? fragte Crayon, ich denke, die größten Raritäten ſind Sie, meine Couſinen. Des Morgens, fuhr Crayon in komiſchem Ernſte fort, wollte ich mir Eine von Ihnen zur Genoſſin wählen für die Bahn des Lebens; das Echo meines Gedankens rief mir ahnungsvoll zu: Du wählſt vergebens; denn Abends iſt weder die Eine, noch die Andere frei, und mit dem Wählen, da iſt's vorbei. Und ſo wie ich's im Geiſte geſeh'n, ſo iſt's am End' in der That geſcheh'n. Wahrlich, Couſinen, Sie ſind Raritäten, des Morgens noch frei, und Abends in Ketten. — Agnes hielt Crayon den Mund zu und ſagte: Sie ſind unartig, Couſin, ſchreiben Sie Ihre Gefühle nieder, und Sie werden dann mehr Zeit haben, zu überdenken, was Sie zu Papier bringen. — Roſa warf ihm einen mißbilligenden Blick zu. Crayon ging, um den jungen Fabius zu holen, dem es das größte Vergnügen machte, ſein Stammſchloß als Cicerone durchwandern zu können. Crayon ging auf ſein Zimmer, ſah hinaus auf

die untergehende Sonne, und machte sich das Geständniß, ein Sonnenuntergang im Gebirge sei wirklich so wundervoll schön, daß die besten Verse, in denen er jemals besungen worden ist, nur Stümperei sind, mit den unbeschreiblichen Gefühlen verglichen, die ein solcher Anblick anzuregen vermag. Crayon tauchte die Feder nicht in die goldige Purpurgluth der Abendröthe, sondern in die aus Galläpfeln fabricirte Dinte ein, und suchte diese Idee in einigen Zeilen auszuführen, in deren letzteren der Einfluß von den Begebenheiten des vergangenen Tages nicht zu verkennen ist. Crayon schrieb:

Wer wurde nicht poetisch
In einem stillen Thale,
Wer sprach noch nicht pathetisch
Von einem Wasserfalle?

Wer wiegte sich nicht gerne
In süßes Träumen ein,
Sowohl beim Glanz der Sterne,
Als auch beim Mondenschein?

Wer hat noch nicht gelauschet
Dem holden Vogelsang,
Dem Bächlein, welches rauschet
Den finstern Wald entlang?

Wer hat noch nicht geschauet
Auf Fluren, bunt gewebt,
Die Blumen, zart bethauet,
Vom Lichtesstrahl belebt?

Und dann, wenn sie sich sonnen
Im rothen Morgenschein,
Da wird der Thau zu Kronen,
Zum König Blümelein.

Wer sang nicht Klagetöne
Auf Augen fort und mild,
Wer hat gen Perlenzähne
Ein undurchdringlich Schild?

Denn Sonne, Mond und Sterne,
Und Wald und Bach und Flur,
Und Berg' in blauer Ferne,
Und Zähneperlenschnur,

Und wie aus Himmelsräumen
Schalmeienzauberklang,
Und Säuseln in den Bäumen
Und Nachtigallensang,

Und tausend and're Dinge,
Mit Namen vielerlei,
Ergreifen nicht geringe
Des Menschen Phantasei.

Student und Ellenritter
Und blasses Schreiberlein,
Die kratzen auf der Cither
Und thun sich heiser schrei'n.

Die Sappermentsgesichter
Sind Alle in dem Wahn,
Ein Jeder sei ein Dichter,
Und auch ein weiser Mann.

Die Welt thun sie betrachten,
Die Menschheit allzumal,

Und Alles tief verachten
In dieſem Jammerthal.

Sie ſind die großen Geiſter,
Sie brechen Euch die Welt
Und pappen dann mit Kleiſter
Ein neues Sternenzelt.

Sie halten nur das Eine
Für unermeßlich groß,
Was bei dem Lampenſcheine
Aus ihrer Feder floß.

Ade, ihr goldnen Strahlen,
Ihr finket mir zu früh!
Habt ihr denn kein Gefallen
An meiner Poeſie?

Eilftes Kapitel.

Wie ein Geburtsfeſt durch Transparent und Verſe verherrlicht wird. Den Schluß macht ein für Lebemänner nicht ganz behagliches Geſpräch.

Cipion. Arrima pues, o Mario, alguna escala
A la muralla, y haz lo que prometes.
La Numancia.

Montags nach den vorerzählten Ereigniſſen brachten die Studenten durch den redeſeligen Peter in Erfahrung, daß der nächſte Mittwoch und Donnerſtag die Geburtstage von Roſa und ſeiner Schweſter ſeien; er bemerkte dabei, wie es ſonderbar wäre, daß Roſa gerade nur Ein Jahr und Einen Tag im Alter höher ſtehe, als Agnes.

Rund hatte das kaum vernommen, als er, um den guten Gedanken, der ihm durch den Sinn fuhr, leichter zu Tage zu fördern, ſich den Kopf kratzte, und dann ausrief: Ei das iſt prächtig, ich habe eine Idee, die iſt hundert Dukaten werth! Froſch, — da machen wir ein Transparent! — Froſch dem es dünken mochte, als ob dieſe Idee um einige Kreuzer weniger werth ſei, als ſie von ſeinem Freunde geſchätzt war, kratzte ſich ebenfalls den Kopf und machte eine Miene, aus welcher zu erſehen war, daß er keine

rechte Luſt habe, in den Vorſchlag einzugehen. Endlich beſann er ſich eines Beſſern, denn Rund hatte ihm bewieſen, wie es ſchon die Dankbarkeit für die genoſſene Gaſtfreundſchaft erfordere, daß man bei einer ſolchen Gelegenheit ſeine Aufmerkſamkeit nach Kräften bezeige. — Nun gut, ſagte endlich Froſch, jetzt handelt es ſich aber darum, was wir machen, wo und wann wir es aufſtellen, und wie wir uns das Nöthige dazu herbeiſchaffen können. — Da laßt mich ſorgen, ſprach Peter, ich will euch zutragen, was ihr braucht und was zu bekommen iſt.

Nun gut, wir müſſen aber ſogleich anfangen, ſprach Rund, denn die Zeit iſt koſtbar — ich denke, Mittwoch am Abend wäre die Aufſtellung gerade in der Ordnung, aber wohin und wie?

Die Studenten machten ſich ſogleich an ihr Vorhaben. Nach langen Debatten wählte man als den geeignetſten Ort ein Fenſter des Speiſeſaales, welches in den Hofraum ging; während dem Abendeſſen ſollte ein viereckiger, aus leichten Bretern zuſammengefügter Kaſten mit dem durch Lämpchen beleuchteten Transparente vermittelſt Leitern hinaufgeſchafft und daſelbſt befeſtiget werden — das, meinten alle, gebe eine vollkommene Ueberraſchung.

Froſch mußte die Zeichnung machen, Rund und Storch ſollten ausſchneiden, Peter hatte die Pappe, Holz, Nägel u. dgl. zu beſorgen. Froſch malte zwei Genien, welche eine geöffnete Papierrolle, in den Händen hielten, oder ihnen war das Wapen der

Familie Fabius angebracht, und auf der Schriftrolle stand eine Inschrift, welche Peter abgefaßt hatte, und welche, trotz den Einwendungen Runds, mit großen Buchstaben darauf gemalt werden mußte. Peter wollte beim Transparente auch nach Kräften mitwirken, hatte sich aber gerade das unglücklichste Feld für seine Wirksamkeit, nämlich die Poesie ausersehen. Er arbeitete lang an seinen Versen, sie wurden erst Mittwoch Vormittags fertig; Frosch, der die Schrift malte, wartete schon mit Ungeduld darauf. Peter hatte sich am Dinstage bei seinen Kollegen erkundigt, ob es nicht gut ließe, statt Agnes, was gleichlautend sei mit agnus, das deutsche Wort Lamm zu nehmen; diese meinten, das könne wohl angehen, das Meiste komme aber auf die glückliche Ausführung des Gedankens an. Endlich erschien Peter mit seiner Arbeit, und las dieselbe voll Freuden vor, sie lautete:

Mögen in des Glückes Schooße,
Sich erfreuen Lamm und Rose,
Sich erfreuen Ros' und Lamm
Und der ganze Fabiusstamm;
Glück, Gesundheit, Wohlergeh'n,
Einst: ein frohes Wiederseh'n.

Kaum hatte Peter die Verse gelesen, als er, selbe auf einen Tisch hinlegend, sich schnell entfernte, gleichsam als ob er den Huldigungen, welche ihm von seinen Kollegen darüber werden sollten, bescheidentlich entgehen wollte. Kaum war er bei der Thüre draußen, als Rund und Storch sich vor Lachen auf

der Erde wälzten, nur Frosch lachte nicht, er bestrafte sogar die beiden Anderen, indem er zu ihnen sprach: Nun, was macht Ihr denn so ein Wesen, sind das die ersten dummen Verse, die Ihr gehört habt?

Aber Frosch, sagte Rund, nachdem er wieder zur Sprache gekommen war, wir können doch nicht diese Verse auf's Transparent schreiben! — Und warum nicht? fragte Frosch. Ich werde sie hinaufschreiben, und um allen Mißverständnissen vorzubeugen, soll unten zur rechten Seite Peters Name hinkommen. Ich will diesen beiden Herren, dem Grafen und dem Marquis, einen Spaß bereiten; ich weiß, die werden gerne lachen wollen, wenn sie diesen Unsinn lesen, Peters Name aber wird sie abschrecken, und sie müssen am Ende, um die Gastfreundschaft nicht zu verletzen, den Gedanken schön und gut ausgeführt finden. Was Frosch sich vornahm, führte er auch aus.

Während dem hatte Herr Stifel von dem Unternehmen der Studenten gehört; er entschloß sich darauf alsogleich, zu diesem Doppelgeburtsfeste sein ästhetisches Schärflein beizutragen, welches in einer von ihm abgefaßten und in eine alte Melodie eingezwängten Cantate sammt obligater Begleitung bestehen sollte.

Die Zeit der Ausführung dieser großartigen Projekte war herangekommen. Das Transparent war fertig, im Zimmer, wo es gemacht wurde, gaben Papierabschnitte und Holzspäne, Nägel und Pappendeckel sammt ähnlichen Apparaten genügenden Aufschluß über

den Fleiß der kunſtſinnigen Studioſen. Schon hatte der Abend mit ſeinen kühlenden Schwingen ſich auf die Erde niedergelaſſen; ſchon blinzelten die Sterne ſich gegenſeitig an, als ob ſie mit einander im Einverſtändniſſe wären; ſchon ſchüttelten ſich hie und da die Baumblätter, als wollten ſie ſich beklagen über einen kühlen Lufthauch, der durch ſie hinzog, mit einem Wort, ſchon zeigten ſich alle Symptome eines ſchönen Abends, als die Studenten ſich aus dem Speiſeſaal wegſchlichen, um ihre Beglückwünſchungen in Gang zu bringen. Der Speiſeſaal war im erſten Geſchoſſe; an beiden Seiten des Fenſters, an welchem zur Ueberraſchung der im Saale befindlichen Perſonen das Transparent erſcheinen ſollte, waren vom Hofe aus Leitern hingeſtellt; von einem Fenſter des zweiten Geſchoſſes war ein Strick herabgelaſſen, um das Gerüſte hinaufzuziehen, um jenen Beiden, welche auf den Leitern hinaufzuſteigen und die Befeſtigung zu beſorgen hatten, die Mühe zu erleichtern.

Auch Stifel mit ſeinem Sänger- und Muſikchore erwartete im Hofe mit Sehnſucht den Augenblick, der ihm ein neues Lorbeerblatt um ſeine Schläfe winden ſollte, den Augenblick, wo er ſelber als primo Basso ſeine unſterbliche Cantate herabbrüllen konnte. Ingleichen lauerte Wanzenberger im Kreiſe der verſammelten Tonkünſtler auf die Gelegenheit, ſein Poſaunentalent im höchſten Grade zu entwickeln. Das Transparent erſchien, die Kerzen in demſelben waren angezündet, der Strick am oberen Theile desſelben

befestigt, schon erhob es sich in die Lüfte, und zwei Knechte, denen man vorher die gehörige Instruktion gegeben hatte, halfen auf den Leitern nach. Jener Augenblick, wo es oben am Fenster sichtbar wurde, sollte den Sängern als Signal dienen zum Beginn ihres Liedes, welchem einige Instrumentalakkorde vorausgesendet wurden.

Kaum hatte die Maschine das Fenster erreicht, als Wanzenberger seinen musikalischen Gefährten durch ein bedeutungsvolles Kopfnicken und ein noch bedeutungsvolleres Luftdurchsägen mit seiner flachen Rechten das Zeichen zum Anfange gab. Die Posaune erscholl, die Akkorde waren mit Präcision durchgeführt, die Sänger hatten schon den Mund geöffnet, als ein unvorhergesehener Fall eintrat, indem sich die schwach befestigte Schlinge vom Gerüste des Transparentes loslöste, und dieses, welches von den Knechten, die sich nun selber an die Leitern anzuklammern suchten, nicht mehr gehalten werden konnte, mit fürchterlichem Krachen in den Hof herabstürzte, und, da es im Innern mit vielen Kerzen besteckt war, welche nun an das ölgetränkte Papier anfielen, sogleich Feuer fing. Zum größten Unglück ergriff das Feuer einige in der Nähe stehende Strohbünde, welche sogleich in hellen Flammen auflohderten. Die mit Wasser angefüllte Feuerspritze wurde schnell aus einem Schoppen herausgebracht, man legte augenblicklich Hand an, und es war vorauszusehen, daß das ganze Feuer in einigen Sekunden gelöscht sein werde.

Dieſem Troſte hatte ſich vorzüglich Stifel hingegeben, welcher, weit entfernt, ſich durch den erwähnten Vorfall ſtören zu laſſen, noch ein Paar Sänger bewogen hatte, fortzuſingen; und Wanzenbergern, welcher ebenfalls bemerkte, wie die Feuergefahr nicht groß ſei, legte ſeine Poſaune nicht aus der Hand, ſondern verſuchte nach Kraft die Sänger zu akkompagniren.

Froſch, den es gewaltig verdroß, daß ſeine Mühe umſonſt war, und daß ſeine Arbeit ein ſo ſchmähliches Ende genommen, ſuchte den guten Peter, dem die ſchauerliche Vernichtung ſeiner wundervollen Verſe am Herzen lag, in aller Schnelligkeit dazu aufzuhetzen, daß er, weil er eben bei der Leitung des Waſſerrohres war, einige Ströme auf die verpichten Muſiker, wie von ungefähr, hinlenken möchte. Peter ließ ſich hierzu nicht zweimal bereden, er drehte das Rohr auf die Muſiker hin, Froſch und ein Paar Andere pumpten mit aller Gewalt. Die Sänger hatten eben die erſte Strophe der Cantate wiederholt, welche lautete:

Himmliſcher Thau
Ströme hernieder,
Unſere Lieder
Einzuweih'n! —

als der Waſſerſtrahl ihnen ihre Noten aus den Händen riß; Stifel, der eben den Mund aufgeſperrt hatte, taumelte, in's Geſicht getroffen, halb bewußtlos nieder, und Wanzenbergern wurde die Poſaune aus der

Hand geschleudert. Im Speisesaale herrschte anfangs große Verwirrung, bis man sich, nachdem die Gefahr vorüber gegangen war, ungezwungen dem Gelächter überließ. So endete dieser glorreiche Abend, an welchem alle Jene, die nach Ruhm und Lob gestrebt hatten, leer ausgingen.

Des andern Morgens früh ertönte die erste Meßglocke — und es folgten ihrem Rufe auch zwei Personen aus dem Schlosse. Rosa, welche öfter an Wochentagen den Gottesdienst zu besuchen pflegte, war diesmal sichtbar erstaunt, als sie, die Thüre des herrschaftlichen Oratoriums öffnend, einen Mann daselbst in kniender Stellung beten sah — in welchem sie den Grafen erkannte; er grüßte sie, leicht mit dem Kopfe nickend, ohne dabei etwas zu sprechen. Als nach vollendetem Gottesdienste Beide in's Freie kamen, bot der Graf dem Fräulein seinen Arm, und redete mit ihr über ganz gewöhnliche Dinge. Rosa bemerkte, es freue sie, ihn so andächtig gesehen zu haben, der Graf lenkte aber bald das Gespräch auf einen andern Gegenstand; erst als er mit Rosa im Schlosse eintrat, fragte er sie, ob sie ihm nicht Vormittag eine Stunde bestimmen könnte, er hätte mit ihr über einen wichtigen Gegenstand zu sprechen. Rosa war über diese Anforderung sichtlich bewegt, sie sah dem Grafen in's Gesicht, und merkte am Ausdrucke desselben, daß sein Gesuch kein Scherz sei — um sich nun den Qualen der Neugierde nicht lange hingeben zu müssen, erklärte sie, alsogleich bereit zu sein, wenn es ihm

jetzt gefällig wäre, mit ihr zu sprechen. Der Graf trat in's Zimmer Rosa's, und nachdem diese ihren Hut und Shwal abgelegt hatte, stellte sie sich vor ihn hin und bat ihn, er möchte Platz nehmen; er setzte sich aber nicht, sondern begann eine Standrede, wie folgt: Liebes Fräulein, haben Sie die Güte, das anzuhören, was ich Ihnen sagen werde, und erweisen Sie mir den Gefallen, mich nicht zu unterbrechen; wenn ich vollendet habe, werde ich Sie um Ihre Meinung über die in Rede stehende Angelegenheit ersuchen. Obwohl ich Sie schon vor zwei Jahren zu München zu sehen die Ehre hatte, so war unsere Bekanntschaft dort doch nur flüchtig, und ich kann mich eigentlich nur rühmen, daß ich Sie erst seit einigen Tagen kenne. Es wäre jetzt Gelegenheit, Ihnen viele Artigkeiten zu sagen über die Menge von guten Eigenschaften, die ich in so kurzer Zeit an Ihnen bemerkte; Eine aber, die mich vor allen einnahm, das war Ihre anspruchslose und echte Pietät, die wahre christliche Gottes- und Nächstenliebe, von der Sie beseelt sind, und die, wie ich überzeugt bin, Niemand erheucheln kann, ohne daß die nackte Wahrheit bei vielen Gelegenheiten die Maske lüftet, und die Heuchelei durchschimmern läßt. Sie müssen nun schon aus dem, was ich bisher sagte, errathen haben, mit was für einer Lebensfrage ich meinen Vortrag zu schließen gesonnen bin.

Ich bin überzeugt, Sie verachten die Harlekinaden, welche uns in Komödien und Romanen bis

zum Ekel aufgetiſcht werden, wo der Amoroſo ſich in der Verzweiflung die Haare ausrauft, und wo eine Liebeserklärung oder ein Heiratsantrag, nie ohne einige Kniefälle ablaufen kann; ich würde ſehr in Ihren Augen verlieren, wenn ich mich zu einer ſolchen Poſſe herbeiließe, und aufrichtig geſtanden, ich möchte kein Weib, die an derlei Dingen ein Behagen fände. Ich frage Sie demnach einfach und deutſch, ohne allen Theateraffekt und Effekt, ob Sie nichts entgegen haben, meine Genoſſin zu werden auf der Bahn des Lebens, ſo lange es Gott gefällt? Ich verlange nun auf dieſe Frage nicht ein augenblickliches Ja: denn Sie iſt nicht ſo dringend, als ob nächſter Tage ſchon Hochzeit ſein müßte, ſondern ich frage nur, ob Sie nicht eine entſchiedene Abneigung gegen mich haben? — Roſa erwiederte hocherröthend: Sie machen mir die Antwort ſehr leicht, Herr Graf; auf Ihre letzte Frage kann ich ſogleich, und wie ich meine, ohne alle Verletzung des Anſtandes, mit Nein antworten. — Fräulein, Sie haben mir negativer Weiſe Hoffnung gegeben, es würde mich freuen, wenn Sie mir zu meiner bevorſtehenden Reiſe nach Wien eine poſitive Hoffnung mitgäben. — Herr Graf, erwiederte Roſa, ihr Antrag iſt mir ſo unerwartet ſchnell gekommen, daß ſich mein bisheriges Benehmen nur durch den Zug meines Herzens entſchuldigen läßt; wäre es Ihnen nicht angenehm, zu warten, bis ich meinen guten Onkel befragt habe? — Von Seite Ihres Onkels fürchte ich auf

kein Hinderniß zu ſtoßen, ich will ihm genügend Zeit geben, ſich über meine Vermögens- und anderweitigen Verhältniſſe zu erkundigen, denn Gott ſei Dank, ich darf in keiner Beziehung eine Nachfrage ſcheuen. — Ich bin der Meinung, daß von einer Nachfrage bei Ihnen keine Rede ſein wird. — Erlauben Sie, Fräulein, ich würde die Klugheit eines Vaters oder Vormundes nicht zu rühmen wiſſen, der ſeine Tochter oder Pflegebefohlene einem Menſchen an den Hals wirft, deſſen Verhältniſſe ihm unbekannt ſind. Doch dies iſt ein Gegenſtand, der uns zu ſehr in's proſaiſche Treiben des Lebens hineinzieht, wäre es Ihnen nicht gefällig, Fräulein, einen Spaziergang im Garten zu machen? Eben ſchaut die Sonne über die fernen Gletſcher, und ſie glühen roſig, wie Ihre Wangen, es hat den Anſchein, als ob ihnen die Sonne täglich einen Heirathsantrag machte! Der Graf ging mit Roſa in den Garten und redete dort mit ihr über viele Dinge, welche dem Leſer kein beſonderes Intereſſe einflößen dürften, und die, weil an derlei Geſprächen in der deutſchen Literatur kein Mangel obwaltet, wohl ohne Schaden mit Stillſchweigen übergangen werden können.

Es war am Abende vor dem Tage, an welchem Crayon, der Graf und der Marquis ihre Abreiſe beſchloſſen hatten; alle drei waren im Zimmer Crayons verſammelt, jeder von verſchiedenen Gefühlen bewegt, und alle nur darin einig, daß ſie Cigarren dampften. — Der Marquis ſprach zum Grafen:

Das hätte ich doch nimmer von Dir gedacht, Tornaſol, der Du immer ſo wählig geweſen biſt in Bezug auf heirathsfähige Damen, daß Du jetzt mit Deiner Wahl ſo ſchnell zu Stande kommſt. — Das hat nichts auf ſich, erwiederte der Graf, ich kann ohne mich ſelber dabei rühmen zu wollen, das Axiom aufſtellen, daß der, welcher in dieſer Beziehung ſchnell ſeine Wahl trifft, beſſer daran ſein kann, als ein Anderer, der nach jahrelanger Bekanntſchaft erſt zu einem ſolchen Schritte ſich entſchließt; denn der Friede und das Glück in der Ehe iſt eben ſo, wie der Friede und das Glück im Leben, auf ein Fundament gegründet, um das man ſich ſelten kümmert, und welches, wenn es irgendwo gegenwärtig iſt, dem Beobachter bald in die Augen fällt. — Ich weiß was Du ſagen willſt, ſprach der Marquis, Du meinſt, man müſſe bei dem Gegenſtande ſeiner Wahl vor Allem die religiöſe Geſinnung im Auge haben. — Ja wohl, erwiederte der Graf, ich will aber dabei nicht unrecht aufgefaßt ſein; denn die Welt verbindet oft mit dem Worte religiöſe Geſinnung ganz verſchrobene Begriffe; ich aber verſtehe darunter nicht das ſentimentale, ſüßliche und eklige Zurſchautragen von pietiſtiſchen Geſinnungen, wie mir dies in Norddeutſchland oft bei hochgeſtellten Perſonen zu Geſicht kam, welche ſich, um dem ſchalen Rationalismus zu entgehen, der Mukerei in die Arme warfen, ſondern das kernige katholiſche Chriſtenthum, das im Glauben und in den

Werken sein Heil sucht, und sich nicht schämt, wo es gilt, öffentlich aufzutreten.

Nachdem Crayon, welcher behaglich auf einem Sopha ausgestreckt lag, eine langgedehnte Rauchwolke in die Luft wirbeln ließ, und seine glimmende Cigarre eine Weile betrachtet hatte, sagte er zum Grafen: Ich muß Ihnen gestehen, Herr Graf, was Sie da am Ende sagten ist für mich Sanscrit; ich bin nie dazu gekommen, mich um die Religionsverhältnisse meines deutschen Vaterlandes zu kümmern, weil dies eben nicht in dem Wege lag, den ich seit meiner frühesten Jugend eingeschlagen.

Wie haben Sie es denn aber mit Ihrer eigenen Religionslehre gehalten?

Nun, ich habe es so gehalten, wie es Viele halten: ich habe gar nichts darauf gehalten; ich sage aber dies eben nicht, als ob ich mich mit meiner Ignoranz in dieser Sache prahlen wollte, aber meine ganze Zeit hat seit zwanzig und einigen Jahren die Belletristik und das Journalwesen weggenommen, und wenn ich auch bisweilen auf ein Buch ernsteren Inhaltes kam, so konnte ich's im Lesen kaum über einige Bogen hinaus bringen und ich legte es weg! um darauf Monate, ja ich kann bisweilen sagen Jahre lang keines in die Hand zu nehmen. Nur das Eine weiß ich noch, in meinem zwanzigsten Jahre ungefähr hatte ich einige Zeit Lust, Protestant zu werden.

Und darf ich Sie wohl fragen, was die Veranlassung zu diesem Gedanken gab?

Ja, lieber Graf, das dürfen Sie wohl fragen, aber ich darf es Ihnen nicht beantworten, weil ich es selber nicht weiß und auch damals nicht wußte; ich habe mich nie um die Lehre der Protestanten gekümmert, aber einige Floskeln von evangelischer Freiheit, die ich irgendwo las, die hatten mich über die Maßen begeistert. In der Folge ließ diese Begeisterung wieder nach, als ich fand, wie es zu einem Glaubensartikel der Protestanten gehören müsse, viel von Toleranz zu reden, aber noch viel mehr über Katholiken loszuzieh'n; nachher hielt ich es auch deswegen für ganz überflüssig, weil ich schon als Katholik die Kirche selten besuchte, was ich als Protestant wahrschein'ich ganz aufgegeben hätte; ich fragte auch darüber einen meiner damaligen Freunde, der es, was Religion betraf, noch leichter nahm, als ich, der lachte mich aus, und sagte mir gerade in's Gesicht: er hätte mich keiner solchen Eselei für fähig gehalten, ich solle bleiben, was ich bin, und ich könne mir dabei denken, was ich wolle, und somit wär's abgethan.

Graf. Es ist wirklich sonderbar, daß Menschen von nicht geringer Bildung gerade um die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens sich so wenig kümmern und, wenn sie es schon thun, dem faden Witze eines Spötters eher Gehör geben und mehr Glauben schenken, als der Stimme ihres Gewissens und dem Evangelium. Ich bin überzeugt Herr von Crayon, daß Ihnen in der dramatischen Literatur Englands von Marlowe an bis herab auf Sheridan, wenig ent-

gangen ist, und daß Sie mit Corneille und Racine eben so gut bekannt sind, als mit Victor Hugo und den Vaudevillen Scribe's, der, nachdem er Ströme von Wasser über das Publikum gegossen, endlich ganz schüchtern und zimpferlich ein Glas Wasser über das Parterre schüttet — und daß Sie die vorzüglichsten Erzeugnisse Spaniens und Italiens —

Crayon. Herr Graf, wenn Sie nicht bald einhalten, dürfte Ihnen die Cigarre auslöschen; die Worte, welche jetzt aus Ihrem Munde gegangen sind, gestalten sich zu einem vollkommenen Triumphzuge für meine unerhörten Kenntnisse! — Weil Sie aber so eben von Sheridan sprechen, so werde ich Ihnen einen Beweis geben, wie ich in meinen jüngern Tagen eitler gewesen bin, als jetzt — ich übersetzte damals die Rede, welche Byron auf den verstorbenen Sheridan dichtete, und welche im Drury-Lane-Theater gesprochen wurde; es wird daselbst das Elend des Genies erwähnt, und da sind einige Zeilen, die ich in der Zeit der Eitelkeit auch auf mich anwendete, ich will versuchen ob sie mein Gedächtniß nicht entwischen ließ, sie lauten:

Es sucht der Narr des Ruhmes Martyrthum:
Des Feindes Aug', den süßen Schlaf entbehrend,
Bewacht, verklagt und richtet ihn entehrend;
Die Neider, Eifersüchtigen und Dummen,
Sie lassen nie den gift'gen Hohn verstummen;
Das Volk hat selbst sein feiges Wort entzügelt,
Bis des berühmten Grab ist aufgehügelt;
Und wenn er strauchelt auf dem Weg der Kraft,

So richtet es ihn voll der Leidenschaft;
Es dreht die Wahrheit in der Lügenschmiede
Und häuft die Lästerung zur Pyramide;
Dies ist das Loos des Genius.

Weil ich nun schon im Citiren bin, und um Ihnen zu zeigen, wie mir wenigstens ein Theilchen Ihres Lobes rechtlich zukommt, will ich Ihnen ähnliche Verse von Victor Hugo aus dem Gedichte: »Der Genius an Chateaubriand» die ich in derselben Absicht wie die vorigen übersetzte, herableiern:

Ein dreifach Weh dem Erdensohne
Dem in der ungerechten Well
Ein Strahl von Deinem Gnadenthrone
In seinen Geist herniederfällt,
Es wird der Neid die Krallen strecken,
Und ihn mit Schmach und Hohn bedecken!

Graf. Ich wollte Ihnen keineswegs schmeicheln, sondern nur den Kontrast des Kümmerns um das Unwichtige mit dem Nichtkümmern um das Wichtigste hervorheben.

Crayon. Ich könnte gerade nicht sagen, daß ich mich gar nicht gekümmert hätte; aber das gestehe ich ein, daß meine Kümmernisse um Religion höchst oberflächlich waren, ich begnügte mich hierin mit den abgerissenen skeptischen Sentenzen eines meiner Bekannten, des Herrn Contravers, den Sie vielleicht schon bei unserm Freunde Valloso gesehen haben dürften.

Marquis. Erinnerst du dich nicht an das kleine, gewandte Männchen? Du mußt ihn schon in Abendgesellschaften bei mir getroffen haben.

Graf. Ja wohl, ich kenne ihn und die ganze gelehrte Clique, an deren Spitze er steht. Es wäre thöricht, ihm Kenntnisse und Belesenheit absprechen zu wollen; aber das bleibt auch wahr, daß sein und seiner literarischen Freunde Treiben ein höchst einseitiges ist, denn auf seinem Pulte findet man immer das Neueste, was gegen das positive Christenthum geschrieben wird, und es ist bei ihm mit aller Gewalt darauf abgesehen, sich im Unglauben recht festzurennen; wenn man ihm ein Buch anbietet, welches positive Bestrebungen enthält, so weist er es alsogleich lächelnd zurück, als ob er sagen wollte: Wir lassen uns in der Negation nimmer irre machen; im Grunde aber ist dieses Abwehren nichts Anderes, als die heilige Scheu vor der Stimme der Wahrheit, die einem solchen Menschen ein Buch, das für die Wahrheit kämpft, nicht lesen läßt, denn er hat, um das alte Gleichniß zu gebrauchen, einen Respekt davor, als wie der Teufel vor'm Weihwasser.

Marquis. Ich möchte doch wissen, wo bei Contravers diese einseitige Verkehrtheit herkommt, er steht im Leben tadellos da, und ist vollkommen das, was man einen soliden, rechtlichen Mann nennt.

Graf. Bei Contravers ist das einseitige Streben aus nichts Anderem, als aus dem unbändigen Stolz der Wissenschaft entsprungen; er weiß daß er Kenntnisse besitzt, schlägt aber diese zu hoch an, er sieht mit innerlicher Verachtung auf jeden armen Teu-

fel, dem das Schickſal keine Kenntniſſe zugeworfen, und will es nicht begreifen, daß es einen Standpunkt gibt, von dem die Werthſchätzung des Menſchen anders beurtheilt wird, als von Seite ſeines Wiſſens, und das iſt der einzig wahre, nämlich der chriſtliche Standpunkt, von dem aus auch die Gottheit unſer Denken und Handeln abwäget; in dieſer Beziehung ſagt der große Ascete Thomas von Kempis ſehr ſchön: Wir werden einſt nicht gefragt werden, wie viel wir gewußt, ſondern wie gut wir gelebt haben.

Crayon. Woher mag nun wohl bei Contravers der beſtändige Hohn gegen alle Offenbarung kommen? Ich finde in ihm keinen pſychologiſchen Grund für dieſe Erſcheinung. Seine Sprache und ſein Leben iſt ferne von jeder Frivolität, er ſpricht ſich jederzeit als einen erklärten Feind des Laſters aus, er ſpricht Vieles von der Erhabenheit der Moral, er iſt wohlthätig gegen Arme, kurz ſeine Handlungsweiſe ſcheint eine rein chriſtliche zu ſein; wenn der Wüſtling zum Spötter wird, ſo läßt ſich das leichter erklären, denn er will die Norm alles Handelns verwerfen, weil ſeine Handlungsweiſe mit dem Sittengeſetze in Widerſpruch gerathen iſt, er will mit einem Worte ſein Leben rechtfertigen; auf welche Art Herr Graf wollen Sie es nun als möglich und als gerecht erklären, daß Gott einem ſolchen Menſchen, der ein rechtſchaffenes Leben führt, ſeinen Unglauben als Sünde anrechnen kann?

Graf. Sehen Sie, mein lieber Freund, die

Frage, die Sie so eben aufgeworfen haben, ist eben nicht neu, und ihre wahre Beantwortung ist von der größten Wichtigkeit, denn es handelt sich dabei darum, ob jener schon allen Anforderungen seines Gewissens Genüge gethan hat, welcher vor der Welt als ein sogenannter solider und rechtschaffener Mann dasteht? Nun muß ich Ihnen aber schon von vorn hinein erklären, daß das ganze ehrliche Männerthum und die hochgepriesene Biedermännerei, wenn sie nicht auf der christlichen Grundlage fußen, eine reine Komödie sind. Denn der Mensch, welcher sich der wahren Gotteserkenntniß entfremdet hat, der kann wohl noch von Grundsätzen sprechen, und allenfalls sich rühmen, als ob solche ihm eigen wären, er wird aber im Grunde keine haben; denn so wie er aufgehört hat, den Richter über sich anzuerkennen, der einst Rechenschaft fordern wird über sein Thun und Lassen, so ist er auch schon der Sklave seiner eigensüchtigen Bestrebungen, so ist auch schon sein eigenes Ich der Götze geworden, dem er, sobald sich nur Gelegenheit darbietet, ein jegliches Opfer bringt; er hat auch keine wahre Theilnahme mehr am Loose der gesammten Menschheit, so wie am Loose einzelner seiner Mitbrüder.

Crayon. Wenn aber nun ein Mensch von diesem Zustande, den Sie so eben geschildert haben, ganz und gar erfaßt wird, wenn sich das selbstsüchtige Wesen in ihm so recht ausgeprägt hat, so muß er ja nach meinem Dafürhalten vollkommen unglück-

lich sein? Ich wollte schon längere Zeit über solche und ähnliche Fragen mir Aufschluß geben lassen; ich muß es aber auch bei dieser innern Anforderung nicht ganz ehrlich gemeint haben; denn ich hätte in Wien oft Gelegenheit gehabt, mich darüber Raths zu erholen, verschob es aber immer von einem Tag auf den andern, oder vielmehr von einem Jahr aufs andere; Bücher, welche mich hätten belehren können, waren mir stets zu systematisch — und im Buche läßt sich auch nicht alsogleich die Beantwortung der Frage, welche oft nur eine Eingebung des Augenblicks ist, auffinden, während man in Conversation mit einem Wohlunterrichteten alsogleich zum Ziele kommt.

Ich habe mich nur dem Zweifel hingegeben, ohne die Religion je zum Gegenstand meines Spottes zu machen; im Gegentheile suchte ich immer den Gesprächen über Religion, welche in gemischten Gesellschaften aufzutauchen suchten, auszuweichen; weil mir der grenzenlose Unsinn zuwider war, welchen sich da auch die bornirtsten Individuen auszukramen, für berechtigt halten. Um aber auf das wieder zurückzukommen, was ich früher sagte: Wie läßt es sich denn mit der Gerechtigkeit Gottes vereinigen, daß der vollkommen Unglückliche, der schon hier durch seine innere Zerrissenheit gequält wird, auch noch in jenem Leben einer neuen Qual entgegen gehen soll? Worin liegt es, daß der Unglückliche auch noch der Strafe Unheimfällt?

Graf. Das wird wohl zunächst darin liegen,

weil er an seinem Unglück, wie an seiner Strafe, selber Schuld ist. Das Geschöpf, welches aus dem geistigen Verbande, in dem es mit seinem Schöpfer steht, sich losreißt, wird sich mit diesem Act isolirt in die Welt hinstellen, und alle seine Bestrebungen werden zu rein selbstsüchtigen, das ist zur Sünde werden.

Crayon. Wenn aber Gott die Liebe ist, wie kann er denn gleichgiltig zusehen, wenn der Mensch immer tiefer und tiefer in sein Verderben sinkt, warum reicht er ihm keine rettende Hand?

Graf. Wer sagt aber auch, daß Gott, dem Menschen keine rettende Hand darreiche? Wohl vermag jener, der sich und Gott und alle Wahrheit verloren, und sich durch sein Denken und Handeln in der Selbsttäuschung befestiget hat, vielen Mahnungen zu entfliehen; er kann die Kirche meiden, wo Worte an ihn ergehen könnten, die, wenn er sich auch noch so kugel- und hiebfest glaubt, ihn zum mindesten unangenehm berühren würden; er kann ein Buch zusammenschlagen und wegwerfen, wenn er auf eine Stelle stoßt, welche gegen seine theoretischen und ethischen Irrthümer ankämpft, er kann einen Freund meiden, der ihn aufscheucht aus seinem träumerischen Aberglauben ans natürliche Leben, welches ihm sein höchstes Gut geworden; — aber, wenn er auch all' diesen Mahnungen entfliehen kann, so ist doch immer eine, welcher er Stand halten muß — es ist die Mahnung des eigenen Gewissens.

Crayon. Wenn er aber auch mit dieſer fertig werden will, und ſie ins Gebiet jugendlicher Vorurtheile hinüber zu werfen ſucht, was dann?

Graf. Auch dann wird dieſe Stimme noch forttönen, denn ſie iſt ja nicht etwas, über welches der Menſchengeiſt nach Willkür gebieten kann, er vermag ſie niemals ganz zum Schweigen zu bringen.

Crayon. So läge demnach dieſe Seelenkraft außer dem Herrſchaftsbereiche des menſchlichen Geiſtes?

Graf. Ja wohl liegt ſie außerhalb dieſem Bereiche, denn ſie iſt eine Stimme von außen nach innen, ſie iſt die immanente Offenbarung des göttlichen Geiſtes an den menſchlichen, die Stimme des Schöpfers zur Kreatur; denn was wäre das für ein perſönlicher Gott, der unbekümmert lebte um die freien geiſtigen Weſen, welche er geſchaffen hat? Sie mögen in dieſem einzigen Worte zugleich ſehen, welche tiefe ſpekulative Begründung dem Bau unſerer deutſchen Sprache ſchon von Anbeginn geworden; die Worte: Gewiſſen, gewiß, Gewißheit ſtimmen nicht nur im Klange überein, ihre Harmonie iſt mehr, als ein Wortſpiel, denn ſie zeigt und bewährt den alten Satz, daß das Gewiſſen das einzige Gewiſſe im menſchlichen Wiſſen ſei.

Der Marquis war während des Geſpräches in Schlummer geſunken, ſein Haupt fiel auf ſeine Bruſt herab, doch er ſollte nicht ruhig fortſchlafen, denn die Glut der noch glimmenden Cigarre, welche er ſelbſt im Schlafe nicht unterließ in der Hand zu

halten, war mit derſelben in Berührung gekommen, ſo daß er plötzlich auffuhr, und dann mit der Entſchuldigung, daß er ſchläfrig ſei, und morgen bei Zeiten aufſtehen müſſe, ſich empfahl.

Als er bei der Thüre draußen war, äußerte ſich Crayon in Bezug auf ſein Einſchlafen, und ſagte zum Grafen: Der Herr Marquis ſcheint eben nicht den größten Antheil an unſerm Geſpräche genommen zu haben?

Wiſſen Sie, erwiederte lächelnd der Graf, Valloſo iſt ein vortrefflicher Junge, und Sie dürfen ſeines Einſchlafens wegen nicht auf ſeinen Indifferentismus ſchließen; er iſt gewöhnlich luſtig, heiter, voll der Herzensgüte, auch im belletriſtiſchen Fache nicht ohne — aber er ſagt ſelber von ſich ganz naiv: »Mit der Gelehrſamkeit bin ich nicht behaftet.«

Crayon. Er ſcheint gewaltig und nicht ohne Glück um die Gunſt meiner Couſine Agnes geworben zu haben, mir ſcheint aber nicht, als habe er ſich bei Fabius ernſtlich darüber ausgeſprochen.

Graf. Aber was nicht iſt, das kann werden, er äußerte ſich ſchon, daß er mich wieder bei meiner nächſten Reiſe nach Rumpelhauſen begleiten wolle, zudem hält er es für indecent, nach einer ſo kurzen Bekanntſchaft ernſtere Schritte zu machen.

Crayon. Wenn ich nicht irre, hatte er ja ſchon vor Einem Jahre zu Wien ein Verhältniß mit einem Fräulein von Blauenwart angeknüpft?

Graf. Und dies iſt auch noch nicht vollends

aufgelöst, jetzt aber hoffe ich, wird sich die Sache geben. Mir wäre leid um ihn, wenn er in diese Schlinge fiele, denn die Brüder des Fräuleins betreiben die Angelegenheit nicht ohne Grund, sie freuen sich schon, einen so reichen Schwager zu bekommen, und haben sich, wie mir neulich ein Freund geschrieben, der dafür bürgt, thörichter Weise öffentlich darüber ausgesprochen. Es ist ein wahres Glück, daß der hinterlistige und heuchlerische Mensch seine unbewachten Augenblicke hat, in denen er vor seiner Umgebung die Larve lüftet, welche die scheußlichen Züge seines Herzens verbergen soll.

Auch Crayon und der Graf wünschten sich gute Nacht und begaben sich zu Bette.

Zwölftes Kapitel.

Enthält Gedankensprünge eines Dichters, der nicht einschlafen kann.

Es ist schon für einen Gesunden ärgerlich, wenn er gerne schlafen möchte und nicht kann, wenn ein Gedanke dem andern nachjagt, und keiner der letzte sein will, wenn man dem Nachdenken gerne Abschied geben möchte, aber dies, einem lästigen Gaste gleich, nicht fortzubringen ist — um wie viel lästiger ist es, wenn uns die Krankheit des Leibes, und wie verzweifelt, wenn uns die Krankheit der Seele nicht schlafen läßt?

Ungedrucktes Manuscript.

Crayon war auf sein Zimmer gegangen, und hatte im Sinne, sich schlafen zu legen, konnte aber nicht einschlafen. Der Mond, das melancholische, magische Abbild der Sonne, sah keck durch die Fensterscheiben und Vorhänge, und berührte die Seele Crayon's mit dem Zauberstabe der Poesie. Die Studenten, welche über ihm wohnten, lärmten und polterten noch eine Weile, endlich aber begaben sie sich auch zur Ruhe. Alles wurde stille, Alles schlief, nur der Dichter konnte nicht schlafen. Anfangs schimmerten prächtige Gedanken vor seinem Geiste, er war aber, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegte, zu faul, um aufzustehen und sie niederzuschreiben — und des Morgens, das wußte er aus Erfahrung, waren sie doch immer rein vergessen. Vom Dorfe herauf wurde die feierliche Stille bisswei-

len durch das Geheul von Hunden unterbrochen, die den Mond anbellten, der mit phlegmatiſcher Ruhe ſeine nächtliche Wanderung fortſetzte. Er verglich nun die Hunde mit den guten Freunden eines Dichters, die ſeine Werke herabmachen, den Mond aber mit dem Dichter ſelbſt, der unbekümmert um alles Schimpfen ſeinen Lebensweg fortwandelt, und ſeine Flecken ſo wie ſeinen Glanz zur Schau trägt. Warum aber bellen die Hunde? ſo phantaſirte Crayon weiter, und wir wollen ihn in ſeinen Bemerkungen nimmer unterbrechen, mögen ſie auch noch ſo kunterbunt auf einander folgen, wie es bei Halbſchlafenden der Fall iſt; warum bellen ſie? Vielleicht der Flecken willen, die ſie am Monde ſehen? Nein, ſie bellen um des Glanzes willen; denn wäre der Mond ſo ſchwarz, daß man ihn nicht ſehen könnte, dann würden auch die Hunde nicht bellen. Ja, ja, ſei Einer nur ein rechter Eſel, ein Haſenfuß, ein Dummkopf, der alle Leute, mit denen er zu thun hat, fleißig lobt, und Keinem ſich die Wahrheit zu ſagen getraut, ſo wird er immer eine Menge Freunde haben; habe aber Einer nur Geiſt, und zeige er dieſen bisweilen, ſo wird auch die Anzahl ſeiner Freunde ſich alſobald lichten. Wie heißen geſchwind die Verſe des Dichters? Ja ſo, richtig, ich hab ſie ſchon:

Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld!

Die Schuld? Mag ſein, ich würde anders geſagt haben, und zwar ſo: „Der Uebel größtes aber iſt der

Geiſt.“ Ja, der Geiſt iſt ein wahres Uebel! Wenn ich jetzt nichts zu denken hätte, ſo könnte ich längſt ſchlafen; ſo aber dreht meine Phantaſie mich wie eine Windmühle auf meinem Bette herum, ich hab' mich gewiß ſchon zwanzig Male von einer Seite auf die andere gelegt. Donnerwetter, ich will nicht mehr denken, ich will ſchlafen, adieu, Gedanken, adieu, adieu! Was ſagte mir doch einmal ein Arzt für ein Mittel gegen Schlafloſigkeit? Man ſoll zählen 1, 2, 3, 4, das iſt doch gar zu langweilig, und hilft auch nichts! Gibt es denn kein anderes Mittel? Ja, ja, man ſoll ſich einbilden, man gehe eine endloſe Stiege hinauf. Tripp trapp, tripp trapp, tripp trapp — Ei, das iſt ebenfalls ein gränzenloſer Unſinn, das iſt eine Cur für einen ſchlafloſen Ochſen, der des Tags über eine Mühle treibt — aber nicht für einen Menſchen. Doch, da fällt mir eben auch der Rath meiner ſeligen Mutter bei. Sie pflegte mir zu ſagen: Wenn du nicht ſchlafen kannſt, ſo bete ein Vaterunſer, und ſetze dies Gebet ſo lange fort, bis du einſchläfſt, ich habe es als Knabe oft gethan, und mich wohl dabei befunden; aber im Ganzen iſt es doch ein ſonderbarer Gedanke, das Gebet als Schlafmittel zu gebrauchen! Von einer andern, und wahrſcheinlich auch von der wahren Seite aus betrachtet, mag das bei Kindern wohl ſein Gutes haben, und warum nicht auch bei Erwachſenen? Es ruht doch ein eigener Fluch auf dem Menſchen, der lange mit dieſer verfluchten Welt gelebt, und der Fluch beſteht darin, daß er fromme, heilige Gefühle

deren er gar nicht mehr fähig ist, lächerlich zu machen sucht. Hätte ich all' die guten Lehren meiner Mutter befolgt, so wäre ich wahrscheinlich jetzt zufriedener, als ich es bin. Crayon! Crayon! was ist das mit dir, du fängst im Dilirium an, fromm zu werden. Sollten die Gespräche, in welche ich hier zu Rumpelhausen öfter verwickelt worden bin, zu meiner Sinnesänderung etwas beigetragen haben? Ist möglich — die Leute, mit denen ich da über Religion sprach, sind auch nicht aufs Hirn gefallen, und sie scheinen sich ihr ganzes Leben angelegentlicher darum bekümmert zu haben, als ich. Aber wenn ich vor der Hand nur schlafen könnte, es bleibt mir ja in der Folge noch Zeit genug, mich um ernste Dinge zu kümmern!

Es segelt Silene im schwebenden Kahn
Die bläulichen Wogen des Aethers hinan! —
O holder Mond, du scheinst so stille —

Wie langweilig ist doch zu Zeiten alle Poesie — ich glaube, ich dürfte jetzt einen Gesang der Messiade lesen, und ich könnte bei allem dem noch nicht einschlafen. Das ist auch eine eigene Geschichte mit dieser Messiade, man kann annehmen, daß unter Tausenden, die darüber reden, auch nicht Einer sie durchgelesen hat. Ich bin der Meinung, es ruht ein Fluch auf dem Unternehmen — das, was so klar und eindringlich im Evangelium steht, in Hexameter zusammenzustoppeln. Wenn nun das irgend Einer dem Klopstock gesagt hätte; der eitle Mann hätte ihn vielleicht für einen Abtrünnigen gehalten. — Diese

schauerliche Schloßuhr hält mich auch noch zum Besten — sie schlägt zwölf, die Kirchenuhr vom Dorfe sendet das Echo herauf!

Welche Poesie selbst in dem bebenden Tone einer Thurmuhr! was ließe sich Alles darüber machen! Z. B. ein Gleichniß aus der Physik genommen, Grundgedanke: Wasserwelle, Tonwelle; Ausführung? Ei, was soll ich mich für nichts und wieder nichts mit Versen plagen; doch ich wills versuchen, vielleicht werde ich über's Dichten müde und kann darauf einschlafen:

Wenn ein Stein im klaren Spiegel
Eines Sees untergeht,
Haben viele Wasserhügel
Kreisend sich um ihn gedreht,
Bis zum Kusse tausend Wellen
Drängend sich ans Ufer schwellen.

Wenn der Glockenschlag erklungen,
Fällt er in das Meer der Luft,
Und sein Ton ist fortgedrungen
Bis er in die Seele ruft:
Einmal bring' ich Dir die Kunde
Von der letzten Lebensstunde!

Melancholisches Zeug! Doch ich will Licht machen, und es schnell niederschreiben. So, so! Jetzt hab ich mir den Schlaf noch mehr verdorben, und die Verse taugen nichts. Jetzt will ich mich aber mit Gewalt alles Denkens enthalten — ich strecke mich aus und kreuze meine Arme, — so werden sie mich einmal hinlegen, wenn ich gestorben bin: die Hände

kalt, die Wangen eingefallen, dann das fatale Liegen im Sarg, das ganze Gehäuse so enge, vielleicht pflückt dann eine mitleidige oder bezahlte Seele frische Blumen, die sie über meinen faulenden Leichnam streut — und die Blumen, die sterben dann mit mir, sie sterben aushauchend süßen Duft, und der Mensch, pfui, pfui, welch ein ekelhafter Geruch, der Todtengeruch, dann diese feuchten kalten Würmer, aber wozu denn diese Qual, die ich mir selber bereite?

Heute, was haben wir für einen Datum? Heute wurde nach dem Monatsrepertoir mein neues Stück zum zwanzigsten Male gegeben. Was nützt mir nun der ganze Applaus? Die Leute sind schlafen gegangen, die Lichter sind verloschen, die Kostüme, die Charakterhülsen sind weggeworfen, die Coulissen lehnen an der Seite, die Kortinen sind aufgerollt; die musikalischen Instrumente schweigen, das ganze Haus durchzieht Lampengeruch, Staub, und die gemalten Bäume hauchen keinen andern Duft aus, als den Farbenduft, der durch den Beisatz von Leim noch gewaltig veredelt ist! Aber sind denn meine Stücke für diese leblosen Behelfe der Darstellung? Sie sind ja für den Geist, und was sagt nun dieser Geist? Dieser Geist ist das Publikum. O Publikum, ich kenne Dich! Ich kenne Dein Lob! Publikümer, ich habe Euch belauscht!"

Eine Dame ward nach Beendigung des Stückes von ihrem Bedienten in den Wagen gehoben, eine an-

dere, die nebenan in ihre Karoſſe ſteigt, ſtellte die Frage: Wie haben Sie ſich unterhalten? Die Antwort lautete: Ich habe mich ſehr gelangweilt, wie's mir gewöhnlich geht, aber das macht nichts, es iſt doch der Abend vergangen. Aber ſieh doch, daß Du hereinkommſt, brummt der Gemahl aus dem Wagen, die Geſchichte war zu lang, es iſt ſpät! Adieu! Adieu! Und für ſolche Leute zerbricht man ſich den Kopf? Mehrere junge Männer, die ſich zu kennen ſcheinen, drängen ſich beim Parterre heraus: Wie gefiel Ihnen das Stück fragt der Eine. Iſt gerade nicht ſchlecht, ſagt der Zweite, aber einige Witze ſind aus Meidingers Sprachlehre ſagt der Dritte. Der Vierte, welcher überaus freundlich gegen mich geſtimmt iſt, ſagt mit einem Tone, der meinen Verdienſten allenthalben Anerkennung vindiciren ſoll: Abgeſehen von alledem, Crayon bleibt doch immer ein Viehkerl*), ich mußte mich krank lachen! Aber denken Sie, entgegnete ein Fünfter, wenn die Piece andere Schauſpieler aufführen, ſo iſt ſie auch nicht anzuſehen — dieſes Stück haben rein die Schauſpieler herausgeriſſen. Und für ſolche Leute müht man ſich ab! Man muß ſich am Ende noch dafür bedanken, daß ſie Einem eine Stelle in einer Menagerie anweiſen, und der Name Viehkerl wird nur Begünſtigten zu Theil.

Hat man glücklicher Weiſe einen guten Gedan-

*) Dies Wort bedeutet in der Sprache des parlirenden Wienerkritikers, je nach dem nexus, in dem es gebraucht wird einen Witz-, Dumm- oder auch irgend einen andern Kopf.

ken erhaſcht, ſo ſagt der Eine: Das iſt aus dem Spaniſchen. Von wem? fragt der Andere.

Von Don Ranudo Praxaſtes y Corambolajos.

So. Mir nicht bekannt. Das macht nichts, verſichere Sie es geleſen zu haben.

Und ſo werfen einem dieſe Kritiker auf der einen Seite philologiſche Kenntniſſe zu, um auf der andern Seite vom Geiſt und der Erfindungsgabe abzwacken zu können.

Was iſt doch das ganze literariſche Treiben für ein Elend! Wie mühſam muß ſelbſt ein gewandter Dichter, dem es allegro vom Flecke geht, ſeine Verſe und Witze zuſammenpappen? Wie iſt er dabei ſo langweilig und verdrüßlich! Und der gutmüthige, unbefangene Leſer oder Hörer meint, der Dichter ſei bei der Schaffung ſeiner Geiſtesprodukte auf Roſenblättern gelegen, oder in einem balſamdurchdufteten Aether geſchwommen, oder wenigſtens in einer himmliſchen Laune geweſen. Aber wie es die größte Kunſt des Grotesktänzers iſt, die gefährlichſten und anſtrengendſten Sprünge mit einer ſcheinbar grazienartigen Leichtigkeit auszuführen, wenn er auch wie Joſeph Grimaldi, der berühmte Londoner Clown hinter der Couliſſe ſeinem Diener erſchöpft in die Arme ſinkt, und nicht Kraft genug hat, um in ſeinen Wagen zu ſteigen — ſo iſt es die Kunſt des Dichters, hinter dem leichten gefälligen Faltenwurfe des Versbaues das abgemergelte Skelet ſeiner Mühe zu verbergen. Welch ein ſchaudervolles Bild vom Elende des Theaterlebens

gibt nicht der ruhmgekrönte und täglich auf zwei, bisweilen auch auf drei Bühnen mit stürmischem Beifall empfangene Grimaldi? Seine Memoiren *) bezeugen es hinlänglich, wie jener Mensch, der an jedem Abende Tausenden seiner Brüder einige vergnügte Stunden schenkte, sich selber so wenig vergnügte Abende machen konnte; es war seine größte Freude, spät in der Nacht nach der letzten Vorstellung in seinem Gig nach Hause zu fahren, und seine größte Qual, am andern Tag wieder bei der Probe erscheinen zu müssen. Und was ist alles Treiben auf der Welt, als Misere? Wahrlich das Theater ist die Quintessenz des glänzenden Scheinlebens, und daher auch die Quintessenz des wahren Elends!

O Leben! wie scheinst Du mir jetzt so fade, so langweilig und so ungedeihlich! Was nützen mir meine Lorbeern, da ich auf ihnen nicht ruhen kann, denn schlaflose Ruhe ist Unruhe! Donnerwetter! wenn nun an keinen Schlaf zu denken ist, so will ich aus dem Fenster sehen, um

in kühler Abendluft mein Haupt zu baden!

Aber es ist ja schon tiefe Nacht, wie konnt ich auch einen so unpassenden Vers citiren, ich sollte vielmehr mit dem Geist im Hamlet sagen: Schon fühl' ich Morgenlüfte mich umwehen, — und weiter:

Es zeigt der Glühwurm mir des Morgens Nähe,
Weil ich sein kaltes Feuer glänzen sehe.

*) Von Boz (Dickens) herausgegeben.

Mond, Du bist doch ein eigener Patron; als Knabe sah ich in Dir immer ein Gesicht, und ich fand es auch ganz natürlich, daß Du ein Gesicht habest! Du bist ein eisig kalter Stern, kalt, wie die Erinnerung an freudige Tage, die für immer dahingeschwunden sind. Ergreifend, gespenstig ist Deine Beleuchtung, bist Du doch selber der Sonne Gespenst, ohne ihren Geist, ohne ihre Wärme, ohne ihre Leben. Schlaftrunken neigen dort auf dem Friedhofe die Kreuze sich gegen einander, wenn ich länger hinschaue, dünkt es mir, ich seh' in einen verwüsteten Liliengarten, in dem irgend eine wilde Bestie herumrumorte, und die Blüthenstengel beugte oder zerbrach! Ich seh' aufgeworfene Gräber, sie sind neu, noch hat kein Grashalm auf den Hügeln seine Wurzeln geschlagen, zertreten und wie glänzend weiß scheint mir der Boden rings um die neuen Grabhügel, es blüht dort keine Blume, es sprosset kein Kraut, die salzige Thränenfluth, die vor nicht langer Zeit darauf hingeströmt, fiel in die Blüthenkelche, sie tranken den bittern Quell, und starben an seinem Gifte!

Was ist das, ich seh' die Kirche erleuchtet, sollte etwas drinnen zu brennen angefangen haben? Ich will die Schloßleute wecken, daß sie Feuerlärm machen, doch sieh' — das Licht schwindet von den Fenstern wieder, es flimmert außer dem Vestibulum, horch! ein Glöklein tönt; das geht zu einem Sterbenden, es ist eine Vorbereitung auf die letzte Reise. Ich klage über Schlaflosigkeit, der arme Schlucker, den

es eben angeht, hätte vielleicht über mehr zu klagen! Was iſt das Leben? — — Tauſend verworrene Gedanken durchzucken meine Seele! Die Nacht iſt ſo hell und ſchön, und dort liegt ein Menſch im Leiden und Sterben. Der Mond ſcheint ſo rein und klar, wenn er von dem Elend erzählen könnte, was er eben jetzt auf ſeiner Bahn beleuchtet, das müßte eine ſchaudervolle Erzählung werden, die das Herz zermalmt; wenn er fühlen und weinen könnte, ſeine Seen müßten wie weinende Augen eine Thränenfluth über die Erde ſtrömen laſſen! Wahrlich, wenn ich nicht zu ergriffen wäre, ſo hätte ich Luſt, zu den Millionen Mondſcheinliedern noch Eines hinzuzufügen, aber zu weſſen Nutz und Frommen? Dem größten Theil der Leſer ekelt vor einer ſolchen Dudelei, in einem Stücke bleibt ſie nur immer Futter für die oberen Gallerien, welche einen großen Sinn für's romantiſche Ritterthum entwickeln, und ſelbſt der iſt ſchon zu Grabe gegangen, das Wohlgefallen an ſchmutzigen Witzen hat ihm den Vorrang abgelaufen — alſo kein Mondſcheingedicht! — Der feuchte, kalte Mantel der Nacht, mit ſilbernen Sternen beſäet, liegt ausgebreitet über der Erde, wie eine Schließe aus blitzendem Demant hält der Mond ihn zuſammen! — Wie, wäre dieſer Gedanke wirklich für ein Gedicht zu verwenden? Nein, ruft mir mein beſſerer Genius zu! Denn von Dichtern und Dichterlingen iſt der feuchte Mantel der Nacht ſchon ſo gewaltig abgegriffen, und durch den vielen

Gebrauch ſo ſehr zerriſſen, wie ein wirklicher alter, durchlöcherter Mantel, der die Sterne durchleuchten läßt, wenn man ihn gegen die Sonne hin ausbreitet; für einen ehrlichen Menſchen bleibt es daher ſchon eine Schande, mit einer ſolchen Fetzenglorie den Parnaß zu beſteigen.

Wozu aber dieſes Romantiſiren am Fenſter? Ich habe mein theures Haupt ſchon hinlänglich in der Nachtluft gebadet, um einen Schnupfen davonzutragen, ich will mich zu Bette legen, vielleicht laſſen doch die Gedanken nach! Morpheus, ſtreue deine Mohnkörner über meine Augen, aber lieber gleich einige Säcke, denn mit ein Paar Händen voll iſt es für heute nicht abgethan! — Roſa und Agnes werden alſo wahrſcheinlich Bräute! — Es iſt doch ſonderbar, es kam mir nie in den Sinn, eines dieſer Mädchen zu heirathen, und doch bemächtigte ſich meiner eine gewiſſe Jalouſie, als die beiden Ankömmlinge ſich um dieſelben geſchäftig machten! Ich ſprach zum Scherz von meiner Eiferſucht, und machte ſie lächerlich, weil ich das Lächerliche derſelben fühlte, und doch war ſie auch als etwas wirklich Exiſtirendes in mir. Wie man ſich doch ſelber ſchämen muß vor ſeiner Kleinlichkeit, und wie man oft um Alles in der Welt die lächerlichen und verächtlichen Züge eines verderbten Willens nicht laut werden laſſen möchte! —

Nach und nach wurden Gedanken und Bilder

bei Crayon unklar, sie traten in den Hintergrund zurück, und er schlief ein.

Du, aber lieber Leser, folge dem einschlafenden Crayon, wenn du dieß Büchlein eben als eine Bettlektüre in der Hand hältst — dein guter Engel möge dich bewachen! Wohl vermag ich nicht, von deiner werthen Persönlichkeit mir ein Bild zu entwerfen, denn proteusgestaltig bist du, und es löscht ein Gemälde von dir immer das andere aus; bald sehe ich dich hingelehnt auf einen reichen, üppigen Divan, und dein aufgesperrter Mund verkündet, daß du das Büchlein, welches du eben in der Hand hältst, als eine Visitenkarte betrachtest, welche dir der Bruder des Todes zugeschickt hat; bald sehe ich dich in der Gestalt eines armen Teufels, du hältst die Geschichte, welche du aus der zehnten Hand zu leihen bekommen, vor den Augen und willst dir deine Grillen vertreiben, und auf eine Zeitlang deine Sorgen vergessen, bald sehe ich dich in der Gestalt eines Schülers, der, statt begierig der Worte zu horchen, die vom Katheder herab ertönen, hinter dem Rücken seines Vordermannes, den er als breite Schutzwehr gebraucht, die ihn den Augen des Lehrers entziehen soll, lieber der Kurzweile des leichten Lesens fröhnt, als daß er sich mit der anstrengenden Langweile seines ernsten und nothwendigeren Studiums beschäftigte; bald sehe ich dich in der Gestalt eines Pedanten, der Alles wie ein Rohrspatz beschimpft, was nicht im Einklange steht mit seinen verdrehten Ansichten, und

der nur ſeine eigenen Worte für ein Orakel hält. Und wenn ich mir nun das letzte Bild entworfen, ſollte ich da vielleicht mitten in der Erzählung abbrechen, die ich einmal begonnen? Nein! es gibt auch andere Leute in der Welt, als ſolche, die vom Fette ihrer Einbildung und eigenen Werthſchätzung zehren.

Ende des erſten Theiles.

Des Genies

Malheur und Glück.

Ein Spiegelbild

mit

Land- und Wiener-Figuren

sammt

Reflexen und Reflexionen.

Von

Sebastian Brunner.

Zweiter Band.

Leipzig,
bei Theodor Thomas.
1843.

Dreizehntes Kapitel.

Wie die Gäſte vom Schloſſe Abſchied nehmen, und was dabei für anmuthige Geſpräche geführt werden.

Adieu, my kind friend, and believe, that I love you as much from inclination as reason.

Sterne.

Der Morgen des folgenden Tages war herangebrochen, Tornaſol, Valloſo und Crayon hatten das Frühſtück eingenommen, und waren in ihren Wagen eingeſtiegen, ſchon hatte Tornaſol von ſeiner zukünftigen Braut ſich verabſchiedet — als Agnes eine geſtickte Anſicht von Rumpelhauſen, welche ſie ſchon früher verfertigt hatte, dem Marquis als Souvenir übergab — dieſer war ſichtlich erfreut; Crayon machte alſogleich die boshafte Bemerkung: Herr Marquis, Sie haben die Feſtung mit Sturm eingenommen — es freut mich bei der Uebergabe von Schloß Rumpelhauſen als Zeuge gegenwärtig geweſen zu ſein. — Agnes, welche die Worte Crayon's zu überhören ſchien, ſprach mit bewegter Stimme zu Valloſo: Herr Marquis, mögen Sie ſich in ferner Zeit bisweilen an Rumpelhauſen erinnern! — Fräulein, entgegnete Valloſo, ich hoffe Rumpelhauſen noch vor meinem Ende in Wirklichkeit

zu ſehen, das Bild ſoll mir eine Erinnerung an Sie ſein! — Wollen Sie uns vielleicht wieder einmal die Ehre geben? fragte Agnes. — Das Herz des armen Marquis war durch die letzte Scene vollends gebrochen, er wollte ſprechen, aber es ſtanden ihm zu viel Leute um den Wagen; ſchon ſtampften die Pferde, ſchon erſcholl von allen Seiten: Lebewohl und Auf Wiederſehn, als Valloſo die Frage, ob er wieder komme, durch die ſchnell herausgeſtoßene Galanterie beantwortete: Comment, votre coeur ne vous le dit pas? Je reviendrai, vous en êtes bien sûre! Adieu Der Wagen rollte fort. — Bravo! rief Crayon, der den letzten Worten Valloſo's Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, bravo! le Marquis est séduit, perdu, vaincu! Außer dem Dorfe ging die Straße einen ziemlichen Berg hinan — die Reiſenden ſtiegen aus — es führte ſie ein näherer und angenehmerer Weg, als die Fahrſtraße, durch den Friedhof auf die Anhöhe. Als ſie die Todtenſtadt paſſirten, ſahen ſie eben einen alten Mann an einem Grabe arbeiten. Der Graf machte die Bemerkung: An dem wird auch bald das Sprichwort wahr werden: Wer andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein! — Crayon erwiederte: Der hat aber wahrſcheinlich ſchon tauſend Andern Gruben gegraben, und er ſelber kann doch nur in Eine fallen, und zwar in eine ſolche, die ihm wahrſcheinlich ein Anderer gräbt. Uebrigens bin ich ſelber der Meinung, daß er es nicht mehr gar lange machen wird, ſteht er ja doch ſchon, nicht nur mit Einem, ſondern mit zwei Füßen

im Grabe. — Crayon erinnerte ſich an die Scenen der vergangenen Nacht, und fragte den Todtengräber, wann wohl der, welcher da begraben werde, geſtorben ſei? — Der Alte ſprach: Heute früh, um zwei Uhr. — Und ſo bald macht Ihr euch ſchon an die Arbeit? — Ja, mein Herr, ſagte der Todtengräber, gethane Arbeit iſt geſchehen — ſpäter ſcheint mir die Sonne zu ſehr auf den Rücken. — Es war übrigens dieſer Todtengräber eine ganz proſaiſche Figur, er hatte weder Humor, wie ſeine zwei Shakespear'ſchen Collegen im Hamlet, noch Charakter, wie die zwei dito in Dikens: Maſter Humphrys Wanduhr; er rauchte ſeine Pfeife, und warf mit kaltem Blut, ohne alle Reflexion, den modrigen Geſellen, der ſchon Jahre lang in ſeiner Grube der Ruhe gepflegt hatte, theilweiſe aus dem zertrümmerten Sarge heraus. Der Graf fragte ihn, wie lange wohl der begraben ſei, den er ſo eben herauswühle? — Mag wohl an die vierzehn Jahre ſein, ſagte der Alte, er war Soldat, ſeine Beine haben ihn weit in der Welt herumgetragen, er kam dann einmal auf Beſuch zu ſeinem Bruder hieher, und kehrte, weil es ihm hier ſonderlich gefallen, nicht mehr zu ſeinem Regimente zurück, denn ich nahm ihn in's meinige auf; da hat er nun in dieſer Reihe als Flügelmann ſeine Dienſtjahre überſtanden, morgen wird er abgelöſt. Tornaſol, der die Caſſe führte, gab dem Alten einige Münzſtücke — dieſer traute kaum ſeinen Augen — er war ſolche Geſchenke nicht gewohnt, und als die Reiſenden ſich entfernt hatten, brummte er in den

Bart: Sind doch sonderbare Herren das, geben mir für ein Paar Worte mehr, als ich für sechs Gräber kriege! Ehe die Drei bei der untern Thüre hinaus gingen, hatte eine neue Grabschrift in Versen sie angezogen, welche auch alsbald gelesen wurde. Sie lautete:

Du, Natur, Du bist die Auflösung des Schmerzens,
Aber auch zugleich die Brecherin des Herzens.
Dein Stachel dringt tief ein in jede Brust;
Ihm ist es Alles Eins, ob Freude, oder Lust!
Es ist der Tod des Lebens furchtbares Orakel,
Er ist der Engel mit der umgestürzten Fackel —
Habt ihr aber auch das große Wort vernommen?
Wir werden einmal Alle zusammenkommen!

Hier ruht, aus der irdischen Hülle zu einem andern Jenseits hinübergezogen,

Babette Tamerlin!

Ruhe ihrer Asche!

Sie weilet oben in den Sternenzelten,
Und blicket herab auf die kreisenden Welten.

He, Alter, rief Crayon den Todtengräber an, könnt Ihr uns nicht sagen, wer diese Grabschrift gemacht hat? — Die ist vom Herrn Aktuar Stifel, seine Grabschriften werden weit und breit gesucht; das Dichten geht bei ihm von Fleck! — Im Weitergehen bemerkte der Graf: Die Segnungen der Aufklärung haben sich bereits bis auf die Kirchhöfe verbreitet, mir ekelt schon vor einer sinnigen Grabschrift, wenn sie rein heidnisch ist und jedes christlichen Elementes entbehrt; aber der heidnische Unsinn, wie er selbst auf vielen Landfreydhöfen, sich in Poesie und Bilderei ausspricht, der bringt mich vollends auf.

Die drei Worte: »Dem Gott Gnadt" die unſere Vorfahren in ganz Deutſchland auf ihre Grabſteine ſetzten, haben mehr Sinn, und ſprechen ein Herz, welches der Erlöſung ſich noch nicht vollends entfremdet hat, mehr an, als der ganze moderne Plunder, mit dem der Zeitgeiſt ſeine Opfer noch bis in's Grab verfolgt.

Crayon, der mit dem Grafen in dieſer Beziehung ganz gleicher Geſinnung war, nahm nun das Wort: Aber warum ſagen Sie nicht lieber Friedhof? Tornaſol antwortete: Weil es eigentlich gut und alt deutſch: Freydhof heißt.

Crayon. Es haben aber doch ſehr wenige Sterbliche eine Freude, wenn ſie an dieſen Ort gerufen werden, oder wenn ſie Andere dort wiſſen, welche ſie im Leben geliebt haben?

Graf. So lange wir noch in der gebrechlichen Hülle des Leibes wandeln, läuft es uns freilich kalt über den Rücken, wenn wir über das jämmerliche Lebensende des Menſchen nachſinnen; je mehr wir aber hier nach Gottes Wort das Streben nach Vollkommenheit uns angelegen ſein ließen, deſto mehr wird auch der Tod ſeine Schrecken für uns verlieren, und der Ausſpruch wird uns klar werden: Selig, die im Herrn ſterben, denn ſie ruhen aus von ihren Mühen, und ihre Werke folgen ihnen nach. Nach dieſen Worten wird nun derjenige, der im Herrn ſtarb und gute Werke geübt hat, zu der Zeit wo ſeine ſterbliche Hülle beerdiget iſt, auch ſchon die Freude der

Seligen empfinden, oder wenigstens eine erquickende Hoffnung auf ein baldiges Ende seiner Seelenleiden in sich tragen; kurz seine Seele hat dann schon mehr Ursache sich zu freuen, als sie dies in diesem wandelbaren Leben hatte.

Crayon. Ich muß Ihnen gestehen, Herr Graf, ich war, wie Sie wissen, durch viele Jahre übel gelaunt, wenn das Gespräch auf Religion kam, ich fange aber jetzt an, dafür Geschmack zu gewinnen, und das habe ich, ohne Ihnen ein Kompliment zu machen, Ihrer Gesellschaft zu verdanken. Ich hatte, was Kunst anbelangt, immer die christkatholische Ansicht, wenn ich auch oft zu feige gewesen bin, sie auszusprechen. So z. B. waren mir die modernen Grabmonumente mit ihren trauernden Engeln, mit der Schmetterlingsverwandlung, mit den Thränen- und Aschenurnen und all' dem Firlefanz längst zuwider; sie ließen meine Seele öde und hoffnungsleer, und ich bin immer erquickt gewesen, wenn ich auf einem Grabsteine das Kreuz als Symbol der Erlösung und einen kernigen Bibelspruch fand.

Die Gesellschaft war während dem auf die Anhöhe gekommen, und begab sich in den Wagen, der (um zu zeigen, wie wir uns auch in Etwas dem Sprachgebrauche der ältern Novellisten fügen können) fortrollte, und hinter sich eine Staubsäule aufwirbeln ließ. Auch Valloso mischte sich jetzt in's Gespräch, und beipflichtend den Ansichten des Grafen, fügte er aus seiner Erfahrung noch Folgendes hinzu:

Es wird den Herren nicht unbekannt sein, daß auf dem Währinger Dorffreydhofe *) bei Wien, den ich theils wegen seiner Gebeine, die er umschließt, theils auch seiner Inschriften wegen, den ästhetischen nennen möchte, auf mehreren Grabsteinen sich Verse aus Byron finden; ich bin der Meinung, man hätte unter den Dichtern, für diesen Zweck, keine unglücklichere Wahl treffen können.

Graf. Da hast Du wohl Recht, denn Byron bleibt bei all' seinem Genius doch nur der Poet der Trostlosigkeit; ich bin immer von einem tiefen Wehe durchdrungen, wenn ich ihn lese; er dauert mich, wie ein blinder Mann, der sich in der Tollheit selber die Augen ausstach, und dessen Leben dann zu einer Klage über Finsterniß geworden. Ich sprach einst mit einem seiner Landsleute, der ihn persönlich kannte; der erzählte mir, als er mit dem Dichter einmal über Gott und Ewigkeit sprechen wollte, habe er wie ein dämonisches Wetterleuchten den Hohn über sein Antlitz zucken sehen, er nannte ihn auch den Hohnlacher (sneerer) alles Göttlichen. Uebrigens scheint Byron, als er es ahnte, daß die Anzahl seiner Tage bald abgeschlossen sei, seine Gesinnung geändert zu haben; dies ergibt sich aus den Endreimen eines Gedichtes,

*) Zum Unterschiede von dem Währinger Stadtfreyhofe, welcher der größte Wiens ist, und der von der nahen Lage an dem Dorfe Währing seinen Namen erhielt; das Dorf hat aber seinen eigenen, nämlich den obenangeführten Begräbnißort.

welches die Aufschrift trägt: Unter dem Vorgefühle eines frühen Todes geschrieben *).

Crayon. Es ist ja bekannt, daß er mit großer Reue auf die zu Venedig im wüsten Leben vergeudeten Tage zurückgesehen.

Graf. An dem verkehrten Leben dieses Dichters hatte einer seiner Freunde, Namens Shelley, wohl keinen geringen Antheil; er war ein Pantheist ganz eigener Art, er verwarf die Vorsehung und nahm dafür eine Alliebe an, wahrscheinlich wußte er selbst nicht, was er damit sagen wollte.

Crayon. Auf demselben Begräbnißplatze, von dem der Herr Marquis eben sprach, entsinne ich

*) Die besprochenen Verse lauten:

Dich, Vater, ruf ich, Licht der Welt,
Nacht deckt der Seele Gründe,
Du, ohne den kein Sperling fällt,
Wend' ab den Tod der Sünde.
Du leitest ja den Wanderstern,
Zeigst Dich der Elemente Herrn;
Dein Mantel ist das Firmament.
Schenk' sünd'ger Lust und That Vergeben,
Und will der Tod mich bald verderben,
So lehre mich, o Herr, zu sterben!

Geistreich bemerkt Maret (in seinem Essai sur le Pantheisme, Paris 1841) über die Göthe'sche und Byron'sche Poesie: Goethe et Byron ont les premiers introduit le panthéisme dans la poésie. Toutes les richesses de la plus brillante imagination, toutes les ressources d'une puissante invention et les beautés du style dissimulent mal le désordre qui règne dans la pensée, et l'indigence d'un fond, où le coeur ne trouve que l'orgueil et la haine, le doute et le désespoir etc.

mich, einige ganz besondere Lächerlichkeiten und Ausgeburten der menschlichen Eitelkeit gesehen zu haben. Man findet dort Beethovens Grab, auf dem Stein, der über die sterbliche Hülle des großen Tonsetzers gesenkt ist, steht nichts geschrieben, als das Eine Wort: Beethoven. Diese einfache Aufschrift finde ich bei einem Manne von solcher Berühmtheit ganz in der Ordnung; nun haben sich aber auch Leute, deren Ruhm höchstens in ihrem erwucherten Reichthume besteht, beikommen lassen, es mit ihren Familiengrabstätten auf eine ähnliche Weise zu halten, man sieht da auf großen Granit- oder andern Steinblöcken nichts, als den simplen Familiennamen, in der Voraussetzung, daß die Biographie, das Leben und Wirken der Familienglieder ohnehin aller Welt bekannt sein müsse.

Doch es scheint, als ob wir den Reisenden schon Gefälligkeiten genug erwiesen hätten, wir haben sie über den Berg begleitet, sind noch eine Strecke mit ihnen im Wagen gesessen, um auf ihre Worte zu hören, nun aber wollen wir sie allein ihre Reise nach Wien zurücklegen lassen, und uns um die andern Gäste in Rumpelhausen, welche bisher nur zu sehr vernachlässigt wurden, bekümmern.

Frosch, Rund und Storch, die drei Studiosen, waren jetzt durch einige Kapitel, wie es dem geneigten Leser nicht entgangen sein kann, gewaltig in den Hintergrund zurückgeschoben, und selten nur haben sie ihre Stimme ertönen lassen. Diese Schweigsamkeit

und Zurückgezogenheit wird Jenen ganz natürlich vorkommen, welche bedenken, daß arme Studenten neben reichen und angesehenen Leuten nothwendiger Weise eine ganz armselige Rolle spielen. Je weniger sie aber hier redend eingeführt wurden, desto gesegneter war ihr Appetit — selbst Frosch legte, trotz seiner Melancholie, keinen Spott auf's Essen, und war deswegen von allen andern derartigen unglücklichen Liebeshelden sehr unterschieden, denn diese Erbarmungswürdigen müssen gewöhnlich durch die Hartherzigkeit ihrer Autoren von der Luft leben, bis sie die interessante Bläße des Gesichts und den unstäten Schritt, sammt jener ganzen Verworrenheit der Gestalt erlangt haben, welche auf die innere Zerrissenheit hindeutet.

Viele Schwänke, wie sie bei zusammenwohnenden Studenten seit Jahrhunderten gang und gäbe sind, wurden auch hier durchgeführt. Bettladen wurden herausgenommen, so daß der Unschuldige, der sich, ohne etwas Arges zu ahnen, schlafen legen wollte, mit großem Gepolter, zur Kurzweil der andern Kollegen, von denen natürlich ein jeder von der ganzen Sache nichts wissen wollte, durchfiel. Decken wurden an verborgenen Schnüren durch einen plötzlichen Ruck von dem Einschlummernden weggezogen, der, wenn er gescheidt war, gute Miene zum bösen Spiel machte, wenn er aber das nicht war, seinen Aerger in verschiedenen Brummungen an den Tag legte, wie z. B.: Das sind Dummheiten! Beim Tage mag man sich wohl so etwas

gefallen lassen, aber zum Schlafen sollte man Ruhe haben, und in der Nacht sind solche Dinge eselhaft. — Darauf wird von einem Andern erwiedert: Aber sieh', lieber Freund, Du sagst: bei Tage ließest Du Dir so etwas gefallen, aber wer kann Dir bei Tage die Decke wegziehen, da Du sie nur zur Nacht gebrauchst — also nur vernünftig u. s. w. Wehe dem, der sich da erzürnt und seinen Zorn nicht zu verbergen weiß, denn er wird zum Stichblatt seiner Genossen ausersehen. Wohl hingegen dem, der, wenn auch nur scheinbar, mit großem Phlegma-selber über diese wohlgemuthen Späße lacht, denn an ihm werden sich seine lustigen Kollegen bald die Zähne abgebissen haben.

Schon war von den Studiosen der Tag bestimmt, an welchem sie sich vorgenommen hatten, von Rumpelhausen zu scheiden. Peter sollte, vom beginnenden Schuljahre an, seine Studien in Innsbruck fortsetzen, die Trennung von ihm fiel seinen Mitschülern schwer, denn man findet nicht alle Tage so gute Jungen, die gastfreie Eltern und behagliche Schlösser haben.

Am Abend vor der Abreise nahm Frosch seine Rumpelhauser-Ansicht und trug sie zu Rosa, mit der Bitte, sie möge sich dies Bild behalten; es würde für ihn eine Ehre sein. Rosa gab ihm eine Landschaft, von ihr gezeichnet, zum Gegenpräsent, und sagte: Leben Sie recht wohl, und seien Sie künftig fleißiger, als Sie dieser Tage waren; mich sollte es freuen, einst von Ihren Arbeiten etwas zu hören, denn ich habe die Ueberzeugung, daß Sie zum Landschaftsmaler

geboren ſind. Froſch verbeugte ſich, und ging zur Thüre hinaus. Er hatte ſich den Abſchied von Roſa von ſeiner Seite wenigſtens ſentimentaler gedacht, als er ausgefallen war. Kaum hatte er ſich einige Schritte von der Thüre entfernt, als er ein Paar ganz ſeltſame Sprünge machte, und dieſe Capriolen noch über die Stiege hinab fortſetzte, wo er bei jedem Tritte mehrere Stufen zuſammennahm. Dieſe Sprünge waren begleitet von folgenden Sätzen und Interjectionen: Prrr, prrr, Froſch, ſei ein Philoſoph! Du haſt die erſte Lanze mit deinem Herzen gebrochen, die ganze Welt ſoll Dich Huckepack tragen! Prr! Was iſt die Welt? Prr! Pfui! Keine Sentimentalität! Am Ende habe ich doch ein Talent, das hat ſie mir zugeſtanden, und damit Baſta! — Froſch ging auf ſein Zimmer, holte ſich dort einen Spazierſtock, und ging allein hinaus in's Freie. Dort wandelte er ſchnellen Schrittes einen Weg zwiſchen Bachweiden hin, in deren Zweige er mit ſeinem Stocke mörderiſch hineinhieb, ſo daß bei jedem Schlage einige derſelben zu Boden fielen. Ein Bauer, der ihn längere Zeit betrachtet hatte, rief ihm endlich zu: Aber, Herr, was haben Euch denn die jungen Bäume gethan, daß Ihr ſie nicht in Ruhe laſſen wollt? Das iſt doch eine Sünde, ſo muthwillig etwas zu verderben —! Froſch entfernte ſich ſchnell und beſchämt, er hatte weder an die Weiden, noch an's Ruiniren derſelben gedacht, und ſeiner Streiche, die hageldicht auf die Zweige niederregneten, wurde er erſt durch die Anrede des Bauers bewußt.

Frosch dachte nämlich an die Verse, die er auf die Kehrseite des Rumpelhauser-Bildes geschrieben, und sagte eben zu sich: Und durch diese Verse habe ich mich gerächt. Gerächt? Wie? Vielleicht auch lächerlich gemacht! Wenn das wäre? Und in diesem Gedanken äußerte Frosch unwillkürlich seine Gefühle durch die sonderbaren Stockmanipulationen, welche er gedankenlos ausführte.

Während dem fand Rosa, die das Bild betrachtet hatte, und es auf einen Tisch hinlegen wollte, beim Zusammenrollen desselben, die von Frosch darauf geschriebenen Verse. Sie las:

Nimm' hin dieß Hauses Bild als ärmliches Vermächtniß
Von einem armen Jungen, der es nimmer braucht;
Es bleibt mit Flammen eingebrannt in sein Gedächtniß,
Bis er den letzten Hauch aus wunder Brust gehaucht.

Hier hat zum ersten Mal Dein Antlitz er gesehen,
Hier hat zum ersten Mal er Deinem Wort gelauscht;
Hier hat zum ersten Male bang' und süße Wehen
Er in der Brust gefühlt, doch niemals ausgetauscht.

War ich zu kühn, daß ich, was mir mein Herz beweget,
Zum Trauerhaus der Dichtung habe aufgebaut?
O wenn in Dir sich nur ein Strahl von Mitleid reget,
So höhne nicht den Schmerz, den ich Dir anvertraut.

Wo ist ein kluges Weib zu finden, das sich ganz und gar von der Eitelkeit losgerungen hätte? Obwohl Rosa durch die Neigung des Studenten Frosch, die sich in diesen Versen nur zu deutlich aussprach, unangenehm berührt war, so fand sie sich doch anderseits

auch geſchmeichelt und zum Mitleid bewegt; nach langer Ueberlegung, ob hier gänzliches Ignoriren oder eine Antwort geeigneter ſei, entſchied ſie ſich für das Letztere. Sie nahm ein kleines Studienblatt, auf welchem ein ausgehöhlter Baum gezeichnet war — um dem Studioſus die Antwort nicht in Briefform übergeben zu dürfen, und ſchrieb auf die Kehrſeite desſelben:

Lieber Froſch!

Ich bin überzeugt, daß die Worte, welche Sie mir geſchrieben haben, nichts Anderes ſind, als eine Geburt Ihrer jugendlichen Phantaſie. In einigen Tagen werden Sie auf das, was Sie ſchrieben, vergeſſen haben, und ſchon in einigen Monaten werden Sie darüber lachen; denn ich halte Sie für zu vernünftig, als daß Sie je im Stande wären, einer kränkelnden Sentimentalität ſich hinzugeben. Ich wünſche Ihnen herzlich Glück auf Ihrem künftigen Lebenswege; ſollten Sie je in irgend Etwas meiner Hilfe bedürfen, ſo ſeien Sie verſichert, daß ich gewähren werde, was in meinen Kräften ſteht; wenden Sie ſich in ſolchen Fällen an

die

Schreiberin dieſer Zeilen.

Des andern Morgens ließ Roſa den unglücklichen Maler (er hielt ſich wenigſtens für den Augenblick ein klein wenig für unglücklich, Roſa aber hielt ihn für unglücklicher, als er wirklich war) durch ihr Mädchen zu ſich rufen, und händigte ihm unter einem

versiegelten Couverte das Blatt, welches halb Zeichnung und halb Brief war, ein, unter der Bedingung, daß er es erst außer dem Weichbild des Schlosses aufbrechen dürfe, sich aber dabei jeder glorioſen Hoffnung enthalten ſolle, um keine bittere Täuſchung zu erfahren. Froſch ſtotterte die Worte heraus: Fräulein, ich danke Ihnen für Ihre Güte, mag der Brief auch was immer enthalten. Leben Sie recht wohl! Wer weiß, wann ich Sie wieder ſehe, ich wünſche Ihnen viel Glück! Froſch entfernte ſich, und trieb ſeine Kollegen, die ihr Frühſtück ſchon eingenommen hatten, zum Aufbruche an. Der alte Ritter Fabius drückte jedem Studenten herzlich die Hand, und ſagte: Sollten Sie ſich hier unterhalten haben, ſo freut es mich; wenn Sie je wieder in die Gegend kommen, rechne ich auf einen Beſuch, Sie werden immer gerne geſehen ſein! Peter und Wanzenberger gaben den Abreiſenden das Geleite, der Letztere mit der Bemerkung, er könne doch Jene, mit denen er nach Rumpelhauſen gekommen, nicht ſo, mir nichts, dir nichts, fortgehen laſſen. Die Muſenſöhne hatten ihn lieb gewonnen, denn er war ein närriſcher Kautz und ein guter Kerl. Stifel freute ſich, als er die Abreiſe der jungen Männer ſah, denn dieſe hatten ihn ſchon einige Male hanſelirt, und er brachte in Erfahrung, daß Froſch keineswegs aus Achtung vor ſeinem (Stifels) Genie, ſondern aus purem Hohn, ſich alle wahnſinnigen Grabſchriften, die von dem halbverrückten Schreiber herrührten, kopirte.

Bei demſelben Ahorn, unter deſſen kühlendem Schatten die Wanderer bei ihrer Reiſe nach Rumpelhauſen der ſüßen Ruhe gepflegt, ſchieden ſie auch jetzt von einander. Peter und Wanzenberger kehrten nach Rumpelhauſen zurück, die übrigen Drei ſetzten ihren Weg nach Feldkirch fort. Ueber Wanzenbergers Antlitz, der zum Weinen ſehr geneigt war, rollten die hellen Thränen hinab, als er von dieſen fidelen Gefährten ſcheiden mußte, er liebte ſie ungemein, denn ſie hatten ihm eine ſolide Behandlung angedeihen laſſen, und darauf hielt Wanzenberger große Stücke.

Vierzehntes Capitel.

Worin über verſchiedene Dinge geſprochen wird, es kommt daſelbſt auch ein Streit, ein Todesfall, Erbſchaftsangelegenheiten und derlei artige Begebenheiten vor.

Il y a dans la vie d'étranges fatalités.
Alex. Lavergne: L' Héritage de mon Oncle.

In dem Zimmer eines prachtvollen Landhauſes in einer der faſhionabelſten Gaſſen zu Hietzing, bei Wien, ſaß ein jugendlicher Mann vor einem Schreibtiſche, um welchen ringsum eine Anzahl von Journalen aufgeſtapelt war: der Courrier Français, Charivari, Globe, der Constitutionnel und die Times, l'Univers und Quaterly Review's, nebſt eine Heerde von Allgemeinen, aber gar keine beſondere Zeitung, lagen zu Dienſten des leſenden Mannes bereitet; die bei einigen noch nicht vollends vertrocknete Druckerſchwärze, beſonders aber das franzöſiſche und engliſche Segelpapier, hauchten einen eigenthümlichen Duft aus. Der junge Mann hielt mit ſeinem eigenen Ich folgende Zwieſprach: Wird man doch ganz verdummt und verdrüßlich, wenn man ein Paar Stunden in dieſem tauſend- und aber tauſendmal ſich wiederholenden Kram herumgewühlt hat. Es iſt eine eigene Welt,

dieſe Welt der Journale, ſo wie es auch eigene Journalmenſchen gibt. Die Leidenſchaftlichkeit der verſchiedenen Parteien wird da noch gehäſſiger, die Bosheit markirter, der Witzige trägt oft über den Gerechten den Sieg davon, und ein armes Subject, das keinen oder vielmehr einen ſchwachen Geiſt hat, wird ohne weitere Umſtände vollends zerquetſcht.

Je mehr ſich die Haltung eines Journales vom Geiſte des Chriſtenthums entfernt hat, deſto unduldſamer, ſelbſtſüchtiger und ätzender werden ſeine Artikel, und was iſt es dann erſt mit jenen Blättern, die es für ihre heiligſte Pflicht zu halten ſcheinen, die Menſchen hier ſchon auf Erden in die Hölle zu ſtürzen, alle Bande der Liebe, welche die Geſellſchaft noch umſchlungen hält, aufzulöſen, und den Geiſt von ſeinem Ziel und Ende, das er in Gott ſuchen ſoll, abzukehren? Dieſe traurige Wirkſamkeit wird kaum irgendwo mehr zu Hauſe ſein, als in Deutſchland. Da hab' ich mir ein eigenes Bild ausgedacht, welches die Journaliſten und ihr leſendes Publikum darſtellt. Das Journal ſelbſt dünkt mir eine gewaltige Feuerſpritze, die auf einem öffentlichen Platze aufgeſtellt iſt, ringsum ſteht die gaffende Menge, die mit großem Vergnügen wartet, bis der Witz losgeht, Sie verſpricht ſich einen enormen Spaß. Eine Menge von Handlangern ſchleppen in großen Kübeln Schwefel und Blauſäure zu, welche ſie behende in's Reſervoir gießen, daß der Strahl, wenn er einmal zu ſtrömen begonnen, ununterbrochen fortgehe. Die Redaction hält das Rohr

hier und dort hin, daß jeder von den Maulaffen, die unten ſtehen, und immer noch der Meinung ſind, das Ding, was da herausgehe, ſei pures Waſſer, ſein Theil bekomme. Oder wirkt die pantheiſtiſche Verzweiflung, welche ihre Einladungen zur vollendeten Abkehr von Gott überall hin ausſendet, nicht in moraliſcher Beziehung viel draſtiſcher und fürchterlicher, als ein Regen von Schwefelſäure auf den Leib des Menſchen?

So philoſophirte Graf Tornaſol und blickte durch die hohen Balkonfenſter ſeines Gemaches über den Garten hinweg auf die ferneren Gebirge, die im zart gewobenen bläulichen Wolkenſchleier vor ſeinen Augen lagen, und welche den Anſchein hatten, als wollten ſie ſich ihres geſpenſtiſchen Anzuges nicht früher entkleiden, bis die warme Mittagsſonne über die kältliche Herbſtluft den Sieg errungen.

Und wieder nahm er eine Gazette von Mailand und durchmuſterte die durchſchoſſen gedruckten Artikelanzeiger, als ſein Auge an dem Worte Incéndio haften blieb. Er las Folgendes: „In der Nacht vom 13. auf den 14. dieſes Monats wurde ein Flügel der dem Grafen Tornaſol gehörigen Villa, am Comer-See, durch eine Feuersbrunſt verheert. Zum Glücke wurden die werthvollen Gegenſtände der Kunſtſammlung, welche in dieſem Trakt aufgeſtellt waren, durch die Bemühungen des früheren Erziehers des Grafen, den Flammen entriſſen.“

Dieſe wenigen Zeilen nahmen für den Augenblick

die Aufmerksamkeit des Grafen mehr in Anspruch, als alle politischen, poetischen und Aller-Welts-Berichte, über welche er sich aus den mannigfachen Blättern noch hätte unterrichten können; er las die Zeilen und las sie wieder, bis er endlich sich auf den brieflichen Bericht seines Hofmeisters tröstete, der bald ankommen mußte, um ihn über den wahren Zustand der Dinge zu belehren.

Kurz nach dieser unangenehmen Kunde hörte der Graf einen Wagen in den Hofraum rollen, und er erkannte sogleich an der dem Kutscher Aufträge ertheilenden Stimme, daß Marquis Valloso der Angekommene sei. Dieser eilte mit freudiger Miene in's Studierzimmer seines Freundes, um sich mit ihm über eine wichtige Angelegenheit zu besprechen.

Der Marquis war schon vor seiner letzten Abreise mit dem Grafen, in dem Zirkel seiner Bekannten ins Gerede gekommen, als ob er der erklärte Zukünftige des Fräuleins Blauenwart sei. Zu diesem Gerüchte hatte der Marquis selbst Veranlassung gegeben, ohne es gerade zu wollen, und ohne anderseits es der Mühe werth zu finden, demselben zu widersprechen. Am deutlichsten hätte er die Welt von ihrer Lüge überzeugen können, wenn er das älterliche Haus des Fräuleins ganz und gar gemieden hätte; allein von dort aus folgten Einladungen auf Einladungen, und der Marquis wollte nicht so unhöflich sein, ohne Ursache die Besuche in jenem Hause, an denen im Grunde nichts Arges war, aufzugeben.

In der That fand er ſich auch um der vielen Aufmerkſamkeiten willen, die ihm daſelbſt von allen Familiengliedern erwieſen wurden, geſchmeichelt, und es gehört, wie bekannt iſt, ein gewandter Mann mit kräftigem Geiſte dazu, einer gewandten und feinen Schmeichelei zu widerſtehen. Der Marquis pflegte ſich nur gegen den Grafen, den er als Freund ehrte, von deſſen Rechtlichkeit er eben ſo ſehr, wie von ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit überzeugt war, demüthig und veränderlich zu geben, denn das Wort dieſes Freundes hatte bei ihm ein großes Gewicht, und vermochte ihn oft, das, was er ſchon beſchloſſen hatte, abzuändern. Anders ſtellte ſich der Charakter des Marquis gegen ſeine übrigen Bekannten heraus, bei dieſen pflegte er mehr Entſchloſſenheit zu entwickeln.

Wäre das erwähnte Gerücht, welches offenbar die Brüder des Fräuleins ausgeſtreut zu haben ſchienen, um den Marquis mehr und mehr zu umgarnen, früher zu den Ohren des Grafen gelangt, ſo würde dieſer auch ſchon früher mit ſeinem Freunde im Ernſte über die Angelegenheit geſprochen haben. Der Marquis aber, der es wahrſcheinlich ſelber ahnen mochte, daß er dadurch eine Dummheit begehe, indem er dieß Haus beſuche, machte bei ſeinem Freunde keine Erwähnung von dieſen Beſuchen — denn vor Freunden, von denen man weiß, daß ſie uns in jeder Angelegenheit reinen Wein einſchenken, ſucht man eine boteſe, die im Anzuge oder ſchon begangen iſt, am längſten zu verheimlichen, oder am ſcharfſinnigſten zu entſchul-

digen. Ehe der Graf mit dem Marquis seine Reise von der Villa am Comer-See nach Wien antrat, hatte der Erstere jenen Brief erhalten, von welchem schon früher die Rede war, und sich darauf sogleich vorgenommen, bei gelegener Zeit ein Wort der Warnung an seinen Freund ergehen zu lassen.

Dieß geschah auch am Tage, ehe die beiden Reisenden nach Rumpelhausen kamen — der Graf fand aber da seinen Freund zum ersten Male obstinat und widersprechend; war auch Vallosos Neigung zu jenem Fräulein nicht sehr groß, so suchte er sich vielleicht selber zu überreden, daß sie größer sei, als sie wirklich war — er bemerkte nun, daß man in jenem Hause keine Absichten auf sein Geld haben könne, denn man lebe dort auf großem Fuße, und es sei bekannt, daß der Vater des Fräuleins zwei bedeutende Herrschaften habe. Der Graf wurde sarkastisch; er erwiederte dem Freunde: Es dürfte Dir aber vielleicht weniger bekannt sein, daß diese bedeutenden Herrschaften auch bedeutend verschuldet sind, und daß man eines Schwiegersohnes von bedeutendem Vermögen bedarf, der gutmüthig genug ist, in aller Stille die Schulden zu tilgen, und der am Ende auch dafür sorgen dürfte, daß das Haus seines Schwiegervaters auf keine geringere Ausgabenliste, als diese bisher Statt fand, reducirt werde. Ich kann Dir mit voller Gewißheit versichern, daß die herrschende Wuth, sich reicher zu zeigen, als man wirklich ist, diese Familie dem vollkommenen Ruine schon sehr nahe gebracht hat; willst Du nun auf

der Liebe Schwingen als rettender Genius erſcheinen, und willſt Du dieß durchaus — nun ſo kann ich wohl nichts entgegen haben, aber ich will meine Pflicht als Freund erfüllen, und Dich nicht in der Folge zu dem Vorwurfe berechtigen, als ob ich nicht das gethan hätte, was in meiner Kraft ſtand, um Dich von einem verderblichen Schritte zurückzuhalten.

Dieſe Worte wurden damals nicht beherzigt, der Marquis machte ein eben nicht ſehr erfreuliches Geſicht, und zündete ſich eine Cigarre an, um die Verlegenheit, in der er ſich befand, in blauen Rauchwölkchen in die Luft wirbeln zu laſſen.

Die Spannung zwiſchen den beiden Freunden dauerte fort, bis ſie durch das Zerbrechen ihres Wagens im Schloße Rumpelhauſen bekannt wurden. Eben ſo angelegentlich ſich daſelbſt der Graf um Roſa bekümmerte, eben ſo ſehr freute es ihn, als er den Marquis ſtets der Tochter des Hauſes Geſellſchaft leiſten ſah, denn dieſe Partie, dachte ſich Tornaſol, wäre für ſeinen Freund nicht nur anſtändig und, wie er es von Crayon erfahren, in pekuniärer Beziehung nicht nachtheilig, ſondern die Charaktere von Agnes und Valloſo waren auch geeignet, ſich zu einem harmoniſchen Einklange zu verbinden.

Auf der Reiſe nach Wien erklärte Valloſo ſeinem Freunde, wie er ſehr geſtimmt ſei, ſeinem erhabenen Beiſpiele zu folgen, und ſich von Rumpelhauſen eine Braut heimzuholen, nur wiſſe er nicht recht, wie er es beginnen ſolle, mit der Familie Blauenwart auf

eine ſolide Weiſe zu brechen; der Graf fragte ihn: Du haſt Dich, wie ich hoffe, doch nie bei dem Fräulein zu irgend einer feierlichen Erklärung verleiten laſſen? — Nein, antwortete aufathmend der Marquis, und ich bin deſſen froh; ich habe weder feierlich, noch unfeierlich mich erklärt, das heißt: ich habe weder von Heirath, noch direkte von Liebe geſprochen.

Nun, dann biſt Du auch jeder Verpflichtung los und ledig. Verſprich mir nur, bei Blauenwart's keine Aufwartung zu machen, wenn Du in Wien ankommſt, ſollte man dich aber laden, ſo habe die Gefälligkeit, mich als eine Fliege mitzunehmen; das Weitere überlaſſe meiner Sorgfalt, und ſei verſichert, daß der nicht ſelbſt Betheiligte in der Sache klüger handeln könne. — Ich bitte, Tornaſol, Du darfſt mit mir nicht gar ſo delikat umgehn; ich geſtehe es gerne zu, daß Du, ob nun betheiligt oder nicht betheiligt, in kritiſchen Fällen immer die beſte Wahl zu treffen weißt!

Schon waren einige Tage vergangen, ſeit die Reiſenden in Wien angekommen, als der Marquis eines Vormittags nach Hietzing auf das Landhaus ſeines Freundes eilte, wie wir ſchon zuvor ſeine Ankunft daſelbſt gemeldet haben. Er war für dieſen Tag von dem alten Blauenwart zum Diner geladen, und hatte ſich erbeten, einen Freund mitbringen zu dürfen. An Tornaſol war es nun, mitzugehen. Er zeigte ſich alſogleich bereit, engagirte jedoch ſeinen Freund zu einem Spazierritt auf einige Stunden, dann erſt ſollten ſie miteinander nach der Stadt fahren. Die Pferde waren

gesattelt, die Reiter stiegen auf, und nahmen ihren Weg gegen das Dorf Mauer, dann weiter nach Kalksburg, und von dort kehrten sie über den Rosenhügel nach Hietzing zurück.

Da hatten sie nun wohl Zeit, Vieles mit einander zu sprechen, aber das geschah eben nicht, denn der Graf, wohl sonst redselig, war zu sehr mit den Gedanken über seine abgebrannte Villa am Comer-See beschäftigt, ohne daß er jedoch ein Wort von dieser Begebenheit gegen Valloso erwähnte.

Tornasol forderte nun seinen Freund auf, den bevorstehenden Winter in Italien, und vielleicht, oder vielmehr wahrscheinlich einige Wochen desselben in Innsbruck zuzubringen. Auf diese Einladung, die ich heute beim Diner öffentlich an Dich stellen werde, gib mir eine zustimmende Antwort, sagte der Graf, ich werde dann die Familie für künftige Woche einmal zu mir bitten, und somit ist es mit den Blauenwarts alle; selbst deine eingebildeten Erfordernisse der guten Lebensart werden gehoben sein.

Wie es war verabredet worden, so geschah es auch; freilich tönte es bei den liebeseligen Blauenwarts, als sie hörten, wie der Marquis seine Zustimmung zur Reise nach Italien gab, von allen Seiten: Wie? Kaum sind Sie erschienen, Herr Marquis, um Leben und Bewegung in unsere freundschaftlichen Zirkel zu bringen, als Sie uns auch schon wieder verlassen wollen? — Es sind mehr Familienverhältnisse, als Unterhaltung, die mich bestimmen, der Einladung meines

Freundes zu folgen, entgegnete der Marquis; dabei dachte er ſich aber: Sucht Euch einen andern Narren, der Leben und Bewegung in Eure ausgetrockneten Caſſen bringt, mich gelüſtet es nicht, mit euren Schuldſcheinen und fälligen Wechſeln Bekanntſchaft zu machen.

Als am Abend der Marquis den Grafen zu ſeinem Wagen geleitete, erzählte der Letztere in wenig Worten den ihm durch die Zeitung kund gewordenen Brand ſeiner Villa, auf welcher ſich noch vor einem Monat die beiden Freunde ſo gut unterhielten.

Und wie konnteſt Du mir das ſo lange verſchweigen? Warum haſt Du mir nicht gleich am Morgen davon erzählt? fragte der Marquis.

Warum? antwortete der Graf — weil ich weiß, daß Du in deiner Herzensgüte gemeint hätteſt, Du müſſeſt den ganzen Tag in meiner Gegenwart ein niedergeſchlagenes Geſicht zeigen, um mir deine Condolenz zu beweiſen. Der Verluſt iſt mir nur unangenehm, aber nicht empfindlich. Gute Nacht mon cher! — Und der Wagen rollte fort. Valloſo ſtieg in ſeine Equipage, und ließ ſich ebenfalls nach Hauſe fahren.

Künftige Woche darauf war beim Grafen Tornaſol große Soirée in ſeinem Landhauſe zu Hietzing. Nebſt einer Menge anderer Gäſte erſchienen auch die Blauenwarts in vollem Staate, nämlich der Vater und zwei Söhne, welche viel Geld durchbrachten, mit der unſchätzbaren Tochter, welche viel Geld hereinbringen ſollte. Ein Paar junge, artige Männer ſuchten das Fräulein in ein Geſpräch zu verwickeln, dieſe aber gab

ſich einſylbig, ſie hoffte, der Marquis werde ihr einige Aufmerkſamkeit ſchenken; nachdem ſie aber ſah, daß ihre agaçanten Blicke eine vergebliche Bemühung waren, ſuchte ſie ihn durch eine vollkommene Außerachtlaſſung zu beſtrafen. Aber die Tage ihrer Herrſchaft über den Marquis waren zu Ende gegangen, ebenſo, wie die Tage der Herrſchaften ihres Vaters auf's Ende losſteuerten. Valloſo, der immer noch zu gutmüthig war, als daß er dem Fräulein eine vollkommene Kränkung verurſacht hätte, erwies einer ſehr bejahrten Dame eine Menge von Aufmerkſamkeiten, die ihr ſchon lange Zeit nicht zu Theil geworden waren, er wich nicht von ihrer Seite, und als er von bekannten Herren und Damen befragt wurde, ob er denn am Tanze gar nicht Theil nehmen wolle, nahm er zu verſchiedenen Ausreden ſeine Zuflucht; als aber ein Bruder des Fräuleins Blauenwart an ihn dieſelbe Frage ſtellte, wies er ihn mit der ganz ſalonwidrigen Auskunft ab: Ich leide heute fürchterlich an meinen Leichdornen. Kaum hatte das die alte Dame gehört, als ſie den Marquis, der ihr ſeinen Arm geboten hatte, feſter an ſich zog, und an ihn die holdſelige Frage ſtellte: Wie, mein Herr, Sie leiden wirklich an Leichdornen? O wüßten Sie, fuhr die Dame alſogleich fort, ohne auf eine Antwort zu warten, wüßten Sie, wie ich Jahre lang mit dieſem Uebel geplagt bin, Sie würden mich vom Herzen bedauern! Und ſie zog den Mann hinaus in den Garten, deſſen Baumgänge mit Lampen erhellt waren, um ſich mit ihm ungeſtörter über die

Landplage der Leichdornen unterhalten zu können. Es war eine sternenhelle Nacht; obschon der Herbst mit gewaltigen Schritten heranzog, konnte man doch noch nicht sagen, daß es kühl sei, nur bisweilen hauchte ein fröstelnder Luftzug durch die Blätter; daß der Sommer schon zu Ende gehe, konnte aus dem Choral der Heuschrecken oder Grashüpfer abgenommen werden, sie ließen ein ganz zähes und langweiliges Geschrei ertönen, und nicht mehr in lebendigem Flügelschlag rauschte ihr Dämmergesang. Die Springquellen mehrerer Bassins sanken oft tief hinab, als wollten sie, schläfrigen Menschen gleich, einnicken und der Ruhe pflegen, und als wäre ihnen ihr beständiges Gemurmel und Geplauder schon zum Ueberdruß. Diese langweilige Poesie, welche über die Herbstnacht sich ausbreitete, wurde durch das belehrende Gespräch der alten Dame noch immer mehr gehoben, und man vermag sich leicht vorzustellen, was der Marquis für eine Freude empfand.

Wie die Beiden so dahinwandelten in der Einfalt des Herzens und des Gespräches, da sah sie von weitem ein alter Gentleman, der Herr von Geldern, ein Mann, der eine junge Frau geheirathet hatte, mit der er sich eine Geißel für seine letzten Tage flocht, ein Mann, der als ein solcher Narr bekannt war, daß man sich von ihm scherzweise erzählte, er werde auf seinem Todtenbette noch ein Billet doux schreiben, wenn ein Notar ihm das Papier hinreichen wird zur Abfassung seiner letzten Anordnungen, ein Mann unter des-

ſen Perücke noch eine Welt von ſündhaften Gedanken gelagert war, und aus deſſen wallroßzahnigem Mund eine Fülle von ekligen Galanterien ſprudelte; ein Mann, dem es beſſer geweſen wäre, ſich mit dem Gedanken an Grab und Ewigkeit bekannt zu machen, der es aber für beſſer hielt, ſich an die Spanne Zeit, die er noch zu leben hatte, anzuklammern, und ſie um abgeſchmutzte Bettelpfennige anzuflehen; ein Mann, den die Eiferſucht quälte, und der es fühlte, wie lächerlich er ſich vor der Welt gemacht, und der doch nicht aufhören konnte, ſich noch mehr lächerlich zu machen; ein Mann, dem die Bitterkeit der Sünde und die Qual ſeiner Thorheit ſchon in dieſer Welt hier in reichlichem Maße zu verkoſten gegeben ward, und von dem man ſagen konnte, er dürſte nach neuer Bitterkeit und nach neuer Qual — oder das Ganze in wenige Worte zuſammengefaßt, ein alter Thor voll Genußſucht, die er Liebe, und voll Eiferſucht, die er Klugheit, und voll Lungenſucht, die er einen verdammt hartnäckigen Huſten nannte. Die junge Frau dieſes alten Mannes war in einer Fenſterniſche, um Mandelmilch zu trinken, welche mit verſchiedenen Galanterien zu verzuckern ein junger Herr ſich vom Herzen angelegen ſein ließ. Als die Augen des alten Othello den Tanz- und Speiſeſalon nach dem Gegenſtande ſeiner Qual durchlaufen hatten, und er denſelben nicht fand, ward er halb raſend, er durchrannte den Garten, und als er Valloſo mit der Matrone am Arm wandeln ſah, bildete er ſich nichts anders ein, als es

ſei dieß ſeine Gattin mit einem Seladon, er verbarg ſich hinter einem Baumſtamm, um zu horchen, von was für einer Art das Geſpräch ſei, was dieſe Beiden mit einander führten. Der Marquis war nicht nur ſo gefällig, daß er die Dame mit Geduld und Ergebung anhörte, er that noch mehr, er ſuchte, ſo viel es ihm möglich war, in den intereſſanten Gegenſtand des Geſpräches einzugehen. Er rieth ihr ſogar ein probates, unfehlbares Mittel, um ſich der Dankbarkeit ſeiner Begleiterin zu verſichern. „Verſuchen es Euer Gnaden,“ rief er aus, als er eben beim Baumſtamm, hinter dem der Alte ſtand, vorüber ging, verſuchen es Euer Gnaden, es iſt ein verzweifeltes Mittel, aber vielleicht ſind ſie dadurch für immer von ihrem alten Uebel befreit.“ Der Mann hinter dem Baume, der keine Ahnung hatte, wie dieß ſüße Geliſpel nur auf Leichdornvertilgung hinzielen könnte, und der an nichts anders dachte, als Valloſo habe der Dame, die er noch immer für ſeine Frau hielt, ein Mittel vorgeſchlagen, das ihm den Tod bringen ſoll, konnte ſeine Wuth nicht mehr länger an ſich halten, er ſtürzte aus ſeinem Verſtecke hervor, ergriff die Matrone am Arm, und rief ihr zu: Ungeheuer! Dich und deinen Mordgeſellen will ich den Gerichten übergeben! Während er dieſe Worte mit aller Kraft, die in ihm war, herausdonnerte, zwickte er auch in der Verzweiflung den Marquis beim Arme, ſo daß dieſer, toll über eine ſolche Begegnung, ſagte: Was wollen Sie von uns, alter Sünder? Daß Sie den

Verstand verloren haben, ist eine bekannte Sache, aber daß Sie vollends wahnsinnig geworden, das erfahre ich jetzt zum ersten Male! — Während dem krächzte die Dame: Was soll das? was kann denn dieser Herr von mir wollen, den ich nicht zu kennen die Ehre habe? — Als der alte Herr seinen Irrthum einsah, und auch zugleich fühlte, wie er eine neue Anecdote zur Biographie seines Lebens hinzugefügt habe, stotterte er vor Zorn, noch den Beleidigten spielend: Verzeihen Sie, das war ein Irrthum, aber Sie Herr Marquis, Sie haben mich gekannt, und gaben mir einen Schimpfnamen, den ich nicht zu erdulden gesonnen bin; ich hoffe, Sie werden mir abbitten? — Der Marquis erwiederte: Herr von Geldern, das hoffen Sie vergebens, übrigens weiß ich nicht einmal mehr, was ich Sie in der ersten Ueberraschung genannt habe. — Sie nannten mich einen alten Sünder! — Nun, der Name ist ja nicht so arg, ich kann Sie versichern, daß Sie bei Allen, die Sie kennen, unter demselben bekannt sind, und zudem sind wir Alle Sünder, und daß Sie alt sind, ist eine Thatsache, die Sie nur mit Beibringung ihres Taufscheines widerlegen können. — Vom Husten unterbrochen, antwortete Geldern: Wie? Ich sollte mich einen alten Sünder schimpfen lassen, und dafür keine Rechenschaft verlangen können? — Ich weiß, was ich meiner Ehre schuldig bin! — Was Sie da sagen, kommt mir vor, als ob ich mich äußern würde: Ich weiß was ich meinem Bruder schuldig bin. — Was wollen Sie damit andeuten? — Nun,

ich habe ſo wenig einen Bruder, als Sie eine Ehre! — Ich werde dieſe Beleidigung vor Gericht anzubringen wiſſen! — Warten Sie lieber eine Weile, denn es wird nicht mehr lange dauern, ſo ſtehen Sie vor einem Gerichte, wo Sie die Koſten nicht mehr mit ihrem Gelde bezahlen dürfen. — Ich werde an die öffentliche Meinung appelliren, und dieſe wird Sie, Herr Marquis, mit ihrer Verachtung brandmarken. — Vor einem ſolchen Gegner, wie Sie, Herr von Geldern, habe ich mich gar nicht zu fürchten, denn von dieſer Welt ſind Sie ſchon gerichtet, und ich wünſche nicht, daß Ihnen einmal dort ein ſolcher Ausſpruch werde, wie er Ihnen hier geworden, denn das möchte ich dem ärgſten Feinde nicht wünſchen! Uebrigens ſind Sie ein alter und kranker Mann, ich habe Unrecht gethan, Ihnen Dinge zu ſagen, die der Geſundheit eines Geſunden nicht zuträglich ſind.

In dieſen letzten Worten hatte der durch ſcheinbare Schonung gemilderte Sarkasmus des Marquis den höchſten Grad erreicht; der alte Herr rief mit vom Zorn erſtickter Stimme, auf die alte Dame deutend: Euer Gnaden ſind Zeugin von den Worten des Herrn Marquis! — Ach, ich wollte, daß ich von dieſem unangenehmen Auftritt ferne geweſen wäre; erwiederte die Dame.

Während dem hatte Crayon, der ebenfalls geladen war, gleich nach ſeiner Ankunft im Hauſe des Grafen, den Marquis aufgeſucht, mit dem er zu ſprechen wünſchte; er hörte ſeine Stimme, als er in

den Garten hinaustrat, und wurde Zeuge jener Scene, deren Vorgang wir ſo eben gemeldet haben. Crayon gewährte der Vorfall ein großes Vergnügen, denn Geldern gehörte nicht zu ſeinen Freunden; ſo oft in Geſellſchaft von den Werken des Dichters die Rede war, ſagte der alte Herr: Seine Luſtſpiele ſind langweilig, und ſeine Trauerſpiele zum Lachen; eine ſolche Bemerkung iſt hinreichend, um einen Dichter zum Feinde zu bekommen. Als nun Geldern die Dame aufforderte, ſie möge eine Zeugin abgeben, trat Crayon aus dem Dunkel hervor, und haranguirte den alten Herrn folgender Maßen: Herr von Geldern, Sie ſehen auch in mir einen Zeugen, und ich werde es, wenn Sie wollen, überall berichten, daß der Herr Marquis ſich die Freiheit herausnahm, Ihnen die Wahrheit in's Geſicht zu ſagen.

Mein Herr! ſagte darauf Geldern, mit dem Fuße ſtampfend: Hat ſich denn hier Alles gegen mich verſchworen? Ich brauche keine Komödienmacher in meinen Angelegenheiten!

Das geb' ich gerne zu, erwiederte Crayon lachend, aber ich brauche alte Narren in meine Komödien, und ich will dieſe Scene und ihr Bild auf die Bretter bringen.

Ha, es gibt noch Gerechtigkeit im Lande, und die ſollen Sie fühlen!

Und es gibt einen Narrenthurm in der Stadt, in den ſollen Sie eingeſperrt werden!

Herr von Geldern kam ſelten in gute Geſellſchaft,

dieſem Umſtande war es auch zuzuſchreiben, daß er ſich nicht zu benehmen wußte, und auf die eine oder die andere Art ſich jederzeit lächerlich machte. Er war ein Emporkömmling, und hatte ſich durch glückliche Speculationen vieles Geld erworben; in ſeinem Hauſe fanden ſich nur Schmarotzerpflanzen ein, denn dieſe bleiben und gedeihen, ob ſie das kalte beleidigende Benehmen des Hausherrn wie eiſiger Hauch aus Norden anweht, oder ob ſie getreten werden — beſſeren Gäſten aber geht es in einem ſolchen Hauſe, wie anderen Pflanzen auf ſchlechtem Boden — ſie bleiben aus. Geldern hatte dem verſtorbenen Vater des Grafen verſchiedene Geſchäfte beſorgt, und daher kam die Bekanntſchaft mit — und das öftere Einladen von demſelben.

Die letzten Worte Crayons und der frühere Aerger hatten der ohnehin ſchon zerrütteten Geſundheit Gelderns den letzten Stoß gegeben, er ſank ohnmächtig zuſammen. Die Bedienten mußten ihn in ein Zimmer tragen. Bisher hatte er es nur immer befürchtet, was die Welt von ihm denke, und die Meinung der Welt war ihm, nach ſeinem Vermögen, das höchſte Gut — jetzt ward ihm Gelegenheit gegeben, ſie ganz deutlich zu erfahren. Er hatte die Schmeicheleien der Welt, die dem niemals fehlen, der Geld oder Anſehn hat, für wahre Achtung genommen, und fand ſich enttäuſcht. Er hatte ſeine Lebensjahre auf lange, lange noch hinausgeſchoben in ſeinen Gedanken, die Schwäche aber, die er nach ſeinem Erwachen aus

der Ohnmacht fühlte, redete eine andere Sprache zu ihm.

Dem Marquis, so wie Crayon, wurde bange, als ſie dachten, wie wahrſcheinlich durch ihre Schuld der Tod dieſes Mannes beſchleunigt werde; ſie umſtanden jetzt das Bette, in welches er gelegt worden war, und überboten ſich einander an Hülfsleiſtungen. Während dem hatte ſich die Kunde von dem ſtörenden Vorfall ſchnell im Salon verbreitet, betrübend für die Geſellſchaft war die ganze Begebenheit nur deßwegen, weil ſie jetzt Anſtands halber ſich trennen mußte, um Geldern und ſein Schickſal bekümmerte ſich Niemand. Die Kutſcher wurden vorgerufen, und über den Alten, der im Sterben lag, Witze gemacht. Eine Dame ſprach zur andern: Als ich die Geldern an ihrem Hochzeitstag bedauerte, dachte ich nicht, daß die Zeit ſo ſchnell kommen wird, wo man ihr gratuliren kann. Ein dicker Herr bemerkte gutmüthig: Wenn er ſich von dieſem Schlag erholt, vielleicht gereicht es ihm zum Nutzen, vielleicht beſſert er ſich und fängt ein neues Leben an. Ein Anderer erwiederte Er hat Zeit, daß er ein neues Leben anfängt, denn es iſt keine gute Ausſicht, daß das alte noch lange dauern werde. — Dieſe Aeußerungen waren von lautem Gelächter unterbrochen. So hält die ſelbſtſüchtige Welt ein ſtrenges Gericht über den ſelbſtſüchtigen Menſchen; wie ein ſchlechter Schauſpieler in die Couliſſen, ſo wird oft ein ſchlechter Menſch in's Grab geziſcht und verhöhnt. Niemand kümmert ſich um die ringende

Seele, Niemand denkt daran, daß er in kurzer Zeit mit ſeiner Schuld, die durch das Verdammen Anderer noch aufgehäuft worden, auch vor ſeinem Richter erſcheinen muß.

Der Frau von Geldern war im Ehekontrakte die Hälfte des Vermögens von ihrem Mann als Witthum ausgeſetzt, auf den Fall, daß er früher ſterben ſollte, als ſie; damit wollte aber dieſe Dame ſich nicht zufrieden geben, und wünſchte ſehnlichſt, ihren Mann noch einmal zum Gebrauch ſeiner Sinne kommen zu ſehen, um ihn dann ſchnell zu einem Teſtamente, welches noch mehr zu ihren Gunſten ausfallen ſollte, zu bewegen.

Schluchzend und mit von Thränen halb erſtickter Stimme zog die Gemalin des plötzlich auf den Tod Erkrankten den Grafen in ein anſtoßendes Zimmer, und bat ihn, er möge ſo ſchnell als möglich einen Notar beſtellen, um Geldern, wenn er ſeiner Sinne wieder mächtig werden ſollte, zur Abfaſſung eines Teſtamentes zu bewegen. Der Graf fragte ſchnell: Sind Sie nicht im Heirathskontrakt bedacht worden? — Ja, mir iſt die Hälfte des Vermögens zugeſichert. — Nun, da haben Sie ohnehin über zweimal hunderttauſend Gulden, wenn ich nur die Häuſer ihres Mannes gering anſchlage, und wie ich mir ſagen ließ, ſo hat ihr Gemal arme, ſehr arme Verwandte. — Ja, aber ſie ſind durch ihre Schuld ſo herabgekommen, es ſind ſehr, ſehr liederliche Leute! — Während dieſer Teſtamentsdebatte, trat Crayon aus dem Krankenzimmer, und meldete dem Grafen,

Geldern ſei zu ſich gekommen, er fühle in der Bruſt ein unſägliches Leiden! — Der Graf fragte: Wie ſpricht ſich der Arzt darüber aus? — Er meinte, es könne höchſtens noch vier oder fünf Stunden dauern! — Nun denn — Thomas, Thomas! rief der Graf, und ein Bedienter erſchien. Geh' ſchnell und hole einen Geiſtlichen. — Ich bitte, Herr Graf, nur vorerſt einen Notar! redete jetzt die Dame, aber mehr mit zorniger als weinerlicher Stimme, dazwiſchen. Der Graf, über die niedrige Habſucht des Weibes empört, herrſchte ſie an: Madame, Sie haben genug des Geldes von Ihrem Manne, verlangen Sie nicht auch noch ſeine Seele! Der Graf ſandte um einen Geiſtlichen, und ging hinein zum Kranken, die Dame ihm nach. Er redete ihn an: Es freuet mich, daß Sie wieder zu ſich kamen, Herr von Geldern! Ihr Zuſtand iſt gefährlich, ich habe um einen Geiſtlichen geſchickt. Geldern ſprach leiſe und heiſer: Das wird — wohl noch nicht nöthig ſein — ich dächte — wir könnten bis Morgen warten! — Herr Doktor, entgegnete der Graf, haben Sie die Güte, dem Herrn zu ſagen, ob er noch bis Morgen warten kann! — Der Doktor wollte mit der Farbe nicht recht heraus. Die verglaſten Augen Gelderns hingen ſich wie mit Krallen an den Lippen des Arztes feſt, die über Leben oder Tod entſcheiden ſollten. — Reden Sie, Herr Doktor, ſagte der Graf auffordernd, wiederholen Sie, was Sie zuvor meinem Freunde (er deutete auf Crayon) ſagten, oder ich werde es wiederholen in Ihrem Namen! — Es iſt wirklich ſehr

gefährlich, äußerte ſich nun ſchüchtern der Doktor, zum Kranken gewandt: es könnte ſein, daß Sie morgen nicht mehr leben! — Mein Gott, mein Gott, Herr Graf, rief die Dame nun dazwiſchen, wie iſt es möglich, daß man die letzten Stunden eines Menſchen mit ſolcher Grauſamkeit verbittern kann! Was für Qual werden ihm jetzt die Ceremonien machen, er wird den düſtern Eindruck kaum überſtehen! — Madame, folgen Sie mir, ſagte der Graf, die Frau von Geldern an der Hand faſſend, um ſie in das anſtoßende Zimmer zu ziehen. — Nein, nein, entgegnete dieſe, ſich ſträubend, ich werde das Bett meines geliebten Mannes nicht verlaſſen! — Nun gut, ſo hören Sie alſo hier an, was ich Ihnen ſagen werde, ſprach der Graf mit feſter Stimme. Sie fürchten ſich, daß die Ceremonien, wie Sie in Ihrer modiſchen Verkehrtheit die heiligen Sakramente der Kirche zu nennen belieben — Sie fürchten, daß dieſe einen üblen Eindruck machen — ſind Sie der Meinung, daß ein ſchreibender Notar und die Stimme eines habſüchtigen Weibes, welches die armen Verwandten ihres Mannes noch um den letzten Groſchen beſtehlen will, einen wohlthätigeren Einfluß hervorbringen werden? — Die Dame erblaßte, und ſank halb ohnmächtig auf ein Sopha; die Worte des Grafen hatten ihr den angeſponnenen Faden jeder Liſt, die ſie, um die andere Vermögenshälfte zu erlangen, noch hätte anwenden können, vollends abgeſchnitten. — Uebrigens bedürfen wir nicht einmal eines Notars, fuhr der

Graf fort, es sind uns hier der Zeugen genug, um den letzten Willen Herrn von Gelderns zu vernehmen, und ihn vor Gericht zu bestätigen. Haben Sie keine armen Verwandten? — Ja, ja Herr Graf, antwortete Geldern röchelnd, einen Bruder und eine Schwester, beide sind verheirathet und haben Kinder, aber sie haben mich schon lange — lange nicht besucht — sich nicht um mich umgesehen! — Der Graf redete weiter: Ein Zeichen, daß Sie von Ihnen keine Unterstützung bekamen, und auch keine erwarteten, seien Sie gerecht, gedenken Sie der armen Geschwister, und hoffen Sie auf ihr Gebet. — Mein Gott, mein Gott — welche Schmerzen! seufzte Geldern, Jedes soll 10,000 Gulden bekommen. — Was? das ist zu viel! rief die Dame, plötzlich aus ihrer Ohnmacht aufwachend; lieber Mann, du weißt, daß sie liederlich sind — sie werden in einigen Jahren das Ganze verschwendet haben. — Geldern, dessen Gesinnungen zu einer völligen Umkehr bereitet waren, und der mit dem Scharfblick eines Sterbenden die Habsucht seiner Ehehälfte durchschaute, sagte mit sardonischem Lächeln: Wenn sie es verschwenden, ist es ihre Schuld — aber sie werden mir wenigstens nicht ihren Fluch in's Grab nachsenden. — Während dem sprach der Graf leise zu Crayon; dieser ergriff ein in der Nähe stehendes Schreibzeug, nahm ein Blatt Papier, schrieb darauf in wenig Worten Gelderns letzten Willen, und reichte dieß dem Kranken zur Unterschrift. Die Dame riß dem Kranken das Papier aus

der Hand, der Graf aber rief ihr alsogleich zu: Verſuchen Sie, es zu zerreißen, es wird Ihnen übel zu ſtehen kommen, und nützt Ihnen nichts mehr. — Sie biß ſich in die Lippen, gab das Blatt aus der Hand, und ſagte in gezähmtem Tone: Schieben Sie mir, Herr Graf, keine ſo beleidigenden Abſichten unter, aber ich werde das Teſtament meines Mannes wohl leſen dürfen? — O ja, erwiederte der Graf, und wenn Sie wollen, ſo können Sie auch eine Abſchrift davon haben! Die Dame ging unter lautem Schluchzen in ein anderes Zimmer, und bemerkte: ſie könne dieſen Jammer nicht anſehen; d. h., nicht den Jammer eines ſterbenden Mannes, ſondern den Jammer, daß ſie um ein Paar tauſend Gulden gekommen war.

Auf der Gaſſe tönte das Glöcklein, der Küſter trat bald darauf in's Zimmer, ihm folgte der Geiſtliche nach; Frau von Geldern that den letzten verzweifelten Schritt, ſie nahm den Prieſter krampfhaft am Arme, und ſagte flehend: Er hat ein Teſtament gemacht, er gab ſeinen Verwandten Alles; Meiner, ſeines rechtmäßigen Weibes, geſchieht darin keine Erwähnung, hochwürdiger Herr! ſuchen Sie ihn dahin zu bringen, daß er ſein Unrecht widerrufe: — Der Geiſtliche ſprach: Ich habe nur die Selbſtanklage des Kranken zu hören, und ihn zu mahnen, daß er nach ſeinem Gewiſſen handle, fremde Aufträge zu übernehmen, gehört nicht in den Bereich meiner Pflichten. Mit dieſen Worten ging er in das Krankenzim-

mer, deſſen Thüre von einem Diener geöffnet worden war. Die Anweſenden entfernten ſich, und ließen Geldern mit dem Geiſtlichen allein. Das Weib, welches ſich in ihren Hoffnungen betrogen, ſah und die im Grafen ihren gewaltigen Gegner erkannt hatte, wußte in dieſem Augenblicke ihrer Galle auf keine andere Weiſe Luft zu machen, als indem ſie zu ihm ſagte: Wenn doch mein Mann nur zu Hauſe erkrankt wäre, ich hätte ihn wenigſtens in Frieden ſterben laſſen, und würde ihn nimmer mit ſolchen Dingen gequält haben. — Ihr ward zur Antwort: Madame, der Sündenſchmerz und der reuige Rückblick auf ein dahingeſchwundenes Leben iſt eine werthvollere und beſſere Qual, als der falſche Friede der lügenden Welt, die einen Sterbenden mit Beſchwichtigungen hinzuhalten ſucht, und Weh' dem, der die Sehnſucht einer im ablebenden Körper nach Gott ringenden Seele nicht gewähren läßt. — Das muß man Ihnen laſſen Herr Graf, unterbrach ihn die Dame piquirt, Sie verſtehen es, wie ein Prediger zu reden. — Wenn es an der Zeit wäre, Witze zu machen, erwiederte der Graf, ſo möchte ich ſagen: Sie reden und handeln jetzt, wie eine — der Verworfenſten ihres Geſchlechtes. Sie haben in der Hitze die Larve abgelegt, und ſind aus der Rolle gefallen — Ihnen war es nie um den Frieden ihres Mannes, ſondern um ſein Geld zu thun, und ich dächte doch, Sie könnten mit dem genug haben, was Sie ohnehin ſchon bekommen. Wenn Sie beten können, ſo beten Sie jetzt für ihren Mann,

der im Sterben liegt. — Mit dieſen Worten verließ der Graf das Gemach.

Nachdem der Erkrankte die letzte Wegzehrung empfangen hatte, rief er ſeine Gemalin, und bat ſie mit gebrochener Stimme um Verzeihung, wenn er ſie allenfalls beleidiget hätte. — Ich vergebe Dir Alles vom Herzen, ſagte Sie, auch ſogar jenes Mißtrauen, welches Du in mich geſetzt, indem Du dachteſt, ich würde als Deine Erbin, für Deine Verwandten keine Sorge tragen. — Der Kranke, der ſchon ganz hingebend war, konnte dieſen Wink nicht mißverſtehen, er wurde, (er war das letzte Mal in ſeinem Leben) ſarkaſtiſch, und ſagte zu ſeiner Gattin: Sieh, Liebe, ich habe Dich der Sorge für meine Verwandten überhoben, und auch Du wirſt, wie ich denke, nicht mit Noth zu kämpfen haben, Du biſt immer noch eine reiche Frau; auch dann noch, wenn Du deine ganze Mitgift den Armen ſchenken ſollteſt. — Sie hatte keinen Pfennig Morgengabe mitgebracht. Ihre Abſichten waren entdeckt, was ſie ſchon hatte, konnte ihr nicht genommen werden, und ſomit, weil ſie ſah, daß hier nichts mehr für ſie zu thun ſei, empfahl ſich die treue Ehehälfte, und ſtieg in ihren Wagen, wahrſcheinlich um ihren guten Mann im Frieden ſterben zu laſſen. Als ſie ſich in den Wagen ſetzte, dachte ſie: Der Wagen gehört jetzt mir, von nun an kann ich fahren, wohin ich will! — Fahre zu, es wird ein Tag kommen, wo Du irgend wohin fahren mußt, wohin Du nicht willſt!

Auch Crayon und Valloſo baten Geldern, er möge ihnen verzeihen, daß ſie ihn ſo ſehr zum Zorne gereizt; wenn ſie die Folgen hätten ahnen können, wäre es gewiß nimmer geſchehen. Geldern reichte ihnen die Hand, und ſagte: Ich ſehe ein, daß ich ein Sünder und ein Thor war, möge mir Gott barmherzig ſein. — Mit dieſen Worten ſank er auf ſein Kiſſen zurück, und verfiel in Agonie. Wohl mochte ſeine Seele bitter ringen im Todesſchmerz, das Geſicht gab wenig Kunde davon; der Geiſt, den der Körper verläßt, übt auch auf dieſen keinen Einfluß mehr aus: denn im Tode zerreißen die Drähte, die, wie bei einem Uhrwerke die Zeiger, ſo beim geſunden Menſchen von der Seele aus das Mienenſpiel in Bewegung ſetzen, das Antlitz bleibt ruhig, wie ein Fels, mögen auch die Schmerzen des Geiſtes, wie im Sturm empörte Meereswogen an denſelben anſchlagen.

Tornaſol, Valloſo und Crayon begaben ſich in ein anderes Zimmer, und überließen den Sterbenden der Fürſorge des Arztes. Jetzt erſt erzählten die beiden Letzteren, wie ſie, ohne gerade Schuld zu haben, doch die nächſte Urſache am plötzlichen Ableben Gelderns waren. Denn die eigentliche Urſache lag ſchon lange vorbereitend in ſeiner Krankheit, welche ſeine Nerven zu jener fatalen Reizbarkeit hinaufſtimmte. Crayon war anfangs bange, er betrachtete ſich gewiſſermaßen als einen Mörder; der Graf wies auf die Vorſehung hin, er bemerkte, daß, wäre Geldern zu Hauſe unter den Händen ſeines liſtigen Weibes geſtor-

ben, diese gewiß alle Mittel angewendet hätte, um die armen Geschwister ihres Mannes um jedes Erbtheil zu bringen. Der Dichter, obwohl vom Anblicke eines Sterbebettes noch ganz erschüttert, konnte doch nicht den Witz bezwingen, der ihm auf der Zunge schwebte, er sprach: Sie werden sich erinnern, Marquis, daß ich in dem fatalen Streite Geldern drohte, ich werde ihn auf die Bretter bringen — und nun geht das so bald in Erfüllung; freilich meinte ich andere Bretter, und ein Lustspiel, aber siehe, unter der Hand ist ein Trauerspiel daraus geworden. — Bald aber gewann die ernstere Stimmung wieder die Oberhand. Der Dichter fragte den Grafen: Glauben Sie, daß die Sakramente der Kirche der Seele dieses Menschen wirklich noch heilbringend gewesen sind? Ich frage gewiß nicht, um zu spotten, aber da Sie in diesem Fache eine Erfahrenheit besitzen, möchte ich gerne ihre Meinung darüber wissen.

Mir wäre es, antwortete der Graf, ein beständiger Vorwurf gewesen, wenn ich ihn hätte in seiner Sünde dahinsterben lassen.

Crayon. Aber was soll denn eine so schnelle Bekehrung am Todtenbette für eine Wirkung haben, ich weiß dieß nicht mit Gottes Gerechtigkeit in Einklang zu bringen.

Graf. Wer vermag denn der Gnade des Erlösers Schranken zu setzen? Kann diese nicht einen Sünder noch am Ende des Lebens in den Bereich der Kirche aufnehmen, in der die beseligende Liebe wohnt?

Crayon. Warum wird denn aber nur Einer oder der Andere, warum werden denn nicht Alle aufgenommen? Die Sache scheint sich parteiisch herauszustellen.

Graf. Es scheint nur so, ist es aber in der That nicht. Die Barmherzigkeit Gottes, heißt es in der Schrift, übersteigt das Gericht, und reicht weit hinaus über alle seine Werke. Wir Menschen vermögen weder die Gerechtigkeit, noch die Barmherzigkeit Gottes zu begreifen, und dürfen uns daher um so weniger als Richter über das ewige Loos eines Menschen aufwerfen. Denn dort bei jenem Gerichte wird die verkehrte Erziehung, und die verkehrte Zeit, in der ein Mensch gelebt, dort werden die eingepflanzten Vorurtheile und die das geistige Leben ertödtenden Gewohnheiten in die Wagschale gelegt; das sind nun Alles Dinge, die wir nicht kennen; denn wenn auch bei der Sünde des Menschen die Willensfreiheit immer betheiligt ist, vermögen wir dieß auch zu bestimmen in Bezug auf den Irrthum, welchem Mancher, vom Gebrauche seiner Vernunft an, bis an sein Lebensende anheimgefallen? — Wer seine Bekehrung absichtlich bis an's Lebensende hinausschiebt, und seine Augen absichtlich verschließt vor der Wahrheit, und mit Vorsatz in der Finsterniß weilt, da es ihm doch ein Leichtes wäre, sich zu belehren, und in die Region des Lichtes, des Erkennens und der echten sittlichen Freiheit einzugehen, für dessen Bekehrung am Lebensende, möchte ich freilich nicht bürgen.

Schön und merkwürdig ſpricht ſich über dieſen Gegenſtand der Kirchenlehrer Auguſtinus aus, da er von der Bekehrung des Schächers am Kreuze redet; ſeine Worte lauten: Einer iſt es, verzweifle nicht; Einer iſt es, wolle nicht vermeſſentlich vertrauen.

Ein Bedienter kam und meldete das Ableben des alten Geldern. Die Geſellſchaft begab ſich in's Nebenzimmer, um ihn noch einmal zu betrachten, dann aber wurde beſchloſſen, nach Wien zu fahren, denn im Hauſe des Todes iſt es nicht angenehm zu wohnen, beſonders wenn man noch eine andere Wohnung zu beziehen hat.

Die Züge, welche früher etwas Lächerliches enthielten, hatten jetzt den Ausdruck eines ſtrengen Ernſtes angenommen; wird doch ſelbſt Heine, in deſſen moraliſchem Geſetzbuche der eitle, vergängliche Ruhm dieſer Welt und ihr frivoles Treiben oben an ſtehen, ſtutzig beim Betrachten von Gipsbüſten, die auf den Angeſichtern Verſtorbener abgeformt werden. Er ſagt darüber: Gemeinſam iſt aber allen dieſen Gipsgeſichtern ein gewiſſer räthſelhafter Zug, der uns bei längerer Betrachtung auf's unleidlichſte die Seele durchfröſtelt; ſie ſehen aus, wie Menſchen, die im Begriffe ſind, einen ſchweren Gang zu gehen. Wohin? — Das iſt ein zentnerſchweres Fragezeichen. Wo iſt der Menſch, der im Stande wäre, es

hinwegzuwälzen aus seinem Geiste? Weh' dem, der unbekümmert tausend und tausend Male an demselben vorübergeht, wie an einem Meilenzeiger, und der zu faul und selbstgenügsam ist, um das zu lesen, was die Hand des Herrn darauf geschrieben.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie Max zu ſtudiren aufhört, ein Jünger der Kunſt wird, und eine Reiſe antritt, ſammt verſchiedenen Affairen, die ihm dabei begegnen.

Drie knapen gingen, na een ernstig overleg,
Een' tocht doen op een' langen weg.
En vraagt gy welke knapen 't waren?
Ik zal 't u ongeveinsd verklaaren.
Vertelsels door Harmanus Asschenbergh.

Es war ein trüber Tag über Feldkirch gelagert, als die drei Studioſen daſelbſt ihren Einzug hielten. Theils waren ſie froh, wieder in ihre Heimath zu kommen; theils waren ſie auch verſtimmt, denn ſie hatten zu Rumpelhauſen ein großes Behagen am fidelen Leben des Müſſigganges gefunden, und hier ſollte bald wieder das langweilige Schulgehen ſeinen Anfang nehmen. Leſer, der Du je einige hundert Winternachmittage in den finſteren Schulſtuben eines kleinen todten Städtchens zugebracht haſt, Du wirſt in Erinnerung dieſer Zeit gewiß Dein Leben nicht mehr von vorne anfangen wollen. Um die Schickſale der andern beiden Studenten, welche den gewöhnlichen Lebensweg fortgingen, wollen wir uns vor der Hand nicht kümmern, um die ungetheilte Aufmerkſamkeit

dem Loſe des Max Froſch zuzuwenden. Als dieſer im väterlichen Hauſe ankam, fand er daſelbſt den Stand der Dinge anders, als er es erwartet hatte. Das Geſicht ſeiner Mutter, die ihm an der Thürſchwelle entgegentrat, war mit einer ſchwarzflorenen Haube verhüllt, ihre Augen waren rothgeweint, und abgehärmt ihre Züge; als ſie ihren Sohn ſah, entquoll ihren Augen ein neuer Thränenſtrom. „Was iſt's, Mutter, was iſt geſcheh'n? rief Max ängſtlich und beklommen aus; er blickte mit ſtieren Augen auf den Mund ſeiner Mutter. Dieſe rief aus: Mein Gott, mein Gott! warum biſt Du doch nicht zu Hauſe geweſen, Dein Vater iſt todt und begraben! Max ſtand lange wie vom Blitz getroffen da, endlich aber machte er ſeinem Schmerz in einem Thränenquell Luft. „Wäreſt Du nur geſtern gekommen, ſo hätteſt Du ihn noch im Sarge geſehen, aber heute iſt er ſchon unter der Erde!“ ſo ſprach die Mutter ſchluchzend weiter.

Ein Schreinergeſelle, der einige Wochen bei Froſch's Vater in Arbeit ſtand, einer jener zügelloſen verderbten Handwerker, in denen die Philoſophie des Tages zum Durchbruche gekommen iſt, und die zwiſchen Himmel und Erde kein anderes Geſetz mehr anerkennen, als das des Zwanges, ſo lange ſie nämlich zu bezwingen ſind, beſchimpfte ſeinen Meiſter, und es kam, da dieſer dem Geſellen ſagte, er ſei ein Trunkenbold, mit dem man nichts reden könne, zu Thätlichkeiten. Der Meiſter wollte ſich wehren, und rief ſeinen älteren Sohn, Maxens Bruder, zu Hilfe, wel-

cher Studioſus der Philoſophie zu Innsbruck war, und ſich eben auf Ferien zu Hauſe befand. Mittlerweile hatte die viehiſche Wuth des Geſellen den höchſten Grad erreicht; er ergriff ein in der Nähe liegendes Meſſer, und ſtieß es ſeinem Meiſter in die Bruſt, ſo daß dieſer tödtlich getroffen niederſank. Sein Sohn, der es verſucht hatte, den auf den Vater geführten Streich abzuwehren, der es aber, weil er zu ſchwach war, nicht vermochte, fand ſich nun ebenfalls der rohen Gewalt des Mörders ausgeſetzt; er ſchrie um Hilfe und wollte die Flucht ergreifen, bekam aber, als er ſich dem Geſellen entringen wollte, einen Stich in die Seite. Der Mörder wurde von den herbeieilenden Nachbarn ergriffen, und den Gerichten übergeben. Der Vater ſtarb in einigen Stunden, der Sohn, deſſen Wunde nicht ſehr gefährlich ſchien, ward für den Augenblick geheilt, aber er ſtarb einige Monate darnach, denn ſeine Lunge hatte eine Verletzung erhalten. Dieſe Geſchichte iſt ſimpel, ohne alle Romantik und Poeſie, aber ſie iſt wahr. Es mögen ſich wohl in der Welt ſchon viele tauſend ähnliche Vorfälle zwiſchen Meiſter und Geſellen ereignet haben, aber früher war die Verderbtheit in den unteren Ständen nur praktiſch, und es fiel keinem Laſterknechte ein, ſich vor redlichen Menſchen über ſeine Handlungsweiſe zu vertheidigen; jetzt aber fördert die, von den Heroen einer verkehrten Wiſſenſchaft auch in's gemeine Leben gepflanzte Theorie ihre wahrlich nicht goldenen Früchte zu Tage; jetzt hört man jeden lumpigen Jungen von

seiner Philosophie, von seinem Systeme, von seinen Grundsätzen sprechen; d. h. mit andern Worten: die Leute thun, was sie wollen, was ihnen gelüstet, und was sie eben thun können, ohne dem strafenden Arm der weltlichen Gerechtigkeit anheimzufallen, und überreden sich am Ende noch, sie seien sehr weise, die Gebote Gottes seien etwas Aufgebrachtes, sie wüßten wohl ohnehin, was sie zu thun hätten, denn an ihnen ist jeder Zoll: Philosophie, Grundsatz, System.

Darunter sind nun, wie es sich von selbst versteht, nicht alle Leute aus den niederen Classen verstanden, sondern auch ein beträchtlicher Theil des guten deutschen Vaterlandes, und ein größerer Theil Frankreichs, auch England nicht ausgenommen, wenn man die größeren Städte daselbst als Repräsentantinnen des ganzen Landes betrachtet. Doch genug von den goldenen Früchten der Aufklärung; es wird ohnehin viel darüber gesprochen und geschrieben, obwohl man nicht immer den einzig wahren Grund des Uebels kennt, oder erkennen will. Das wüste, verkehrte und durch das Lesen schlechter Bücher noch aufgeblähte Wesen des gemeinen Mannes wird dadurch, daß man ihm einige holdselige Traktätlein oder auch eine Bibel in die Hände spielt, nicht anders werden; denn der todte Buchstabe hat keine Gewalt, keinen Geist und kein Leben, nur der Donnerruf der Einen Kirche vermag eine bleibende Rückkehr zur Wahrheit zu Stande zu bringen; aber wo dem Menschen der alleinbeseligende Glaube aus der Brust gerissen worden, da

liegt auch die Moral in ihren letzten Zügen. Selbst Geister, die unklar sind in ihrem Wollen, fühlen sich oft von der Wahrheit angeregt, ohne sich jedoch ganz in ihren Lichtkreis hineinziehen zu lassen; so lange sie aber der inneren Stimme widerstreben, werden sie auch von ihren gerechten Klagen zu keinem gedeihlichen Ziele hingeführt, und in diesem Sinne läßt auch Victor Hugo in seinen: »Innern Stimmen« vergebens die Worte ertönen:

Doch wie sich unſ're Zeit auch rühme ob den Keimen
In des Jahrhunderts großer und glänzender Gewalt;
Eins ist, o Jesus, das mich schrecket im Geheimen:
Das Echo Deiner Stimme, das immer mehr verhallt.

Max begann das neue Schuljahr; er sollte mit demselben das Gymnasium beenden. Sein kränklicher Bruder ging nach Wien, um dort seine Studien fortzusetzen; er schrieb aber nur ein Paar Briefe nach Hause, in denen er über beständiges Unwohlsein, und über den schlechten Verdienst mit Abschreiben Klage führte; ein dritter Brief kam aus der Kanzlei eines Spitales — er meldete seinen Tod. Der gute Junge hatte sich in seinem ersten Briefe sehr über Wien beklagt; aber komme Einer nur arm, krank, ohne Freunde und Aussichten in eine große Stadt, in welcher er sich zudem nicht zu bewegen versteht, und wo er sich zu betteln schämt — den wird bald jedes Schaugepränge und jede Lustbarkeit anekeln. Wäre er reich, gesund und befreundet gewesen; gewiß, er hätte einen anderen Brief nach Hause geschrieben. Maxens Mut-

ter vermochte den Kummer, der über ſie hereinbrach, nicht zu ertragen. Sie lebte nur mehr bis zum nächſten Frühjahr, und nun ſtand Max allein da in der Welt. Er beſchloß alſogleich nach dem Tode ſeiner Mutter, das Studiren ganz aufzugeben, um ſich vollends der Kunſt weihen zu können. Er nahm ſich vor, ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen, ſobald ſeine kleinen Erbſchaftsangelegenheiten in Ordnung gebracht waren. Während dieſer Zeit wandelte er Tagelang herum in Wäldern und Klüften, unter Felſenwänden und Steingerölle, an ſchäumenden Waldbächen und rieſelnden Quellen, in zerfallenem Mauerwerk und an den Ufern des jungen Rheines; theils, um ſeinem Hange nach Poeſie zu fröhnen, mehr aber um des Malerſtudiums willen. Er konnte ſtundenlang vor Mauerriſſen und Felſenwänden ſtehen, ſo daß ein uneingeweihter Beobachter ihn für einen vollkommenen Narren gehalten hätte; ſein Geiſt war aber bei ſolchen Anſchauungen vollauf beſchäftigt; ſein Gedächtniß machte ſich die mannigfachen Naturgebilde aus dem Pflanzen- und Mineralreiche eigen, deren Kenntniß ihm in der Folge ſehr gut zu Statten kam. Aus Tirol ſind ſchon viele bedeutende Landſchaftsmaler gekommen, und es iſt kein Zweifel, daß die Großartigkeit der Natur daſelbſt ihre erſte und beſte Lehrmeiſterin geweſen.

Endlich kam der erſehnte Tag der Abreiſe heran. Die merkwürdigen Begebenheiten ſeiner Reiſe wollen

wir aus dem Tagebuche entlehnen, welches er getreulich zu führen, ſich vorgenommen hatte.

Stuben. Abends. Wie ganz anders kam mir der Weg im verfloſſenen Jahre vor, wo ich ihn mit zwei luſtigen Gefährten machte — dort freute ich mich auf die Unterhaltung zu Rumpelhauſen, und jetzt — kann ich mich eigentlich auf gar nichts freuen. Geſetzt auch, ich mache Glück im Malen, wen habe ich denn, der die Freude mit mir theilte? Würde meine Mutter noch leben, ſo könnte ich ihr ſchreiben: Mutter kommt, Ihr ſollt bei mir ein gutes Leben haben, ich will Euch erhalten, mir iſt das leicht; große Herren geben mir Aufträge über Aufträge, ich ſollte vier Hände haben ſtatt zwei, und ich könnte ſie noch nicht befriedigen. Dann wären die Thränen ihr auf's Papier gerollt, und ſie hätte innegehalten im Leſen, und hätte geſagt: Ich danke Dir, o Gott, Du haſt mir einen guten Sohn gegeben! Aber ſo — ſo ſollte es nicht kommen! — So weine nun ich, anſtatt meiner Mutter! — Morgen überſteige ich den Arl — Adieu gutes Vaterland, lebt wohl ihr guten und ſchlimmen Tage, die ich da verlebt! Ihr kehrt doch niemals, niemals wieder! Lebe wohl, Vaterland, vielleicht ſeh' ich Dich auch nicht wieder!

Stuben am Arlberge; des Morgens. Juchei! die Welt liegt offen vor mir da! Geſtern Abends war ich traurig und betrübt, heute bin ich ſtark,

muthig und froh! Ist mir doch, als ob die Sonnenstrahlen tief herabfielen in mein Herz, und es erwärmten; ich bin allein in der Welt, aber ich freue mich des Lebens! Jetzt muthig den Arl hinan; ich komme mir nun vor wie eine L . . . *), die unter der Nebelkappe des Berghauptes auf seinen Scheitel kriechen muß. Ist das nicht ein lauftges Leben? Ich bin begierig, wie lange das Geld anhält?

Rumpelhausen in der Wirthshausstube. Der Wirth hat mich ganz verdächtig angesehen, er muß mich noch ein wenig gekannt haben — also Niemand von den Herrenleuten ist da, alles zu Innsbruck! und dort soll es in einigen Tagen eine Doppelhochzeit geben zwischen Agnes und einem Marquis, und Rosa und einem Grafen? Was geht es mich an? Meine Braut ist nun die Kunst, von ihr erwarte ich meine Morgengabe, die mir wenigstens das Leben fristet. Aber was für ein Spuck hat mich denn von der Straße abgelockt und hiehergeführt? Ja richtig, Rumpelhausen will ich mir noch einmal ansehen, und das Nöthige, was ich davon bedarf, zu Papier bringen; das Bild von Rumpelhausen soll der erste Schild sein, mit dem ich fechtend hinaustrete in's Gebiet der Oeffentlichkeit, aber wie wird es mir gehen? Ich habe einen Kampf zu bestehen mit Leuten,

*) Frosch machte hier im Vertrauen auf den Scharfsinn und die naturwissenschaftliche Bildung derjenigen, denen seine Memoiren einst in die Hände kommen sollten, nur einige räthselhafte Punkte.

die auf Akademien gebildet worden ſind — werden ſie mich nicht einen Sudler nennen, und was dann anfangen? Fechten, fechten, ich fühle das Schwert des Geiſtes in meiner Hand! Wenn ich mir kein Geld verdiene, was dann? Nun dann heißt es fechten auf eine andere Art:

In linker Hand den Glockengriff,
Die Rechte aufgethan,
Die Haltung kränklich, krumm und ſchief,
Die Augen himmelan!

Ei pfui! ſo weit mag's ich doch nicht bringen! Wenn meine Hände den Pinſel nicht zu führen vermögen, ſo werden ſie doch einen Pinſel ernähren können.

Wie ſieht doch dies Rumpelhauſen jetzt ganz anders aus, als damals; mir kommt es vor, als ob ich es, wie einſt in Roſa's Zimmer, durch ein Glas im Gemälde erblickte! Ein magiſcher Glanz, oder vielmehr ein düſterer Schleier iſt über das Schloß ausgebreitet — aber der Schleier iſt in meinen Augen, die durch verglaſ'te Thränen ſchau'n; ich Narr! ich weine faſt, und weiß wahrlich nicht, warum?

In der Kanzellei zu Rumpelhauſen ſaß Wanzenberger, und wir wollen ſeinem Treiben zuſehen, und ſeine Gedanken belauſchen. Er ſchneidet ſich eine Feder, die als Ruder an der Sklavenbank des Schreibtiſches dienen ſoll, an welchen ihn die Kette ſeiner

Amtspflicht feſſelt, er ſegelt mit dem Nachen der Hand eine Zeitlang herum auf der weißen Meeresfluth des Papieres, ſein leitendes Siebengeſtirn ſind die Formularien, ohne die es nicht weiter geht, und als Magnetnadel und Windroſe dienen ihm die von Gubel abgefaßten Originale, die er copiren muß; nachdem er eine Weile geſchrieben, nimmt er eine Priſe Tabak, probirt dann auf einem Unterlagpapiere ſeine Namensunterſchrift ſammt dem erſtaunlichen und kunſtreich durchgeführten Federzuge unter demſelben, an dem es nie fehlen durfte. Er hatte dies vielleicht ſchon hunderttauſendmale, theils im Geſchäfte, theils zur Uebung verſucht, und es machte ihm ſtets neue Freude, dann dachte er wieder eine Weile Folgendes: (denn beim Namenſchreiben pflegte er gar nichts zu denken; dies allein nahm ſchon ſeine ganze Geiſteskraft in Anſpruch) — „Herr Gubel iſt doch ein recht fideler Mann, daß er mich nach Innsbruck zur Hochzeit mitnimmt, und ich kann von dort aus wieder einmal meine Mutter und Schweſter beſuchen, und was der Stifel für eine Galle haben wird, das alleine iſt ſchon was werth! Das iſt doch ein ſchlechter Hallunke, dieſer Stifel; wenn Herr Gubel da iſt, ſo ſchreibt er d'rauf los, daß ihm die Finger knacken, kaum iſt aber der bei der Thüre draußen, ſo hat er auch ſchon ſeine Saubücheln zur Hand, da werden Romane geleſen über Hals und Kopf — wenn ein anderer da wäre als ich, ſo würde er es doch nicht wagen; aber er weiß, daß ich ein guter Kerl bin, und daß ich den

Verrath immer für Etwas ganz Abscheuliches halte, er unterläßt es aber bei alle dem nicht, mir, wie er nur immer kann, eine Klappe anzuhängen. Doch transeat, transeat, das heißt auf deutsch, so viel ich mich besinne: Hol's der Henker! Ich kann schon vor Freude nichts mehr schreiben — mit diesen Paar Bogen werde ich heute Nachmittags zu Stande kommen — und so ging er hinaus in den Hof, und von da in sein Kämmerlein, und freute sich sehr. Gute Menschen können sich selbst in den ärmlichsten Umständen in eine rechte Behaglichkeit hineindenken. Die Frühlingssonne kam über die Berge herüber, und leuchtete durch die kleinen achteckigen Scheiben in die Kammer des zufriedenen Schreibers; auf dem Tische lag ein Stück von einem zerrissenen Gesetzbuche — der einzige Theil im ganzen Gemache, welcher darauf hindeutete, daß der Bewohner ein Stück von einem Gesetzgelehrten sei; ein zerkrochenes Spiegeldreieck war zwischen zwei Fensterknöpflein eingezwängt, und diente wahrscheinlich zu den jeweiligen Bartoperationen, zu Halstuchumbindungen, und bisweilen auch zur Schönheitsüberzeugung. Wir sehen den Schreiber eine Blindthüre öffnen, die ihm als Kleiderschrank dient; er nimmt aus selber einen neuen blauen Frack, auf welchem die Metallknöpfe wie in südlichen Gegenden die goldenen Sterne am azurblauen Himmelsgewölbe glänzen; er zieht dies neue Festkleid an, und denkt sich jenen Moment, wo er in die Stube seiner Mutter eintreten wird; die Freude eines Siegers auf

den Triumpheinzug in einer Stadt, ist nicht so rein, sorgenfrei und unbescholten, als die Freude Wanzenbergers. Nachdem er sich genugsam betrachtet, wird der Frack behutsam ausgezogen; der Schreiber beschließt, für heute den Kanzleistunden einen Abbruch zu thun, und etwas in's Freie hinauszugehen, welche Naturbewunderung jederzeit in einem Glase Bier, das er im Gasthause einzunehmen pflegte, ihren Schlußpunkt fand, aus dem bisweilen ein doppelter wurde. Er nahm sich heute sogar, wie es wohl öfter geschehen mochte, vor, mit dem Schlußpunkt den Anfang zu machen, d. h. er ging in die Schenke, und wollte dann die erübrigte Zeit bis zum Mittagsessen einem kleinen Spaziergange weihen. Schon war er eine Weile gesessen, wahrscheinlich in tiefen Gedanken, die Augen beschaulich auf's Glas geheftet, in feierlicher Stille, die nur durch das Klimpern des Biegeleisens, welches die Wirthin, eben Wäsche glättend, handhabte, unterbrochen wurde, und nachdem der glühende Stahl an die Metallwände, wie die im Munde eingeschlossene Zunge der Wirthin, die gerne reden wollte, schon oft angefahren war, fragte Wanzenberger: Nichts Neues? — Nichts, sagte die Wirthin, gar nichts, gar nichts, nur ein Bursche ist gestern gekommen, der ist heute auch noch da, und wenn ich nicht irre, so war er einer von den Studenten, welche im verflossenen Jahre den jungen Herrn besuchten! So? sagte Wanzenberger, und warum haben Sie mir das nicht gleich gemeldet? Wo ist er

denn jetzt? — Die Wirthin ging zum Fenster, und zeigte auf einen Punkt. Dort, sagte sie, müssen Sie ihn auf der Anhöhe sitzen sehen; er hat ein Papier vor sich und scheint was zu malen. Der Schreiber stürzte sein Glas aus, und nahte dem Maler vom Rücken, so daß ihn dieser nicht bemerken konnte; bald erkannte er in ihm Max Frosch — er schlich sich nun leise und unbemerkt zu ihm, wartete bis er den Bleistift erhob, um ihm keinen Schaden in seiner Zeichnung zu machen, dann aber packte er ihn plötzlich mit beiden Händen an den Schultern.

Max fuhr bei diesem ungeahnten Angriffe zusammen, und war im Zuge, gegen den Tölpel, der es wagte, ihn hier zu stören, in unsanfte Worte auszubrechen, als er das freudestrahlende Gesicht Wanzenbergers gewahrte. Es gibt Menschen, gegen die es uns unmöglich ist, in Zorn zu gerathen, und das sind solche, von denen wir wissen, daß Alles, was sie thun, mag es auch noch so linkisch ausfallen, im besten Willen geschieht. Wanzenberger begann: Ach Herr Frosch — seit gestern sind Sie hier, wie mir die Wirthin sagte; das ist doch nicht schön, daß Sie sich nicht sehen ließen, wenn auch im Schlosse Niemand zu Hause ist, Herr Gubel hätte Sie mit offenen Armen aufgenommen, und zu dem müssen Sie nun auch für heute Mittag mit mir gehen, denn auch ich habe die Kost bei ihm.

Ich danke, Wanzenberger, ich werde keinen Gebrauch machen.

Ah pah! das wollen wir ſehen; ich bin hier ein Stück von der Herrſchaft, und werde Sie zwingen laſſen. Aber um's Himmelswillen, was machen Sie denn da mitten im Schuljahre?

Ich habe das Studieren aufgegeben.

Und ſich vielleicht auf's Malen verlegt? Auch gut; kann Ihnen bald beſſer gelingen als bei'm Studium; ich entſinne mich, daß Fräulein Roſa einſt von ihrem Talente ſprach, nachdem Sie ſchon fort waren.

Ich zweifle daran.

Was, zweifeln willſt Du, Herzensjunge? Ich ſage Dir, ſie behauptete, daß Du ein ganz verdammtes, ſchändliches, fürchterliches Talent zu der Landſchafterei haſt; ich belüge Dich nicht. Vor der Hand packe zuſammen und komme mit; laß uns eine Bruderſchaft trinken, denn wenn ich ſo 'nen Jungen recht gerne habe, kommt mir das »Sie ſagen" ganz langweilig vor.

Froſch beſann ſich eine Weile, und ließ ſich endlich vom Schreiber in die Schenke ziehen; er dachte ſich dabei: Ein wahres Genie darf durch ein wenig Bier nicht aus der Faſſung kommen, und wie ich es geleſen habe, ſo gab es viele große Maler, die ihr ganzes Leben lang mit dem Uebel des Durſtes behaftet waren.

Und wie viele junge Leute gibt es, die durch ihre ganze Jugendzeit ihren Genius auf keine andere Weiſe bezeugen zu können glauben, als wenn ſie tagelang in Schenken herumlungern, ſich balgen und

schlagen, und Alles mitmachen, was das sogenannte geniale Leben erfordert. Es ist ein höchst unsinniger Schluß, wenn Jemand der Meinung ist, daß, weil es einige Genies gegeben hat, die Lumpen waren, deßwegen auch alle Lumpen Genies sein müssen.

Nachdem Frosch etwas getrunken hatte, verloren seine Züge die düstere menschenfeindliche Färbung, welche sich schon seit einer geraumen Zeit darüber gelagert hatte, er ließ sich sogar zu Gubel's Mittagmal führen, und nahm die Einladung zur Mitreise nach Innsbruck an. Und dort, meinte Gubel, halten Sie sich einige Tage bei Herrn Fabius auf, wenigstens bis die Hochzeit vorüber ist, denn da wird's im Hause lustig hergehen. Frosch, der an dieser Lustbarkeit kein so großes Behagen zu finden schien, gab sogleich vor — es sei ihm sehr angenehm, die Reise im Wagen des Herrn Gubel mitmachen zu dürfen, aber in Innsbruck könne er sich nicht aufhalten, er habe einige Empfehlungsbriefe nach Wien bei sich, und je eher diese abgegeben werden, desto besser sei es für sein künftiges Fortkommen, denn sonst könnten vielleicht die Herren, an die sie gerichtet sind, auf's Land gehen u. s. w.; im Grunde aber hatte er kein anderes Empfehlungsschreibeu, als einen abgeschabten Rock und seine Kunst, an deren wirklichem Dasein er noch zweifelte.

Nachmittags beschäftigte sich Frosch noch mit Zeichnen; was er nicht mehr zu Stande brachte, prägte sich sein geübtes Auge bald ein, denn er hatte schon früher beschlossen, Rumpelhausen erst zu Wien

in Oel zu malen. Am andern Morgen ſetzte er mit Gubel und Wanzenberger ſeine Reiſe fort. Es wurde manches über Wien geſprochen, obwohl noch keiner der Reiſenden dort geweſen war, wußte doch jeder Einiges davon zu erzählen. Wanzenberger ſagte: Wenn ich doch nur das Wien einmal ſehen könnte; das habe ich mir ſchon oft, ſehr oft gewünſcht! Nun, entgegnete ihm Gubel, gehen Sie ein Paar Jahre nicht in die Schenke, und ſparen Sie ſich Ihr Geld zuſammen, für den Urlaub werde ſchon ich Sorge tragen. Wanzenberger kratzte ſich den Kopf, den Vorſchlag Gubels auszuführen, war keine Möglichkeit vorhanden, und das Reiſeprojekt, das ihn jetzt auf einmal mehr als je ergriffen hatte, blieb von dieſer Zeit an auch in ſeiner Seele wurzeln. — Aber ihren Collegen, Herrn Peter, werden Sie doch ſprechen, das wäre wahrlich nicht ſchön, wenn Sie, ohne dies zu thun, durch Innsbruck gingen! bemerkte unter Anderem Gubel gegen Froſch — der antwortete: Ich werd' ihn zu mir in den Gaſthof kommen laſſen, mich ſelber aber will ich bei dieſer Verwirrung nicht als Gaſt im Hauſe ſeines Vaters aufdringen.

Es war am Abend, als Gubel, Wanzenberger und Froſch über die Innbrücke vor Innsbruck fuhren; die ſtrömenden Wellen des Inn zeigten das bebende und zerriſſene Mondbild, welches wie ein wankender Kahn mit den Reiſenden von einem Ufer des Fluſſes zu dem anderen ſchiffte. Wanzenberger ſah hinab in die Gewäſſer, und dachte daran, wie er

einſt von Innsbruck fliehend, an dem Brückengeländer keine heißen Thränen in den kalten gefühlloſen Fluß hinabſtrömen ließ — es iſt doch ſonderbar dies Leben, dachte er ſich dabei, einmal Trauer, einmal Freude, einmal Thränen im Lachen, ein anderes Mal wieder Thränen im Weinen; mit einem Schnappſack auf dem Rücken ging ich einſt betrübt aus dieſer Stadt fort — in einem Herrſchaftswagen ziehe ich heute wieder freudig in ihr ein — aber ich will nicht da bleiben, die Hochzeit iſt erſt übermorgen, ich muß noch nach Hall — ich möchte gerne heute noch meine Mutter ſehen! Der Wagen rollte einen Gaſthof vorüber — Froſch bat dringend, Herr Gubel möge ihn ausſteigen laſſen, und als dieſer, der ihn durchaus zu Fabins führen wollte, endlich nachgab, bat Max den Freund Wanzenberger, er möge den guten Peter in das Gaſthaus bringen, daß er ihn noch einmal ſehen und ſprechen könne. Froſch wartete nicht lange, als auch ſchon Peter mit ſeinem Führer anlangte. Peter ſchlug einen großen Lärm, und wollte ſeinen Freund zwingen, Einkehr in ſeines Vaters Haus zu nehmen. Max aber ließ ſich nicht erweichen. Als Peter ſah, wie mit ſeinem alten Freunde nichts anzufangen ſei, verſprach er, ihn nach Vollendung ſeiner juridiſchen Studien vielleicht einmal zu Wien aufzuſuchen, wo er im Hauſe des Marquis, ſeines nunmehrigen Schwagers, wohnend, ſich in der Praxis auf irgend einen Staatsdienſt vorbereiten werde; dann griff er in den Sack ſeines Beinkleides, um daraus ſchnell eine Börſe

welche ein Paar Thaler und kleine Silbermünzen enthielt, in die Rocktaſche zu ſchieben, und ſagte zu Froſch, als er die Fadenſcheinigkeit ſeines Rockes gewahrte, welche ſelbſt beim Kerzenlichte zu ſehen war: Max, das Eine wirſt Du mir doch gewähren, laſſe mir Deinen Rock als Andenken, und ich will Dir den meinen geben. Froſch fand ſich bereit, ſagte aber bei'm Umkleiden: Peter, ich ſehe wohl ein, es iſt kein Tauſch, den wir machen, es iſt ein Almoſen, das Du einem armen Jungen gibſt, denn mein Rock kann nur durch die Papiermühle wieder zu Ehren kommen, und dann der Menſchheit nützlich oder ſchädlich, oder keines von beiden werden, je nachdem Gutes, Schlechtes oder Unbedeutendes darauf geſchrieben wird. Laſſen wir das, entgegnete Peter. Die Freunde redeten noch eine Weile mitſammen, als Max in der Seitentaſche das Geld fühlte, und es dem Peter als etwas, was er herauszunehmen vergeſſen, einhändigen wollte. Peter hatte lange zu reden, bis dies Geſchenk von Max angenommen wurde. Endlich willigte Max ein, und die Freunde ſchieden.

Es war ſchon ſpät; Wanzenberger, der ſich vorgenommen hatte, noch nach Hall zu gehen, gab ſeinen Plan auf, und verſchob ſeine Reiſe auf den morgigen Tag, wo er zudem an Froſch noch einen Gefährten hatte. Dieſer wollte am Morgen noch einige Merkwürdigkeiten anſehen, und dann erſt ſeine Reiſe weiter fortſetzen. Wanzenberger erbot ſich, als Cicerone mitzugehen. Er zeigte ihm zuerſt (und zwar ſchon

um 5 Uhr Morgens, wo er ihn weckte, um früher zu seiner Mutter zu kommen) das goldene Dächlein, in der Landessprache Dachel genannt; dann führte er ihn in die Franziskanerkirche, mit dem Bedeuten, daß die eisernen Männer daselbst wahre Meisterstücke seien, denn es wiege jeder viele Zentner, und man könne sich gar keinen Begriff machen, wie sie von einem Orte zum andern transportirt werden konnten. Max betrachtete aufmerksam die kolossalen, aus Erz gegossenen Fürstenstatuen, in deren Reihen selbst Männer von großer Statur wie Zwerge dahinwandeln, und die sammt dem Grabmale Kaiser Max I. jene Kirche zu einem der merkwürdigsten Gebäude der Welt machen. Nachdem Frosch einige Notizen in sein Tagebuch geschrieben hatte, gingen die beiden Freunde nach Hall. — Sag' mir einmal, Max, was hast Du zuvor auf dem Platze vor der Kirche geschrieben? fragte Wanzenberger. — Max antwortete: Ich schreibe mir Alles, was ich Merkwürdiges sehe, erfahre, und mitunter auch das, was ich mir denke, zusammen, und so eine ganze Geschichte nennt man ein Tagebuch.

Ein Tagebuch? Wir haben in der Kanzlei zu Rumpelhausen auch ein Tagebuch, da werden alle Akten aufgeschrieben, welche die Herrschaft in's Kreisamt sendet, und die von dort wieder zurückkommen. So gibt es also auf diese Art verschiedene Tagebücher. Wenn ich einmal reise, will ich mir auch Eines zusammenschreiben; wenn dann in einem Wirthshause,

wie es oft geſchieht, ein Streit entſteht, dann nimmt man ſo ein Tagebuch, und reibt es Einem unter die Naſe, der den Gäſten irgend eine Lüge aufhefften wollte.

Ja wohl, antwortete Froſch, man kann es zu verſchiedenen Zwecken gebrauchen.

In Hall angelangt, trennten ſich Froſch und Wanzenberger, der Erſtere war nicht zu bewegen, zu der Mutter und Schweſter des Letzteren mitzugehen, denn er wollte bei der Begrüßungsſcene nicht als ſtörender Zeuge gegenwärtig ſein.

Sechszehntes Kapitel.

Wie Frosch in die Stadt Wien kommt, und mit einem Augenglasmacher bekannt wird, nebst anderen wichtigen Begebenheiten.

Abandonné dans le monde, sans conseils, sans ami, pour ainsi dire sans maître et sans Dieu: ô destinée amère!

Louis Veuillot: Rome et Lorette.

Bei Nußdorf (einem Dörfchen an der Donau, eine Stunde von Wien stromaufwärts gelegen) landet ein großes Holzschiff, ein junger Mensch springt von den aufgespeicherten Scheitern herab, und betrachtet die Schwielen an seinen Händen, welche sich durch die ungewohnte Arbeit bildeten; denn er hatte, wahrscheinlich, um die Reise ohne Bezahlung mitmachen zu können, von Linz an fleißig gerudert. So! ruft ihm einer der Schiffknechte zu, behüt' Euch Gott, geht nur dem Staube nach, und Ihr werdet bald in Wien sein. Danke schön, wird ihm erwiedert, und der junge Mann geht seine Wege. Er mochte so eine Viertelstunde fortgewandert sein, als ihm der fürchterliche Staub unerträglich zu werden anfing — so etwas hatte er nicht geahnt. Nun, wenn das so zunimmt bis Wien, dann muß es in Wien selber nicht sehr angenehm zu woh-

nen ſein, ſo dachte er bei ſich ſelbſt. Ich kann aber nicht mehr gar weit haben, denn die Karoſſen der reichen Wiener, nicht zufrieden damit, daß ſie ſelber in den Wolken der Erde einherfahren, laſſen auch den Fußwanderer großmüthig an ihrer Staubglorie theilnehmen, und legen ihm das Staubverſchlingen als einen Tribut auf.

Der arme Menſch, welcher die Güter der Erde für die größte Seligkeit hält, und kein höheres Gut erkennen will, wird ſich immer mit einer gewiſſen Bitterkeit gegen die Reichen ausſprechen. Wäre Froſch reich oder wohlhabend geweſen, ſo würde er auch gefahren ſein, und ſich um die knurrigen und neidiſchen Gedanken des armen Volkes der ganzen Welt nicht gekümmert haben. Es fing ihn an der Durſt zu plagen, er ging in eine Schenke an der Straße, und ließ ſich Wein geben. Nachdem er eine kleine Weile da geſeſſen, kam ein langer hagerer Junge herein, die Augen mit Brillen bewaffnet, den Rücken mit einem Reiſebündel beſchwert, und ſeine ganze Geſtalt in einen blauen Staubrock gehüllt; kaum hatte dieſer Froſch geſehen, ſo ſetzte er ſich zu ihm, warf ſein Felleiſen weg, begehrte ein Gläschen Wein, und ſuchte mit ihm ein Geſpräch anzuknüpfen. Nachdem der Fremde auf die gewöhnlichen Reiſebekanntſchaft-Anknüpfungsfragen von Froſch lakoniſche Antworten erhielt, ſo brachte doch das Eine die Beiden näher zuſammen, daß ſie Beide zum erſten Male nach Wien kamen, daß ſie Beide nicht viel Geld hatten, und daß es überhaupt angenehmer iſt,

einen Geſellſchafter zu haben, als allein zu gehen. Der Fremde war ein Berliner, und hieß Riecke, ſeine anderweitige Naturgeſchichte mag ſich aus folgendem Dialoge ergeben:

Riecke. Sagen Sie mir, haben Sie ein Metier?

Froſch. Nein, ich bin ein Künſtler.

Rieke. Ei, das iſt ſchön, dann ſind wir von dasſelbe Jeſchäft, ich bin auch einer.

Froſch. So? Auf was haben Sie ſich denn verlegt?

Rieke. Auf Okuliſtik, Optik, was Zweige der Phyſik ſind, wie der Profeſſor der Induſtrieſchule geſagt hat; dann auf das Ganze der Glasſchleiferei im Allgemeinen, und auf ihren ganzen Umfang in's Beſondere.

Froſch (kalt). Alſo ſind Sie eigentlich ein Augenglasmachergeſelle?

Riecke. Das wäre nicht ſchlecht! Was meinen Sie? Ich ſag Ihnen, ich mache Ihnen Alleus, Allens mache ich Ihnen: Perſpektive, Operngucker, Tubuſſe, größer als die Kanonen vor der Hauptwache in Berlin, und alle andern möglichen Inſtrumente und Präparate, die was zu einem anatomiſchen Thurm und zu das ganze Weſen von die Sternguckerei in ſeinem ganzen Umfange erforderlich ſein thun. Freund, das iſt was Anderes, als ein gemeiner Brillenfaberkante! Und was ſind Sie eigentlich, wenn man fragen darf?

Froſch. Ich bin ein Maler.

Riecke. Maler? Auch nicht ſchlecht. Da ſol-

len Sie das Muſäum zu Berlin anſchauen, da gibt es Ihnen Stücke, ich ſage nicht zu ville, wenn ich Ihnen ſage, daß Kenners vor ein einziges Gemälde ſtundenlang aushalten thun, ich habe einmal ſelber zwei geſehen, die ſtanden über eine Stunde bei einer Vorſtellung, ich war mit einem Freunde das ganze Muſeum herumgekommen — und dann ſagte der zu mir: Siehſt Du, die ſtehen noch immer da, das muß ein verdammt ſchönes Bild ſein, da müſſen wir uns wohl ein anderes Mal auch eine Weile hinſtellen; hör' mal, ſagte mein Freund zu mir, ſie wollen gehen, hör' mal, was ſie zu einander ſagen, vielleicht läßt ſich was von die Kunſt profentiren; und da hat Einer zum Andern geſagt: Wo ſpeiſen Sie? und der Andere hat geantwortet: Reſtauration Reinhart unter die Linden, für 30 Neugroſchen ſechs Schüſſeln, und der Wein bleibt apart. — Ja, das haben Sie geſagt, und ſind fortgegangen.

Froſch. Nun, und was haben ſie denn über das Bild geſprochen?

Riecke. Da haben ſie ihre Gedanken für ſich behalten; vielleicht iſt's auch eines von die Meiſterſtücke geweſen, von denen man ſagt: Da läßt ſich nichts nicht darüber ſagen.

Während dieſem Geſpräche hatte Riecke ſein Seitl (Quart) ausgetrunken und bezahlt, als er ſah, daß es nur 6 Scheinkreuzer koſte, wunderte er ſich über die Maßen, und beſchloß mit der Bemerkung, daß ihm das Getränke ſehr gefallen habe, ſich noch

ein Glas einſchenken zu laſſen. Froſch fand den Burſchen drollig, und es war ihm nicht unangenehm, mit demſelben ſeinen Einzug in Wien zu halten. Als ſie die Schenke verließen, äußerte Riecke, der Wein habe ihn in eine ganz fidele Stimmung verſetzt; dieſe Stimmung bemerkten wohl auch die Vorübergehenden, ſie kümmerten ſich aber weiter nicht darum, und fanden es nicht der Mühe werth, den Reiſenden eine beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, denn derlei Ereigniſſe von Betäubung ſind in und um die gute Stadt Wien eben nichts Rares. Max hatte mit Riecke auf du und du getrunken. — Behagt mir ſeine Bekanntſchaft nicht, dachte der Maler vom Okuliſten, nun ſo iſt es ja in Wien ein Leichtes, mich ſeiner zu entledigen. Als Beide zur Linie kamen, ſuchte Riecke durch die lächelnde Verklärung ſeines Geſichtes jeden Anſchein von Nebel von ſich ferne zu halten, er und Froſch lieferten ihre Päſſe ab, um welche ſie befragt wurden, weil ihr Reiſeanzug ſie als Fremde bezeichnete. Kaum waren ſie aber innerhalb der Linie, als der Berliner wieder ſeine Lebhaftigkeit gewann, er ſtellte ſich, den Rücken auf die rückwärts gelegten Hände und den Stock geſtemmt inmitten einer Straße auf, betrachtete die Häuſer, die in jener Gegend ein eben nicht ſehr vortheilhaftes Ausſehen gewähren, ſo wie ſie ſich auch in Bezug auf ihre Bewohner als einen vollkommenen Gegenſatz derjenigen zu Saint-Germain in Paris herausſtellen, und begann gegen Froſch ſeine Gedanken auf folgende Weiſe laut werden zu laſſen:

Das alſo iſt Wien, nun gut, jetzt ſoll mir einer noch-mal was von Wien ſagen, dem werd' ich Dinge er-zählen! Freund, da mußt Du nach Berlin kommen, da ſiehſt Du Häuſer, da gibt es Straßen, da iſt Al-lens ſo großartig; kommſt Du bei einem Thor hinein, das bleibt ſich gleich, bei was für einem es ſein thut, da ſiehſt Du eine ganz andere Proſpective, das darfſt Du mir glauben!

Froſch. Alles zugegeben, aber ich denke, Wien iſt noch nicht zu Ende, der Mann, den wir nach Gum-pendorf fragten, ſagte, wir haben weit — ſieh', daß wir fortkommen.

Riecke. Aber nicht wahr, das freuet Dich, daß ich einen Kollegen von meiner Kunſt habe? Wir wer-den dort ſchlafen können, und dürfen keine Bettſtelle be-zahlen; das iſt auch ſeine drei Silbergroſchen werth! Sieh' mal die Adreſſe an, was für'ne Nummer? Gum-pendorf, das kann ich ausnehmen, aber bei der Num-mer hat der Bleiſtift ausgelaſſen, die Gaſſe heißt: Schmidgaſſe. Das Brilleninſtitut iſt im Hofe, Stiege rechts, im zweiten Stock, aber die Nummer kann ich nicht wegkriegen.

Froſch. Laß das gut ſein, ſehen wir vorerſt, daß wir in die bezeichnete Vorſtadt kommen.

Riecke. Auch gut, auch gut; ſieh' nur dieſe Jungen, die dort auf dem Thonhaufen ſpielen, ſind ſie nicht ganz todte? da ſollſt Du in Berlin ſehen, da gibt es lebendigere Kerls.

Einige jener Knaben, welche dadurch, daß ſie in

Geſellſchaft Kurzweil ſuchen, und auf der Gaſſe freie Luft ſchöpfen, in jeder größeren Stadt die Benennung Gaſſenjungen erhalten haben, waren eben beſchäftigt, aus Thon, der aus einem ausgegrabenen Brunnen kam, verſchiedene Formen zu kneten, als ſie auf den wankenden Riecke aufmerkſam wurden, deſſen Worte ſie zwar nicht vollkommen verſtanden, die ſie aber auch für keine Ehrenbezeugung hielten; ſie drückten deßwegen ihre Formen ſchnell zu Kugeln zuſammen, und warfen ſie unter großem Geſchrei, welches auch die andere Jugend aus den Häuſern lockte, auf Riecke, der war über dieſe Bewegung, die von einem Leben der Jungen zeigte, welches er ihnen kurz vorher abgeläugnet hatte, toll, und drehte ſich um mit drohend erhobener Hand, als wollte er ihnen einen Strafſermon halten, wie dieß Betrunkene, die von der lieben Jugend beläſtigt werden, im Brauch haben. Froſch, dem ſchon Angſt wurde, daß ihm Riecke noch mehr ähnliche Spektakel mache, rief, ihn am Arme ergreifend: Wenn Du ſolche Dummheiten machen willſt, ſo werde ich von Dir gehen, ich kann wohl allein auch eine Herberge für die Nacht finden. — Nu, nu, erwiederte Riecke, indem er ſich von Froſch fortzerren ließ, nur keine Feindſchaft nicht, aberſcht Du wirſt mir doch erlauben, zu ſagen, daß dieß von dieſen Jungens nicht artig geweſen iſt; ich ſehe, daß man ihnen keine Achtung und Lebensart beigebracht hat, und ein für allemal, es mangelt hier ſehr an Bildung! — Und wieder ging's weiter. Die Beiden kamen den

Alserbach entlang, dessen Anblick die patriotischen Gefühle Riecke's auf's Höchste steigerte. Also das ist Wien! Freund, da sollst Du die Spree sehen, das ist ein anderes Jewässer, und voll eisener Geländer und voll eisener Brücken, und wohlgemerkt, gegossen und mit Statuen, und tiefgrün, auf die Art, wie grüne Brillen. — Frosch, um ihn weiterzubringen, sagte: Laß das für jetzt sein, wir sind ja noch in der Vorstadt, und werden heute auch nimmer in die Stadt kommen, weil wir dort nichts zu thun haben, wie uns der Mann sagte, den wir nach Gumpendorf fragten; in der Stadt, mein' ich, da wird es schon ganz anders aussehen. — Nu, nu, erwiederte der Berliner, das mag wohl sein, ich will es zugeben, daß der Hauptwitz erst in der Stadt losgeht. —

Als sie am Irrenhaus vorbeigingen, fragte Riecke einen anständig gekleideten Mann: Sagen Sie mir gütigst, ist das Gebäude dort ein öffentliches Institut, oder so was dergleichen? Ja, antwortete dieser, das ist das Irrenhaus oder der sogenannte Narrenthurm. So, sagte Riecke, ich hab' wohl schon davon reden gehört; sagen Sie mir mal, fuhr der Brillenmacher der das Aushängeschild seines Handwerks stets auf der Nase herumzutragen pflegte, dasselbe mit einem maliciösen Lächeln richtend, fort: Sagen Sie mir, mein Herr, ist das nur für die Wiener alleine? Nein, ward ihm zur Antwort, auch Fremde werden mit den erforderlichen Fähigkeiten aufgenommen. Als Riecke den Hieb gut ausparirt und auf sich selbst ange-

bracht sah, wollte er der Sache einen guten Ausgang geben, und sagte: Danke schön, ich habe nur gemeint, weil bei uns zu Berlin die Landeskinder bei solchen Gelegenheiten den Vorzug haben.

Endlich, nach langem Forschen und Fragen, kamen die Reisenden in Gumpendorf an. Riecke hatte sich schon der Meinung hingegeben, daß die Befragten sie irregeführt hätten, um ihnen Wien nur recht groß und weitläufig vorzustellen; seine Benebelung war nach und nach verflogen, und er freute sich herzlich, bald seinen Freund Weniken, welcher in dem oberwähnten Brilleninstitute in Condition stand, zu überraschen; die Adresse wußte er, weil er mit demselben in Correspondenz stand, von seiner Ankunft aber hatte er ihm nichts gemeldet. Die Hausnummer war herausbuchstabirt und aufgefunden, schon standen Beide im zweiten Stock vor jener Thür, die in's Brilleninstitut führen sollte (so hatte Weniken in seinen Briefen die Werkstätte, in welcher er arbeitete, genannt), es wurde an der Klingel gezogen, eine Dame die sich eben mit dem Abspühlen der Teller beschäftigte, machte auf, und rief, nachdem sie sich vom Verlangen der Fremdem unterrichten ließ, bei der Thüre, welche von der Küche in die Wohnung führte: Herr Weniken, kommen Sie heraus, es will Jemand mit Ihnen sprechen! — Herr Weniken erschien, es erfolgten Umarmungen, daß die Brillen Riecke's herabfielen und zertreten wurden; aber darauf wurde nicht geachtet, im Institute lagen ja tausende bereit, um Ersatz zu leisten. Weniken führte

die beiden Gäste seinem Meister (Director des Institutes) auf, und sprach sogleich wegen der Schlafstelle, diese wurde ihnen bewilligt, weil eben ein Geselle fortgezogen war, und daher ein Bett leer stand. Riecke ward in die Condition aufgenommen, und er konnte auch Frosch für einige Tage als Bettgenossen bei sich behalten. Weniken wußte für den Augenblick (es war eben Sonnabend Nachmittags 6 Uhr) nichts Besseres zu thun, als seinen Freund und dessen Reisegefährten in's Lerchenfeld zu führen, welches er gerne besuchte, und in das er sich, wäre auch sein Freund nicht gekommen, begeben hätte. Riecke wollte seine Kleider und Stiefel reinigen, sein Freund aber rieth ihm davon ab: Mache Dir keine unnöthige Arbeit, wegen der Gesellschaft, die wir im Lerchenfeld treffen, ist es nicht der Mühe werth, viele Tempo (Umstände) zu machen.

Frosch und Riecke wunderten sich über das Menschengewoge, welches immer dichter wurde, je näher sie nach Lerchenfeld kamen; Riecke gestand, daß selbst die Königsstraße in den besuchtesten Stunden nicht so vollgedrängt wäre, da man hier noch dazu nicht langsam geht, sondern eine Masse an der andern schnell und geschäftig vorübersegelt. Endlich kamen sie in dem Eldorado der in einem Theile der westlichen Vorstädte wohnenden Fabriksarbeiter Wien's, oder kurz im Lerchenfeld an. Was gab es da nun für staunenswerthe Dinge! In jeder Gasse stand ein dichtgereihter Phalanx von Schenken, die ihre Schilde, wie die österreichischen

Ritter bei Sempach ihre Lanzen den Gästen, die, um das Bild besser auszumalen, hier die Schweizer abgeben müssen, entgegen hielten; mancher Durstige ist da dem Arnold von Winkelried gleich, er sucht mehrere Spieße zusammenzupacken, daß heißt, er besucht mehrere Schenken hinter einander, wenn er dort gute Freunde zu finden hofft, und theilt am Ende mit dem tapfern Winkelried ein gleiches Loos — im Niedersinken — nur steht er unähnlich dem Helden, wenn er den schweren Traum ausgeträumt hat, wieder auf — und kommt ein anderes Mal wieder, um die Schlacht von Sempach auf's Neue durchzufechten. Man darf sich aber nicht die irrige Vorstellung machen, als ob dieß an die Linie angränzende Dorf, welches des Morgens nur siebentausend, des Abends oft über vierzigtausend Einwohner zählt, nur von der untersten Volksklasse beehrt würde, es gibt hier auch viele sehr anständige Lokale, die von soliden Leuten besucht werden, welche ohne großen Kostenaufwand hier gute Küche und gutes Getränke finden. So viel von Lerchenfeld — für Nichtwiener. —

Wenicken bereitete seinem Freunde eine Ueberraschung, indem er ihn in einen Garten führte, wo sich auch oft einige alte Bekannte aus Berlin einzufinden pflegten. Da wirklich einige zugegen waren, so begannen nun neue Begrüßungen, Wenicke versprach für seinen Freund die Zeche zu bezahlen und auch den Maler mitlaufen zu lassen, weil er eben an Münzen keinen Ueberfluß zu haben scheine.

Riecke wurde dieſen Tag zum zweiten Male begeiſtert, indem er zuviel an Caſtaliens Quell getrunken — im Nachhauſegehn bekam er, größtentheils zu ſehr in's Geſpräch vertieft und daher auf die Vorübergehenden nicht achtend, manchen Rippenſtoß — worauf er immer die Bemerkung zu machen pflegte: es gefiele ihm hier Alles recht gut, aber es ſei ein allſeitiger Mangel an Bildung. Als das Trio im Brilleninſtitute ankam, mußten ſich Froſch und Riecke bequemen, auf einer Leiter in ein über einem andern Bette, und zwar auf denſelben Säulen, angebrachtes Thronbett zu ſteigen, wie ſolche der Raumerſparniß wegen in Schuſter-, Schneider-, Schloſſer- und auch andern Inſtituten, welche hier mit dem ſimplen Namen: Werkſtätten benennt werden — häufig zu finden ſind.

Schon ſchaute der ſchöne Sonntagsmorgen durch die Fenſter herein, das Geraſſel und Lärmen der Arbeiter war zu einer Sabbatsruhe umgeſchaffen, die Population Wien's glich einer belagerten Garniſon, die endlich verdroſſen geworden über den Feind (die Arbeit), der ſie ſchon ſechs Tage in der Feſtung eingeſchloſſen hatte, nach allen Seiten hin, bei allen Thoren hinaus, einen Ausfall machte; bei derlei kriegeriſchen Scenen fließt wohl auch Blut, aber nur ſolches, welches das abgeſtochene Geflügel vergießt, noch mehr aber das edle Rebenblut, und wenn man die Quantität dieſes Blutvergießens betrachtet, ſo kann man die Wiener mit Recht ein ſehr blutdürſtiges Volk nennen. — Weniken hatte aber für heute nicht im Sinne,

seine beiden Gäste, denn als solche betrachtete er sie noch für diesen Sonntag (für längere Zeit wurde er durch den Uebelstand seiner Kasse von dieser kostspieligen Betrachtung abgehalten), auf's Land zu führen, sondern er beschloß, ihnen die eigentliche Stadt zu zeigen. Auf dem Wege dahin sprachen die Dreie unter Anderm auch Folgendes:

Wenicke. Wenn Du willst, Riecke, so wollen wir in unsere Predigt gehen, und Du kannst bei dieser Gelegenheit gleich das protestantische Bethaus betrachten.

Riecke (der kein zu großes Verlangen darnach hat). Ja, aber ich denke, dann werden wir unsern Maler verlieren, der wird nicht mitgehen wollen, weil er wahrscheinlich katholisch ist.

Frosch (mit dem Pathos eines von seiner Aufklärung durch und durch Ueberzeugten). Das genirt mich nicht, aber ich mag nicht hinein gehen, weil in Euren Kirchen nichts von Kunst zu sehen ist, denn, wenn ich in was immer für eine Kirche gehe, so gehe ich nur um der Kunst willen. Ihr mögt gehen, wie Ihr wollt, ich werde Euch dann abholen; sagt mir nur, bis wann ich kommen soll.

Riecke. Ach Herr je! Ne, der meint, mir wollen ein Paar Stunden drinnen bleiben. Da ist keine Rede nicht, wir wollen lieber mit ihm gehen, was meinst Du, lieb' Wenicken?

Wenicken (dem noch das Bischen Religion, welches er von Haus aus mitbekommen, im Herzen

haftet). Sieh' Riecke, als ein guter evangelischer Christ solltest Du doch auf die Predigt ein wenig etwas halten.

Riecke. Ich halte mich an das, was mir mein Lehrer gesagt hat, ehe ich und noch mehrere Andere die Schule verließen; er sagte: Gehen Sie in die Predigt, wenn Sie Zeit haben, wenn Sie aber keine haben, so muß es wohl auch so gut sein. Halten Sie nichts auf den Aberglauben, aber stören Sie keinen in seinen Bekenntnissen, denn das ist unangenehm. Und als der Lehrer so weit gekommen war, da unterbrach ihn ein pfiffiger Junge, und fragte: Aber was soll man thun, wenn Einer böse Wege geht, und man kann ihm keinen Aufenthalt nich machen? — Dann, sagte der Lehrer, hat man sich in anderer Leute Sachen nicht zu mengen, und das nennt man die Toleranz! Weißt Du nun, Wenicken, was das ist: Toleranz? Das ist so viel, als: ich gehe heute in keine Predigt, und Dich geht das nichts an, und dadrum keene Feindschaft nich!

Wenicken. Ich sehe, Du bist noch immer ein loser Vogel!

Frosch war zu stolz geworden, um sich in diese Angelegenheit zu mengen, er dünkte sich zu erhaben über Riecke und Wenicken, als daß er sie mit seinen Grundsätzen bekannt gemacht hätte, sein einziger Grundsatz aber war der, daß er keinen hatte. Er trennte sich nun von seinen neuen Freunden, und versprach ihnen, bis um zwölf Uhr sie in ihrer Wohnung aufzusuchen; die Adresse hatte er sich gemerkt, und so war es ihm ein Leichtes sich hin zu fragen.

Frösch ging nun allein in der Stadt umher, und gelangte so auf den Graben, Stephansplatz, kam über den Peter, Hof und die Freiung, bis seine Ohren vom ungewohnten Lärm ermüdet waren; er bog dann ein in die Teinfaltstraße, und kam von dort in jenen melancholischen Stadttheil, wo rings in den Gassen um die italienische Kirche sich eine feierliche Todtenstille verbreitet, die nur bisweilen durch einen schnell dahinrollenden Wagen unterbrochen wird; endlich ging er in die wenig besuchte Kirche hinein, und nachdem er die Frescogemälde, den bethlehemitischen Kindermord u. s. w. betrachtet hatte, setzte er sich an einen verborgenen, dunkeln Platz, theils um auszuruhen, theils auch um seinen Gedanken Audienz zu geben. Und was für Gedanken waren es, die vor seinem geistigen Auge bald wie ein Heer von Gewaffneten, bald wie Dämonen, bald wie Engel im Lichtgewande, bald wieder wie Luftspringer mit allerlei höhnischen und spottenden Geberden, vorüberzogen? Wir wollen ihn laut denken lassen: „Da bin ich nun in der großen Stadt, im großen Lärm, aber ich habe die große Freude nicht, die ich hier zu finden hoffte. Das Vertrauen auf meine Kunstfertigkeit, die ich zu haben wähnte, ist zu Boden geschmettert; denn die Leute, die ich da fahren und gehen sehe, die scheinen sich wenig mit Bewunderung der Kunst und mit Unterstützung der Künstler abzugeben. Die Augenglasmacher, mit denen mich der Zufall zusammenführte, sind ein Paar Esel, aber gute Kerle, sie reihen sich selber an die Künstler an, und das macht

ihnen eine unſchuldige Freude! Keiner hat eine Idee von großen Weltgedanken, von Philoſophie! — Wie ſoll ich mir da in dieſem Getümmel eine Bahn brechen, wie iſt es möglich, ſich da einen Namen zu machen? Wahrlich, ich hätte jetzt nichts gegen das Sterben! Sterben? Sein oder nicht ſein, ſagt Hamlet — als Knabe wäre ich gerne geſtorben, da dacht' ich immer an die lieben Engel, die meine Seele in den Himmel hinauftragen werden, und da war ich ſo ſelig, wenn ich beten konnte, und jetzt? Einſt hätte ich es mir zur Sünde angerechnet, wenn ich in einer Kirche andere Gedanken gehabt hätte, als fromme — und jetzt halte ich es für eine Thorheit überhaupt, etwas ſogenanntes Frommes zu denken. Wann war ich aber glücklicher? Entſchieden damals! Aber was beweiſet dieß? Daß der Menſch im Wahne glücklicher lebt, als in der Wahrheit! Froſch, ſei männlich, laſſe Dich von ſentimentalen Gedanken nicht anfechten! Was gibt es Wahres in der Welt, wenn nicht Philoſophie, Lebensweisheit! Iſt denn ein Weſen über uns, das unſere Schickſale lenkt? Als meine Mutter ſtarb, gab ſie mir den Segen und ſprach: Max, ich kann Dir nichts Anderes geben, ich habe Dich in Deiner Kindheit beten gelehrt, und ich will für Dich beten — auch dort! Mich bringen dieſe Gedanken zum Weinen, aber warum ſchäm' ich mich denn meiner Thränen vor mir ſelber? Sind ſie doch nichts Anderes als die Liebe und das Zartgefühl eines Sohnes für ſeine dahingegangene Mutter! — Wenn ich auch jetzt zum Malen anfange, ſo will

ich doch auch dabei leſen, der Born der Weltweisheit ſoll mir fortquillen aus den Schriften der Dichter und Philoſophen, ich muß es zu einem Syſtem, zu einem unumſtößlichen Syſtem bringen, und wahrlich, eher will ich nicht ruhen! — Ohne Gott wirſt du unglücklich ſein hier und dort, ſagte meine Mutter, und dieſelben Worte hört' ich wohl tauſendmal wiederholt in Schul' und Kirche, warum hab ich nun den Glauben verloren? Göthe, Schiller und ein Heer von Dichtern und Philoſophen haben auch nichts geglaubt, und ſollten ſie ſich geirrt haben? Nein, nein, das wäre eine Schande des menſchlichen Geiſtes, ſo große Geiſter können dem Irrthum nicht unterliegen! Ich meine, ich bin ſchon ohne Gott — und ich fühle mich auch unglücklich und elend. Dieſe Wahrſagung iſt in Erfüllung gegangen! Sollte denn wirklich der Katechismus Wahrheiten enthalten? Ei was, ich habe mich ausgeruht, hinaus in den Lärm, in's Getümmel, weg mit der Melancholie! —» Das ungefähr ſind die Gedanken eines jungen Menſchen, der ſo unglücklich war, an ſeinem Glauben Schiffbruch zu leiden. Er nimmt, um ſich zu beſtärken in ſeinem Wahne und in ſeiner Verkehrtheit, wohl große — aber immer gefallene Geiſter zum Vorbilde, und er will nichts davon wiſſen, daß zur Erkenntniß der Wahrheit der Wille erfordert wird, und daß der Ungebildete, dem wenig von den Manieren, Thorheiten und Manövern dieſer Erdſchollenoberfläche bekannt iſt, einen beſſern Willen haben kann, als der Himmel- und Erdeausmeſſer, als

der Dichter und Büchermann, denen es am Ende doch nur immer am meiſten um das liebe Ich und um die Werthſchätzung desſelben vor andern Menſchen zu thun iſt. Er will nichts wiſſen und hören von den wahrhaft großen Geiſtern, die in der Kirche gelebt, er ſträubt ſich mit einem Auguſtinus u. v. A. Bekanntſchaft zu machen, die den Unglauben und ſein ſophiſtiſches Spiegelgefechte bis in die geheimſten Kammern des Herzens verfolgen, weil durch ihre Lektüre dem Ungläubigen, wenn er auch verſtockt bleibt und ſich nicht bekehrt, doch das Schwert des Unfriedens tief in die Seele geſtoßen wird, ſo daß das Urtheil was ihn einſt trifft, ſich vollkommen rechtfertigt, weil er den Fluch des Erdenlebens, dem er durch die Erkenntniß der Wahrheit hätte entgehen können, nicht von ſich wälzen wollte.

In Froſch war der unbändige Stolz eines Burſchen lebendig geworden, den der Zeitgeiſt großgeſogen hat; er war ohne eigentliche Wiſſenſchaft, denn die erbärmlichen Aphorismen, ſelbſt der größten deutſchen Dichter, welche die höchſten Angelegenheiten des Menſchen in den Zauberkreis von einigen Reimen hineinbannen wollten, können doch nur von beſchränkten oder romangebildeten Köpfen für etwas reell Wiſſenſchaftliches gehalten werden. Wenn Schiller auf die Frage, zu was für einer Religion er ſich bekenne, erwiedert: Zu keiner von allen, die du mir nennſt; ſo frage ich, was liegt darin für eine Weisheit? Das iſt eine Antwort, die mir jeder lumpige Wirthshausbruder, dem es darum zu thun iſt, nach ſeiner Meinung

feſſelfrei, ohne dem Firlefanz von Religion dazuſtehn, geben kann. Das Nämliche aber kann man auch von vielen andern deutſchen Poeten ſagen, ohne deshalb ihren Dichterruhm und ihr Dichtertalent anzutaſten. Es iſt eine vergebliche Mühe, die man ſich in neuerer Zeit in mehreren deutſchen Journalen gab, den Dichter Schiller aus dem Pantheismus, oder vielmehr aus dem Indifferentismus, (denn der Erſtere war zu ſeiner Zeit noch nicht ſo ausgebacken, wie heut zu Tage) herauszufechten. Freilich kann man einerſeits nicht in Abrede ſtellen, daß beſonders in den Dramen dieſes Dichters ein frommes, glaubensbedürftiges Gemüth durchſcheine — aber in ſeinen andern Schriften findet es ſich öfter nur zu deutlich ausgeſprochen, daß er im Sturme ſeiner Zeitanſichten unterſank. Bei Göthe zeigt ſich der Pantheismus keck und offen, er weht in ſchneidendem Mißton durch die Aeolsharfen ſeiner Lieder, und macht oft, wie ein eiſiger Nordwind, die ſchönſten Blüthen ſeiner Poeſie erſtarren. Leichter iſt es aus Shakespeare herauszufinden, daß er an die göttliche Offenbarung glaubte, ſo gut es zu jener Zeit wo das Reformationsfieber Europa erſchütterte, angehen mochte; bei ihm findet das Laſter keine Verhüllung, nackt und mit kräftigen Zügen gezeichnet ſteht es da, wie Raphael'ſche Studien zu einem hiſtoriſchen Bilde, es iſt etwas der Tugend Entgegengeſetztes, das die Seele des Menſchen zermalmt und aufzehrt, wenn er es geübt hat; bei Schiller, beſonders aber bei Göthe iſt es mehr ein Abweichen von dem, was man ein-

mal in der Welt als anſtändig feſtgeſetzt hat, und man ſieht nicht recht ein, warum man es meiden ſoll, wenn man es üben kann, ohne dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit oder dem Schlangengeziſche übler Nachrede anheimzufallen. Obwohl Shakespeare in Bezug auf ſein perſönlich ſittliches Leben im Innern zerriſſen war, denn er lebte, von ſeinem Weibe geſchieden, eben nicht als Muſter zu London, ſo hat er doch über den tiefgehenden Wogen der Sünde die Religion aufrecht zu erhalten gewußt, und wagte es nie, ſie mit Hohn und Spott anzugreifen. — So viel in Kürze über Dichter, ihren Einfluß auf die deutſche Jugend, und daher auch auf Froſch.

Unſer Held begab ſich, wie es war verabredet worden, wieder in die Wohnung ſeiner Freunde, und als er über die Vorſtadt Laimgrube ging, ſchon halb taub von dem fürchterlichen Wagengelärme, wäre er bald von den Roſſen eines aufgeſchlagenen Reiſewagens niedergetreten worden, welcher in ein Hausthor hineinfuhr, an dem er eben vorübergehen mußte. Erſchrocken trat er zurück, und blickte in den Wagen, aus welchem das Geſicht einer Dame voll Staunen und Verwunderung ihn anſah — es war das Geſicht Roſa's, der Gräfin Tornaſol.

Schon zu Innsbruck am Tage ihrer Vermählung hatten Roſa und ihr Gemahl von Peter gehört, daß Froſch um der Kunſt willen ſich nach Wien begeben habe; der Graf verſprach damals ſeiner Braut, den talentvollen Jüngling, wenn anders ſein Aufent-

halt in Wien erforſcht werden kann, zu unterſtützen. Die Gräfin, die an der Seite ihres Gemahls in ihr prachtvolles Haus einzog — und ſo eben von Innsbruck angekommen war, freute ſich das Werk der Barmherzigkeit an dem armen Jungen ſo bald ausüben zu können; ſie hatte ihn kaum erkannt, als ſie ſchnell den beim Kutſcher ſitzenden Bedienten ihm nachſandte, mit dem Bedeuten, wenn der Verfolgte Max Froſch heiße, ſo möge er ſogleich mitkommen. Als der Bediente dieſe Frage an Froſch ſtellte, war dieſer in einer ſichtlichen Verwirrung — er hatte es jedoch ſchnell zu einem Entſchluß gebracht, er ſagte: Ich heiße nicht ſo, wer läßt darnach fragen? Der Diener erwiederte: Die Gräfin Tornaſol. Froſch ging mit den Worten weiter: Ich kenne ſie nicht, und habe Eile! — Kaum hatte Froſch dieß Wort ausgeſprochen, als er ſich eiligen Schrittes entfernte, Thränen ſtanden in ſeinen Augen, halb aus Rührung und halb aus Zorn über ſeinen Stolz und ſeinen Hochmuth; bald aber beſchwichtigte er ſich, als ob er recht gehandelt hätte, und murmelte vor ſich hin: Lieber zu Grunde gehen, als aus Gnaden leben! denn er ahnte es, daß man ihn unterſtützen wolle. Roſa hatte ihrem Gemahle die ſchwärmeriſchen Anfälle des jungen Malers mitgetheilt, und das war für den edlen Grafen nur um ſo mehr Aufforderung, ſich zum Mäcen des verunglückten Amoroſo zu machen. Froſch aber wollte nicht, und ſomit war's aus!

Er traf zu Gumpendorf ſeine Freunde, machte mit ihnen Nachmittags einen Spaziergang nach Schön-

brunn, und ſchrieb Abends an Thomas Rund, dem er zu ſchreiben verſprochen hatte, folgenden Brief:

Lieber Freund!

Den — Juni kam ich hier an, um da eine ziemliche Zeit meines Lebens zu verhauchen, vielleicht auch, um da zu ſterben. Gutes und Schlechtes iſt mir auf der Reiſe und auch ſchon während meinem eintägigen Hierſein widerfahren, kurz, ich bin zum erſten Male in die Fremde gekommen. Geſehen habe ich, daß günſtige Eindrücke von außen keinen Philoſophen zu bilden vermögen, und ihn, wollte er es auch ſein, nicht prüfen können. Stürme müſſen da wüthen, und Blitze ober ſeinem Haupte ſchwirren, und ſteht er dann ruhig da, zittert er dann nicht kleinmüthig, vermag er es dann noch, ſeinen Frohſinn, ſeine Weltverachtung aufrecht zu erhalten, ſo gebe man ihm den wohlverdienten Namen eines Weiſen. Denn nicht Jenen gebührt er, die ganze Tage und Nächte bei Büchern zubrachten, und die auf ſchäbigen Lumpen ihre Weisheit ſuchen, nicht Jenen die mit Eſelshäuten von Magiſterdiplomen ſich bepanzert haben, und dieſe Rüſtung für ſo kraftvoll halten, wie den undurchdringlichen Schild des Achilles, nicht Jenen, die etwas erlernen, um etwas zu eſſen zu haben, ſondern nur dem, der aus reiner Geſinnung, und bloß nur um der Weisheit willen die Wiſſenſchaft pflegt. Und was von der Wiſſenſchaft, das mag auch von der Kunſt ſeine Geltung haben. Wenn ich etwas male, ſo werde ich es mir wohl abkaufen laſſen, aber ich werde nicht malen

um des Geldes willen. Lieber Rund, glaub' es mir, wenn man hier nicht bekannt iſt, ſo iſt es recht herzlich langweilig — was nützen mir die vielen Häuſer und die wogende Menge, wenn ich Niemand habe, dem ich mich mittheilen kann? Wenn Du nur künftigen Herbſt kämeſt, um hier Deine Studien fortzuſetzen — oder was noch beſſer wäre, den ganzen Studienquark auf die Seite zu legen und Dich der Kunſt zu weihen. Du haſt Geld vom Hauſe, bei Dir darf die Kunſt nicht nach Brot gehen. Wir wollten recht gute Freunde ſein, wie wir es ſchon lange waren, und ich weiß gewiß, du würdeſt auch philoſophiſche Weltanſichten annehmen. Laſſe mich wiſſen, wie es bei Euch zugeht, und was meine Bekannten machen. Iſt Sperber noch immer ſo dumm? Reibt ſich Morpl noch immer die Handknöchel wund, wenn er ſeine Lektion herſagt? Deklamirt Stiglitz noch fleißig und meint, an ihm ſei ein Theaterkerl verdorben? Wenn wer fragt, wie es mir geht, ſage nur: Recht gut — im Grunde geht es mir auch nicht ſchlecht, und überdieß, wozu ſollte man ſich von den Jungens auslachen laſſen? Sie würden ſagen, wenn ſie erfahren würden, daß es mir nicht ganz extra gehe: Geſchieht ihm recht, dem Narren, warum meinte er, in Wien fliegen die gebratenen Vögel auf der Gaſſe herum, und warten auf ihn, bis er ſeinen Rachen aufſperrt. O, die Welt iſt ſchlecht! Grüße mir Deine Eltern und ſchreibe recht bald und recht viel

Deinem Max.

Drei Wochen darauf erhielt Frosch von seinem Freunde eine Antwort; denn Rund war noch immer sein Freund, obwohl er schon lange mit seinen philosophischen Ansichten nicht harmonirte. Er hatte Gelegenheit, öfter in die Gesellschaft religiöser und wissenschaftlich gebildeter Männer zu kommen, mit denen er jederzeit frei über das sprechen konnte, was ihm am Herzen lag, und so geschah es, daß durch den Gifthauch der Zeit die schönen Blüthen geistigen Lebens an ihm nicht zerstört wurden, wie solches an einer großen Anzahl junger Leute, die sich dem Studium widmen, zu geschehen pflegt. Dieß war nun das erste Mal, daß sich Rund mit seinem Freunde brieflich unterhalten sollte, und das ist, wie bekannt, eine ganz andere Unterhaltung, als eine mündliche. Man kann das geschriebene Wort unter's Mikroskop der Kritik stellen, wie eine erhaschte Mücke, während sich das gesprochene Wort so wenig genau und auch nach der Zeit betrachten läßt, als ein in den Lüften vorbeisegelnder Vogel. Als die Freunde sich früher besprochen, geschah es öfter, daß Max mit dem vagen, vielbedeutenden Worte Philosophie herumwarf, unter dem er nichts Anderes verstand, als alles Bestehende zu bezweifeln und zu verwerfen, damals wurde er aber von Rund ausgelacht — denn der hatte dieselben Bücher gelesen, nur mit dem Unterschiede, daß er von seinen klugen Rathgebern erfuhr, was er von ihnen und ihren Autoren zu halten habe. Diese Bemerkung dünkte uns

nöthig, um folgendes Schreiben an Frosch verständlich zu machen.

Lieber Frosch!

Ich hoffte in Deinem Briefe recht viel Merkwürdiges und Lustiges von Wien zu hören, aber wie sehr hast Du mich enttäuscht. Frosch, lasse es Dich nicht verdrießen, aber ich habe Dir immer die Wahrheit gesagt, ich werde sie Dir auch jetzt wieder sagen, Du weißt wie ich Deine andern Talente achte und zu würdigen verstehe, aber in Bezug auf Philosophie magst Du mir immerhin Deine Phrasen vortrommeln, ich halte Dich deßwegen (nota bene in dieser Beziehung) doch für einen E—. Fahre nicht durcheinander über den Gedankenstrich, und erinnere Dich, daß ich jenes verhängnißvolle Wort, welches er birgt, Dir oft in's Gesicht sagte. Ich wollte es nicht niederschreiben, weil eine Beleidigung, die für die Ohren nur momentan ist, dann für die Augen eine perpetuirliche wird. Du schimpfst über Doktoren, ich will Dir sagen warum: weil Du überall Deinen Maßstab nimmst, und das ist sicherlich nicht recht. Dem Künstler und dem Schriftsteller wird wohl ein Zeugniß irgend einer Kunst- oder Gelehrtengesellschaft wenig nützen, denn der Maler muß sich sein Kunstzeugniß selber auf die Leinwand ausstellen, der Bildhauer muß sich selber seine Monumente aus dem Stein herausschlagen, und der Autor muß sein Diplom sich selber schreiben, — aber wie Viele können nützlich und segensreich wirken, ohne daß sie Künstler oder Autoren zu sein brauchen. Der Leh-

rer, welcher über irgend einen Gegenstand ein Jahr lang reden soll, muß seiner Sache gewiß sein, er muß sich daher auch prüfen lassen, um sich ein Zeugniß zu erwerben; wenn nun ein solches Zeugniß für irgend einen Menschen über eine vielgliedrige Wissenschaft mit all' ihren Nebenzweigen ausgestellt wird, was findest Du darin Arges oder Thörichtes? — Wenn auch bei solchen wissenschaftlichen Kämpfen der Oppugnirte schon wochenlang das Pflaster im Sacke herumträgt, welches er auf die Wunde pappt, die ihm von einem Opponenten verabredeter Maßen geschlagen worden, so hatte er doch schon früher manch gefährlichen, rigorosen Strauß zu bestehen gehabt, bei dem er nicht wußte, woher die Hiebe kommen und wohin sie fallen werden. — Warum nennst Du die Schulstudien jetzt einen Quark, da Du sie nicht mehr betreibst? Frosch, sei nicht partheiisch, sondern unpartheiisch! Wenn Du diese Zeilen liesest, wirst Du Dir vielleicht denken: das altkluge und verständig sein sollende Zeug, was mir Rund da zusammenschreibt, hat er sich bei R— oder G— geholt; ich gebe Dir aber die Versicherung, daß es meine eigene Meinung ist, die ich ausgesprochen habe. Doch genug der Mahnung. Hier ist Alles im Alten. Ich thue mir etwas zu Gute darauf, daß mir das kleinstädtische Treiben lächerlich vorkommt, eh' ich noch das großstädtische kenne und versucht habe. Ich habe den Ruf Deiner Kunst schon anticipando unter Deinen ehemaligen Kollegen verbreitet, ich sagte, Du habest durch Deine ersten Bilder, die Du von

hier mitgenommen, ſchon das Lob von Kennern eingeerntet; über dieſe Nachrichten lächelten Viele neidiſch, einige ſagten: Wird auch was Wahres d'ran ſein! und Andere: Ei, wer hätte ſich das von Froſch gedacht! Sieh' jetzt nur zu, daß Du meine Vorherſagung nicht zu Schanden macheſt! Vielleicht ſehe ich Dich noch dieſes Jahr — aber ich kann Dir nichts Gewiſſes verſprechen. Was Deine Weltanſichten anbelangt, ſo fürchte ich, daß ſie Dich am Ende liederlich machen, ich könnte Dir über dieſen Punkt mehr ſchreiben, aber ich hoffe, Du wirſt ſelber zu einer beſſeren Einſicht gelangen. Lebe recht wohl.

Siebenzehntes Kapitel.

Frosch verwildert. Wie Frosch oft in's Lerchenfeld geht, und was dort für wichtige Dinge vorfallen.

Gehe nun der Klang der ungezähmten Mäuler von der Wiennstadt wie er will, quacksen doch auch die grünhosende Frösch mit aufgespannter Pfundtgoschen den Himmel an, so sie nur daran ein trübes Wölkel erblicken.

Abraham a S. Clara. Merks Wien!

Schon ist Frosch ein ganzes Jahr in Wien, und hat nach seiner Ansicht ein ganz geniales Leben geführt — er wohnte als sogenannter Bettgeher einmal hier, einmal dort, größtentheils aber um die Gegend von Neulerchenfeld herum, wo er noch recht oft mit seinen Berliner Freunden zusammenkommt, denn im Lerchenfeld ist wohlfeiler zu zehren, als in der Stadt, und das Dorf selbst liegt knapp an der Linie; wer also keine eigene Haushaltung führt, nicht gut bei Kasse ist und nicht weit davon wohnt, der wird, wie man sich leicht denken kann, auch den zeitweiligen Besuch desselben nicht verschmähen. Bisweilen geht er auch einsam in eine Schenke, setzt sich zu irgend einem Tisch und hört das dumme Zeug an, was die Leute zusam-

menschwatzen, es freut ihn heimlich, daß er geschickter ist als seine zufällige Gesellschaft, obwohl er eben nicht Ursache hätte, sich darauf etwas einzubilden. Er hat schon einige treffliche Landschaften gemalt, da er aber zu stolz war, mit einem ordentlichen Kenner oder Käufer eine Bekanntschaft anzuknüpfen, so verkaufte er sie in den Tagen der Noth und des Geldbedarfes an Bildertröbler, die ihm den zehnten Theil von dem gaben, um welch sie dieselben verkauften. Oft ging Frosch auch wochenlang in den Gebirgen und Wäldern, welche in der Gegend der Residenz sind, umher, oft schlief er da unter freiem Himmel, oder in Steinhöhlen, und blieb tagelang ohne Nahrung; seine äußere Gestaltung gewann wenig durch diese extravagante Lebensweise, denn es war im Sommer nichts Seltenes, auf seinem Haupte Moos, Holznadeln oder Blätterstiele zu sehen, und wie sollte der, welcher sich oft nicht die Mühe nahm etwas zu arbeiten, um seinen Mund zu stopfen — wie sollte der sich erst um die Offenheiten seines Rockes gekümmert haben? So, mit sich selbst und mit der ganzen Welt zerfallen, innerlich und äußerlich zerrissen, trieb er öfter aus langer Weile Poesie, wie dieß übrige Blätter seines Tagebuches ausweisen. Er verhöhnte sich aber dabei bisweilen selber, und züchtigte seine Faulheit, die mit Stolz im Bunde, Ursache seiner Armuth gewesen.

Fliegende Blätter aus Frosch's Tagebuch.

Die Blüthentage wollen nicht verweilen,
Dem Bächlein gleich am Rosenuferrande,
Seh' ich dem Jugendthale sie enteilen
In der Erinn'rung nebelschwere Lande.
Kein Bleiben ist für uns auf dieser Erde
Die Zeit entfliehet im gemess'nen Wallen,
Der Mensch mit ihr, sie bleibt und er muß fallen;
Es ist sein Fluch, daß er zu Staube werde.

Ich gehe gerne in die Todtenhallen,
Zu sehen was vom Menschen übrig bleibt,
Vertraut will ich mit dem Gedanken werden:
Du wirst, wie Diese hier, zu Staub und Erden.

Lebe wohl, du süßer Mai!
Ziehe, wie die Sternenmenge,
An dem Dom der Nacht vorbei,
Höhnend meiner Klaggesänge,
Wie die Sterne sind gesunken.
Wenn die Sonne Gluthen strahlt,
Zieh'n auch meine Hoffnungsfunken
Weit von mir und leuchten kalt.

Gleichwie der leichte Stein wird schwer im Fallen,
So gibt die Uebung auch die Meisterschaft;
Und wie das Brennglas matte Sonnenstrahlen
Im Feuerbüschel sich zusammenrafft,
Daß sie auf Einen Punkt hin sengend glühen,
So kräftigt sich der Geist im eig'nen Mühen.

In der Jugend kühnem Wagen,
(Spielt auch ich oft wonnetrunken,)
In der Zukunft Traum verſunken
Mit der Freude gold'nen Tagen.
Auf der Hoffnung grünen Zweigen,
Die nie brechen, ſich nur beugen
Wiegte ſich der Knabe ſüß,
Wie ein Vogel im Paradies!
Ach, der Zweig, der brach entzwei —
Wozu nun Vogel Dein Geſchrei?
Nur fort auf leichten Rüderlein!
Nur fort in blaue Lüfte,
Wüßt' ich nur grüne Zweigelein,
Wie ich da muthig ſchiffte!

Froſch! Froſch! mir ſcheint du kommſt auf keinen grünen Zweig mehr!

Entſchlummert ſind ſchon lang der Lyra Töne,
Und wenn die Seele in Gefühlen ſchwebet,
So hat ſie nicht zum Liede ſich belebet,
Nicht zum Geſang, dem ich mich faſt entwöhne!
Gibt es denn Höheres im Erdenwallen,
Als eines Sängers Hand ſich überlaſſen,
Mit ihm zu wandern in der Vorzeit Hallen,
Mit ihm zu lieben und mit ihm zu haſſen?
Der ſchaalen Gegenwart wird man entzogen,
Die Dichtung trägt uns fort auf Nebelwogen,
Dann kommen Zauberträume mannigfalt
Umfangend uns mit lieblicher Gewalt;
Die Flur der Phantaſie wird aufgeſchloſſen,
Auf der der Dichtung goldne Blüthen ſproſſen,
Die Mancher höhnt in ſeinem dummen Stolze,
Denn Stolz und Dummheit wächſt auf Einem Holze

Bin ich nicht ein Narr und ein Tollhans, daß ich mich mit diesen Morgen- und Abendrötheleien, mit dem Bach- und Quellengewäsche abgebe, und auf Fluren- und Blumen Bewunderung verlege, die mich nicht sättigt — nur einige Gewerbe haben etwas von der Blumerei, das sind die Apotheken, die Dürrkräutler und die Gärtner, denn besonders die ersten bekommen für eine papierene Düte voll dürrer Blumen mehr, als der Dichter für einen großen Druckbogen voll frischer und blühender.

Wenn Dich die Leute erzürnen,
Fliehe hinaus in den Wald,
Wohl Dir, wenn Du kannst finden
Trost für der Schmerzen Gewalt:
Hast du unglückliche Liebe,
Klage den Bäumen Dein Leid,
Zeigen sie Dir auch kein fühlend Gesicht,
Nun — sie verlachen Dich wenigstens nicht.
Hast Du einmahl ein Glück gemacht,
Oder Verdienst Dir erworben:
Gehe hinaus auf die grüne Flur,
Jauchze, verkünd' einem andern Frosch Deine Freuden
Er wird zwar nichts von Deinem Jubel verstehn,
Aber er wird Dich auch nicht beneiden.

(Schluß der Tagebuchfragmente.)

Dieß führten wir an, um über den Gemüthszustand unsers Helden einigen Aufschluß zu geben; wir hätten noch mehr aus den zerstreuten Blättern aufsammeln können, wenn es uns nicht darum zu thun

gewesen wäre, den Verdacht satyrischer Lesen zu beseitigen, welche bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich sich der Meinung hingeben, es sei dem Autor nur darum zu thun, die fliegenden Blätter jugendlicher Poesiesünden im Schreibepult aufzusammeln, um sie, da es nicht möglich ist, für solche Waare, welche die Welt ohnehin überfluthet, einen Verleger zu finden, auf den Helden seiner Geschichte aufzuladen, welchen der Tadel minder schwer zu treffen vermag, als den unglücklichen Dichter selbst.

Frosch wohnte eben bei einem Seidenwebergesellen in der Kammer (denn, so wie früher schon bemerkt wurde, war das Wohnungwechseln bei ihm nichts Seltenes), als Morgens 9 Uhr an einem Montage der Fabrikant Falkensteiner erschien, für welchen der Geselle arbeitete; nachdem dieser sein Geschäft, welches im Nachsehen bestand, abgethan hatte, entspann sich zwischen ihm, dem Gesellen und dem Weibe desselben folgendes Gespräch.

Falkensteiner. Wie wurden diese beiden Fenstertafeln zerbrochen? Durch die Scherben, welche auf die Seide fielen, scheinen eine Menge Fäden abgeschnitten zu sein?

Das Weib. Das hat unser sauberer Kumpan von Bettherrn angestellt; er ist schon drei Wochen bei uns, und kam nie vor 11 Uhr Nachts zu Hause, gestern war nun ich und mein Mann zufälliger Weise auch fort, wir gedachten um 9 Uhr zurück zu kommen, als wir erscheinen, sehen wir diese Verwüstung; da er-

zählt die Nachbarin, daß der Maler, um in seine Kammer zu kommen, die Fenster vom Gange aus zerschlagen habe, und wie ein Dieb eingestiegen sei; ich stürmte sogleich in seine Kammer und fand ihn im Bette liegend, ich las ihm nun eine Weile die Leviten, und kündete ihm nun das Logis auf, er hat ohnehin noch keinen Kreuzer Miethe bezahlt, so lang er da ist — der Lump hörte mich eine Weile an, endlich aber warf er mir das runde Farbenbrettl, das er in der Nähe liegen hatte, an den Kopf, daß mir die stinkige Schmiere über's Gesicht und auf ein neues Halstuch kam; das Tuch ist rein verloren, aber ich werde ihm helfen — ich geh' zur Polizei, das brauch ich mir nicht zu gefallen lassen.

Der Geselle. Ja Weib, da hast Du Recht, das lassen wir uns nicht gefallen.

Falkensteiner. Könnt ihr mir vielleicht etwas sehen lassen von seiner Arbeit? Was mahlt er denn eigentlich?

Geselle. Landschafteln.

Das Weib. Ja, schöne Landschafteln! Das Lerchenfeld ist sein einziges Landschaftel, da sitzt er den ganzen Tag draußen, und Nachts kommt er immer bemahlt heim! Das wäre eine schöne Wirthschaft!

Frosch (von innen, er liegt noch im Bette und hat das ganze Gespräch mit angehört). Jetzt ist es Zeit ihr loses Volk, daß ihr mich ungeschoren lass't, sonst komm' ich hinaus, und schlag' euch allen Plunder zusammen! Wenn ich eine Kammer miethe, so

muß ich zu jeder Stunde freien Eingang haben. Verſtanden?

Der Fabrikant, welcher ſah, daß der Verunglimpfte, theils nach dem Berichte über ihn, theils auch nach ſeiner eigenthümlichen Redeweiſe zu urtheilen, ein Original ſein müſſe, war jetzt noch begieriger, die Arbeiten des jungen Mannes zu ſehen, er trat alſo, den aufgebrachten Helden durch gute Worte beſänftigend, in Froſch's Schlafſtube, und bat ihn um die Erlaubniß, ein Paar noch nicht vollendete Bilder, die ihm ſogleich in die Augen fielen, betrachten zu dürfen. Froſch, der bald ſah, er habe es mit einem artigen, gewandten Manne zu thun, ſtimmte ſich ſo viel er vermochte, zur Höflichkeit, und erwiederte: Meinetwegen, ſchau'n Sie an, was Sie wollen.

Falkenſteiner war ein Kunſtkenner, er bemerkte ſogleich das entſchiedene Talent ſeines Mannes, und beſchloß bei ſich, den Maler durch Unterſtützung zu größerem Fleiß und zu einem geregelteren Leben zu bringen. Er fragte ihn: Wo pflegen Sie gewöhnlich zu ſpeiſen? Wenn ich Geld und Hunger habe, im nächſten beſten Gaſthaus, wenn es mir aber an Einem dieſer Beiden fehlt, ſo eſſe ich gar nichts; übrigens muß ich geſtehen, daß es mir an Geld mehr, als an Hunger mangelt.

Wollen Sie vielleicht bei mir mit einer Hausmannskoſt vorlieb nehmen? Meinen Sie aber nicht, daß ich Sie dadurch miethen und abnützen will, wenn

Sie für mich etwas arbeiten, so werde ich es Ihnen überdieß bezahlen.

Frosch antwortete: Das kann ich schon thun, wenn Sie erlauben, aber ich bitte um ihre Adresse. — Sie wurde ihm verabreicht, und Falkensteiner schied mit den Worten: Ich erwarte Sie also heute um 12 Uhr.

Der Mäcen säumte nicht, seinen Schützling mit Kennern, Künstlern und Bilderſammlern bekannt zu machen, über sein entschiedenes Talent herrschte nur Eine Stimme, und er hätte Arbeit, Ehre und Verdienst mit einander bekommen, wenn er das Arbeiten nicht zu sehr gescheut hätte. Auf Zureden gab er die oft besprochene Rumpelhauser-Ansicht, welche er herrlich durchgeführt hatte, in die Kunstausstellung; schon einige Tage nach ihrem Beginne stand auf einem in den Rahmen geschobenen Papiere: Angekauft von Graf Tornasol.*) Ein Paar Tage darnach erhielt Frosch in einem Couverte ohne weiterer Zuschrift als seine Adresse — eine Hundert-Gulden-Banknote. Der Fabrikant bekam nun den guten Frosch durch ein Paar Monate nicht zu sehen; endlich erschien er einmal wieder, und sagte: er sehe wohl ein, daß er es nicht verdiene unterstützt zu werden, weil er, ohne eine Meldung zu machen, so lange ausgeblieben sei. Auf die Frage: Was haben Sie denn während der Zeit gemacht? gab er zur Antwort: Ich

*) Der Preis wurde der Ausstellungs-Direction bezahlt, welche ihn dem Mahler einhändigte.

machte meine sogenannten faulenzerischen Studien, d. h. ich studirte die Natur ohne den Pinsel in der Hand zu haben, denn Sie werden wissen, daß der Mahler um zu arbeiten, eben nicht vor der Staffelei zu sitzen braucht. Ich habe schon von ihrem Studium vernommen, entgegnete Falkensteiner. Sie sind jetzt wahrscheinlich im Begriffe, was in Wirthshausgärten gepflanzte Roßkastanien anbelangt, alle ihre Vorgänger zu übertreffen? Frosch merkte den Tritt. Der Fabrikant hatte nämlich durch einen Zufall erfahren, daß der Mahler ganze Nachmittage und Abende in Lerchenfelder-Gartenlocalen zubringe, wo er, nach seiner Aussage, die Natur studierte, wohl ohne den Pinsel, aber nicht ohne das Bierglas in der Hand zu haben. Als Frosch sah, daß es mit den Lügen nimmer gehe, so begann er seine regelmäßigen Bierbesuche auf eine andere Weise zu entschuldigen. — Gehen Sie einmal mit mir, sprach er zu Falkensteiner, und Sie sollen Leute kennen lernen, die Ihnen gewiß einige vergnügte Abende verschaffen. — Nun gut, ward ihm zur Antwort, ich will gleich heute die Reise mit Ihnen antreten.

Frosch hatte einen großen Sinn für das Komische, Humoristische und Burleske, mochte er es unter was immer für einer Form antreffen. War er nun bei Casse, und litt eben an der Arbeitsscheu (er pflegte aber stets an dieser Krankheit zu leiden, so bald er bei Casse war), so ergötzte er sich auch gerne am Zusehen der lebendigen ungezwungenen Komödien, welche

originelle Charaktere aus dem Handwerksstande in der Scenerie eines solchen Gartens aufzuführen pflegten.

Als sie in einen, von Frosch bezeichneten Garten kamen, zeigte sich ihnen alsobald ein Mann zwischen 50 und 60 Jahren, ziemlich gut gekleidet, der bei einem Tische das große Wort führte; und wie der hinkende Teufel zu Madrid dem Studenten, so diente Frosch Herrn Falkensteiner als vorläufiger Erklärer. Sehen Sie, sagte er, dieser Mann ist ein Schustermeister, sein Geburtsort ist Wien, er spricht aber immer wie ein Ausländer, er diente in den Kriegsjahren als Feldwebel in einem Corps von Freiwilligen; daher kommt wohl meistens seine militärische Haltung und sein komandirendes Pathos. Leute, die ihn kennen, sind ihm zuwider, er zieht daher, sobald er in einer Schenke bekannt geworden, wie ein Zugvogel in eine andere. Sein gegenwärtiger Erwerbszweig besteht in einem ausgedehnten Pantoffelhandel (aber nicht von Originalpantoffeln, sondern von solchen, die aus zerrissenen Stiefeln adjustirt werden; man nennt dieß Handelsprodukt im Wiener Jargon: Hatschen). Von seinem Geschäfte spricht er nur, wenn er zu viel getrunken, denn dann pflegt die Wahrheit die Lüge zu verrathen. Im nüchternen Zustande läßt er sich nach Laune (von Unbekannten) gerne für einen Polizeikommissär, oder auch für einen Hauptmann in der Armee halten *). Zu Hause soll er fromm sein, wie

*) Vom Lieutenant aufwärts ist dem Militär zu Wien außer dem Dienste die Civilkleidung gestattet.

ein Lamm; er fügt ſich daſelbſt, der Subordination gemäß, dem Kommandoworte ſeiner Gattin. Doch eben fängt er zu reden an; er ſieht heute faſt lauter Fremde an dieſem Tiſche, dieß dient ihm als Aufforderung, tüchtig loszulegen.

Eben hatte Einer der Geſellſchaft vom Schuldenmachen und Nichtbezahlen geſprochen, als ihn der Schuſtermeiſter mit einem gewaltigen Räuſperer unterbrach, und begann: Was wollen Sie, meine Herren, da hab' ich eine Gothl (Pathe), die kommt vor vierzehn Tagen zu mir, und will Geld. Ich kann meinen Bekannten nichts abſchlagen, und frage kurz: wie viel? Herr Göth (der männliche Pathe), ſagt ſie zu mir, mit hundert Gulden, verſteht ſich Münz', wär' mir geholfen. Ich ſage zu meinem Weib: Du Frau, mach' die Lad' auf, und gib ihr die hundert Gulden; denken Sie ſich, das iſt jetzt 14 Tage, in dieſer Zeit verſprach die Figur mich zu bezahlen; was geſchieht? Heute kommt ſie und begehrt nochmal hundert Gulden. Ich ſage wieder ganz geduldig zu meinem Weib: Du Frau, die da will ſchon wieder hundert Gulden! Geh', mach' die Lad auf, rechts vorne liegen die Hunderterpackeln, gib ihr ein's; aber Gothl, ſagt' ich ihr, daß Sie mir nimmer um Geld kommt, denn ein Paar Mal laßt man ſich ſo was gefallen, aber nur nicht zu oft.

Bei dieſer Erzählung, wo die hundert Gulden (die offenbar ein Phantaſieſtück geweſen) immer mit ganz beſonderem Nachdrucke ausgeſprochen wurden, zuckte bisweilen ſelbſt über das Antlitz des Schuſter-

meiſters ein ungläubiges Lächeln, dieß wurde aber gewöhnlich mit einem Windſtoß aus der Naſe abgeleitet, worauf ſich alsbald das Geſicht in ernſte, ſtrenge Falten legte. Als Einer von der Geſellſchaft ein Wort über Philoſophie fallen ließ, rief ihm der Schuſter mit einer Stentorſtimme zu: Was wollen Sie haben? Ich ſage Ihnen, ich kenne die Philoſophiäh, und die Ortographiäh, und die Tetzographiäh, und alle Phiäh die Sie nur haben wollen; damit kommen Sie mir nicht auf! In dieſem Tone fuhr er fort, noch einige Erzählungen abzuwinden, und wenn er durch Lärmen auf Nachbartiſchen unterbrochen wurde, pflegte er zu rufen: Still' da, ich trinke Gulden, ich trinke nie andern, als Gulden *).

Froſch, der nun ſchon im Zuge war, ſeine eigene Liederlichkeit durch das Beobachten der Liederlichkeit oder Originalität Anderer zu entſchuldigen, führte bei Gelegenheit ſeinen Wohlthäter auch in andere Schenken, z. B. in ſolche, wo Niemand hinkommt, als Bettler, und wo Jeder, der einen guten Rock oder ein honettes Aeußere hat, mit ſcheuen Blicken gemeſſen wird. Dort zählen dieſe gemüthlichen Leute ihren täglichen Verdienſt, eſſen Abends Braten und trinken

*) Eine im Lerchenfelde ihres hohen Werthes wegen, (24 kr. C. M. oder 1 fl. W. W. die Maß) ungewöhnliche Weingattung. Die Weine werden in den gewöhnlichen Schenken mehr nach ihrem Preiſe, als nach der Gegend, wo ſie wuchſen, genannt; denn der auf einem Tariff angegegebene Preis iſt etwas Gewiſſes, die Gegend etwas Ungewiſſes.

Wein, und unterhalten ſich recht gut unter einander. Wer ſollte ihnen auch dieſe einzige vergnügte Stunde des Tages nicht gönnen? Iſt es doch ſchon traurig genug, betteln zu müſſen! Gewöhnlich ſind dieſe Leute ſchlaue Füchſe; erdichtete Krankheiten werden hier, wie es in andern großen Städten geſchieht, ſelten angewendet, ein ſiecher, wankender Gang ausgenommen, der aber oft, wegen der zu häufig genoſſenen magenſtärkenden Eſſenzen, mehr Wahrheit als Dichtung iſt.

Die Schlauheit dieſer Helden, welche mit der Unſchuld neugeborner Kinder, die das Licht der Welt erblicken, die Hände aufthun, ſobald ſie bei einer Thür hineinkommen, wird dadurch in Anſpruch genommen, daß ſie von der Polizei aufgegriffen und eingeſperrt werden, wenn ſie ſich in ihrem Gewerbe ertappen laſſen. Sie pflegen daher auf der Gaſſe (beſonders in den Vorſtädten) wie Kommiſſionäre, oder Leute, die dringende Geſchäfte haben, ſchnell zu gehen, ehe ſie in ein Haus treten, betrachten ſie die Nummer, und blicken in einen Zettel, als ob ſie nachſehen wollten, ob es auch die richtige iſt, und ſind ſie mit den Wohnparteien fertig, ſo ſuchen ſie ein anderes ferneres Haus auf, aber ja nie das nächſte; bei alledem iſt die Eintheilung ſchon ſo getroffen, daß ſich die Bewohner keines Hauſes beklagen können, als ob ihnen Gelegenheit mangelte, das Werk der Barmherzigkeit auszuüben.

Auf Falkenſteins Zureden arbeitete Froſch den Tag über, und verwendete nur den Abend zum Beſuche der Lerchenfelder Originalienſammlungen, die

ſich von anderen Sammlungen dadurch unterſcheiden, daß ſie ſich ſelber ſammeln, und daß ſie dem, der ſie unter ſeinem Dache hat, reichliche Zinſen tragen. Einmal verſprach Froſch ſeinem großmüthigen Koſtgeber, ihn mit mehreren Kunſtgenoſſen bekannt zu machen, die er im gitterumzäunten Eldorado der Gärtnergaſſe aufgeſtöbert hatte. Wirklich fanden ſich da junge Maler ein, deren wallendes Haupthaar ſammt obligaten Schnurr- und Knebelbärten die Jünger der Kunſt von außen bezeichnete. Nicht lange war die Geſellſchaft in lebendiger Unterhaltung geſeſſen, als ein Paar elegant gekleidete Herren den Tiſch vorübergingen, Falkenſteiner machte die Maler auf Einen derſelben aufmerkſam, indem er ihnen halblaut zurief: Sehen Sie, der Größere von dieſen Beiden iſt der Dichter Crayon, wollen Sie ihn bei uns haben? Ich kenne ihn, und werd' ihn herbringen. Froſch wollte eben ſagen: Wir können ohne ihn auch leben, als Crayon ſeinen Namen nennen gehört hatte, ſich umſah, und bald Falkenſteiner erkannte, mit welchem er in ſeinen Jugendjahren öfter zuſammen kam. Ah Freund Falkenſteiner, bekommt man Sie auch wieder einmal zu Geſichte? Das iſt ſchön, da heraußen muß man ſeine Leute ſuchen! — Bald war für die neuen Ankömmlinge Platz gemacht, Crayon hatte eine große Freude, als er Froſch erkannte, warf ihm aber ſeinen Stolz vor, der ihn abhalte, ſeine wohlwollenden Tiroler Freunde zu beſuchen. Als Crayon ſah, wie Froſch durch dieſe Anrede in Verlegenheit kam, lenkte er das

Gespräch bald auf etwas Anderes, so daß die Unterhaltung allgemein wurde. Der Dichter hatte sich schon für Possen, bei Phantasietrockenheit, in Gasthäusern manchen guten Einfall geholt, und das hatte auch sein heutiger Besuch beabsichtigt. Ein junger, schmächtiger Künstler, der bei einer großen Geistlosigkeit einen eben so großen Hang zur Satyre besaß, welche Letztere ihm, nach seiner Ansicht, den Schein eines Geistinhabers geben sollte, unternahm es, auf Crayon stichelnd, über Poeten und Poetaster loszuziehen. Einige seiner Kollegen, die mehr mit den Ingredienzien einer guten Lebensart gesegnet waren, baten Crayon, er möge etwas auf den flaumigen Schnurrbart seines Beleidigers improvisiren — so hofften sie den kecken Jüngling zum Schweigen zu bringen. Crayon entgegnete, er könne so etwas nicht ohne Einverständniß des zu Besingenden unternehmen; der aber erwiederte auf diesen Einwurf sogleich bitter: Nur zu, nur zu Herr Crayon, es wird nicht so viel Witziges zu Tage kommen. — Meine Herren, fragte Crayon, um ein wenig Zeit zum Nachdenken zu gewinnen, wollen Sie etwas im neuen, oder im alten Style hören? Neu und alt, tönte es von allen Seiten. Und Crayon improvisirte:

Es kauft sich Herr von Stachs
Um einen Pfennig Wachs,
Und wichset seinen Flachs,
Daß er ihm besser wachs'.
So dichtete Hans Sachs.
Gefällt Dir's nicht, nun — besser machs!

Bravo! Nun im neuen Styl!

Ein dünnes Bärtlein, ſeiner Unkraft Zeichen
Schwebt ob dem Lippenpaar, dem kränklich bleichen,
Als wie die Fittige an Sperlings Jungen
Die ſich mit Mühe erſt dem Ei entrungen!
Und wie der Vogel ſchifft in Aetherswogen
Getragen vom Gefieder hoch empor,
So wird ob ſeinem Schnurrbart aufgezogen
Der Jüngling in der Freunde frohem Chor.
Es ſchwebt manch' Weſen zwiſchen Sein und Scheinen,
Man weiß nicht: iſt es, oder iſt es nicht?
So geht's uns mit dem Bärtchen, mit dem kleinen,
Wir reden wohl davon, doch ſeh'n wir's nicht.

Der Beſungene wurde ausgelacht, und ärgerte ſich, wie ſich jeder Dummkopf ärgert, der ſich mit einem Witzkopf in ein Gefecht einläßt. Nachdem eine Menge derlei Schnacken vorfielen, nachdem viele Lotteriejungen, die 10, wohl auch 20 Looſe zu Einem Groſchen, Orangen und Tabakspfeifen, Mohnkuchen und Zuckerhämmer, Hühner und Eßlöffel und andere derlei Prätioſen ausſpielten, fortgeſchickt waren, kam endlich eine Erſcheinung ganz eigener Art, wie man ſie hier wohl häufig in Kunſt- und Wachskabineten, aber noch nicht auf dem Rücken herumgetragen, zu ſehen bekam — nämlich ein Trommler-Automat. Ein ſtämmiger Burſche trug ihn auf den Rücken, und wählte zu ſeiner Production einen freien Tiſch; nach ſeiner Verſicherung war dieß ein Trommler, den die höchſten Herrſchaften in ganz Europa bewunderten, und über deſſen innere Maſchinerie ſich die Profeſſoren aller deutſchen Univerſitäten den Kopf zerriſſen; ein Trommler der nicht nur beim Trommeln Augen und Mund

bewege, ſondern auch zwei Klafter lang vorwärts, und, nachdem er auf das Kommando: Rechts um! ſich gedreht, wieder rückwärts gehe. Die Knaben, welche ihre Aeltern, um ſie an die freie Luft zu gewöhnen, oder vielleicht auch, um ſie unter ihrer eigenen Obſorge zu haben, in's Gaſthaus mitnahmen, umringten bald den Wundermann, und warteten auf ſeine Experimente. Froſch hatte kaum von ſeinem Sitze aus eine Weile auf den Herrn des Trommlers geſehen, als er bei ſich ſagte: Meiner Treu', wenn ich ein Türke wäre, ſo müßte ich für den heutigen Monatstag in den Kalender ſchreiben: An dieſem Tag iſt nicht gut ausgehen, man trifft alte Bekannte, um die man eben keine Sehnſucht hat — ich will nicht Froſch heißen, wenn das nicht Wanzenberger iſt; ich will ihm nachgehen, wenn er ſich aus dem Garten entfernt, und ihm meine Adreſſe ſagen, denn gerne möchte ich mit ihm reden, aber hier würde das ein ſchönes Gelächter abſetzen. Doch es muß ihn ja Crayon ebenfalls kennen, ſollte er uns alſo auch ſehen, was liegt daran? Kaum waren bei Froſch dieſe Gedanken aufgetaucht, als Wanzenberger (denn er war es wirklich) um ſich zu überzeugen, ob er richtig geſehen, näher zum Tiſche unſerer Geſellſchaft ſchlich, ganz unbekümmert um ſeinen mechaniſchen Kampfmutherwecker, und im nächſten Augenblicke auf Froſch losſtürzte, deſſen Hände er mit innigem Jubel umfing. Nachdem von Seite der drei ſich Kennenden, Worte der Verwunderung über ein ſo ſeltſames Begegnen geſtammelt waren, er-

tönte ein fürchterliches Geschrei vom Tische her, auf welchem dem Maschinentamburino seine Marschroute angewiesen war, denn da sich Wanzenberger in der Bemessung derselben, (welchem Irrthum, wenn er sonst vorfiel, durch Aufheben des Automaten abgeholfen wurde) geirrt hatte, so stürzte der Trommler, zur nicht geringen Freude der boshaften jungen Welt, über den Tisch hinab; die Trommel, auf welche er fiel, zerbrach, ein Arm war verletzt, der andern Contusionen und inneren Quetschungen gar nicht zu gedenken. Ein Befehlshaber, der seiner Mannschaft verlustig geworden, hätte keinen größeren Gram zeigen können, als Wanzenberger über seinen einzigen Soldaten, denn Mannschaften gibt es eine Menge, aber Trommler, die von allen Professoren des Inn- und Auslandes angestaunt werden, sind eine Rarität. Wanzenberger, der reisende Mechanikus, hatte, wie es in der Welt zu gehen pflegt, nicht allein den Schaden, er hatte auch den Spott, denn die um den hinabgefallenen Menschenaffen herumstehenden Leute ließen sich zu Aeußerungen verleiten, die keineswegs geeignet waren, das aufgeregte Gemüth Wanzenbergers zu beruhigen. Die noch nicht abgelaufene Maschine rasselte im Innern des Verunglückten fort, die Gesichtsmuskeln verzerrten sich noch, und die eine, nicht weggebrochene Hand schlug wie trommelnd in die Erde. Einer sagte: Seht den armen Kerl, er kann auch sterbend von seiner Gewohnheit nicht lassen, er trommelt noch mit dem einen Arm, und schneidet seine Gesichter; ein Anderer äußerte

ſich: Seid doch ſtiller, er möchte gerne was ſagen, er macht den Mund auf und zu, kann aber kein Wort herausbringen. Ein Dritter meinte, es werde mit ihm bald vorüber ſein, denn das Magenknurren fange ſchon an aufzuhören. All dieſe bitteren Reden mußte Wanzenberger mit anhören, ohne den Kreis, der ſich um den ſterbenden Krieger geſammelt hatte, durchbrechen zu können. Als aber ein kecker Junge den Trommler mit dem Fuße umkehren wollte, da faßte Wanzenberger den Verwegenen, und ſchleuderte ihn mit den Worten weg: Was? Ich ſoll meinen Tambour wie ein todtes Vieh mit dem Fuße umdrehen laſſen? Ich werde Dir helfen! Wanzenberger aber half dem Jungen nicht, ſondern die andern Leute, in denen das Gefühl des beleidigten Publikums rege wurde, verbanden ſich gegen Wanzenberger, und warfen ihn, den Automaten und die Trommel auf die Gaſſe hinaus. Hätte, bei dieſen herben Schlägen des Unglücks und den nicht minder herben einiger Fäuſte, Wanzenberger keinen Troſt gehabt, er wäre der Verzweiflung anheimgefallen. Froſch, der ſich bald als die einzige Urſache aller Verlegenheiten ſeines Freundes erkannte, eilte dieſem auf die Gaſſe nach, und überließ es Crayon, der Geſellſchaft eine Erklärung ſeines Benehmens zu geben. Crayon hatte dieſer Vorfall intereſſirt, er eilte auch zu dem Unglücksmann, und verſprach ihm, die Reparaturskoſten ſeines zerbrochenen Broterwerbers zu übernehmen, aber er müſſe ihn dafür morgen beſuchen, um zu erzählen, auf was für

eine Weiſe er nach Wien gekommen. Wanzenberger nahm halb weinend die Adreſſe, und verſprach Alles. Er bedankte ſich, Froſch aber half ihm, die Fragmente des Tambours zu einem Uhrmacher zu tragen, der den Schaden der Maſchine ausbeſſern ſollte, das Andere könne dann einem geſchickten Tiſchler oder Drechsler überlaſſen werden. Wanzenberger mußte nun erzählen, was ihn bewogen, in dieſer Eigenſchaft nach Wien zu kommen. Er erzählte eine Weile, unterbrach ſich aber bald ſelber, indem er Froſch auf ſein Tagebuch hinwies. Du haſt mir einmal zu Innsbruck geſagt, daß es nicht übel ſei, die Erlebniſſe und Gedanken des Tages aufzuſchreiben, und daß man ſo eine Schrift ein Tagebuch nenne; ich habe eines geſchrieben, und wenn Du es leſen willſt, wirſt Du darinnen Alles finden. Nachdem der Tambour dem Uhrmacher, als Arzt ſeiner inneren Krankheiten, übergeben war, führte er den Freund in ſeine Kammer, und trug ihm an, die Schlafſtelle mit ihm zu theilen; Wanzenberger ſchlief ſchon, als Froſch das Tagebuch noch durchblätterte, welches der treue Gefährte ſeines Schreibers war, und ſich an der Einfalt des Styles und der Gedanken ergötzte. Am andern Morgen führte Froſch ſeinen Freund zur Wohnung Crayons, ohne mit ihm in dieſelbe zu gehen, und trug ihm auf, ſein Tagebuch dem Dichter leſen zu laſſen; Wanzenberger wollte nicht recht, und machte die Einwendung, es ſtehe viel darin, was nicht alle Leute zu wiſſen brauchen, und Crayon werde ihn auslachen. Nein, ſagte Froſch, das

wird er nicht, ich verſichere Dich; er wird vielmehr eine große Freude darüber haben. Ein Theil des Wanzenberger'ſchen Tagebuches ſoll nun auch hier angeführt werden, vielleicht finden ſich auch unter den Leſern einige Crayons, die eine große, vielleicht aber auch Nicht-Crayons, die eine kleine oder gar keine Freude daran haben.

Achtzehntes Kapitel.

Ein Stück aus Wanzenbergers Diarium und Leben. Etwas über die Bretter, die die Welt bedeuten.

Ich hatte die Abſicht, daß es Niemand erfahren ſolle.
Voz: Barnaby Rudge 41. Kap.

Rumpelhauſen. Das iſt doch im Frühjahr eine wahre Paſſion, wenn ein ſchöner Tag iſt! Ich wollte ſchon lange das Tagebuch anfangen, aber fiel mir denn je etwas Geſcheidtes ein, außer das vom Frühjahr? Nun, wenn man nur einmal was angefangen hat, ein Wort gibt das andere. Wie vor meinem Fenſter die Vögel auf den Zweigen herumtanzen, und wie ſie Einen ſo freundlich anſehen, das Köpflein ſchelmiſch nach der Seite gehalten! Es gibt doch unter den Viehern geſcheidtere und dummere, wie das bei den Leuten iſt. Manche Leute ſagen von manchem Vieh: Das Vieh iſt ſo geſcheidt, als wie ein Menſch — aber ich halte nichts auf ſolche Reden, ſie ſind eine Eſelei. Ich hab' noch kein Vieh etwas Gutes thun ſehen aus freiem Willen, und ein Hund iſt lieber in einer Küche, als in einer Kirche. Es gibt aber auch ſehr gute Leute. Huſch! jetzt haben ſich die Vögel von meinem Fenſter fortgemacht! Als Bube habe ich mir oft Flügel gewünſcht, möchte auch jetzt noch welche haben, möchte aber doch

kein Vogel sein. Wenn ich in der Früh Vater unser sage, so weiß ich doch, was das heißt, und der, zu dem ich's sage, glaub' ich, der weiß es auch. Der Vogel mag aber noch so schön singen, was weiß er davon? Die Orgel wird von zwei Seiten getreten, und von einer mit den Fingern gedrückt, und dann fängt sie erst an zu schnauben, und in die Posaune muß ich blasen mit Leibesgewalt, und wenn ich nun orgle oder posaune, so will ich gelobt sein, der blaset und tritt, aber nicht das, was geblasen und getreten wird. So mein' ich auch, daß der Vogel nichts Anderes ist, als ein Flötenwerk, das der Herrgott gemacht hat um des Menschen willen — was nützet aber die Orgel, wenn sie allein geht, und keine Leute da sind zum Singen? Und was nützt es, wenn alle die kleinen Pfeiflein, deren ein jedes seinen Blasebalg in der Brust trägt, auf der Baumorgel musiziren, und die Leute unten, statt nach Kräften lobzusingen, einander hassen und verfolgen? Ist das nicht eine Lumperei? — Sieh' doch, jetzt habe ich schon eine Menge geschrieben, und nachdem ich's gelesen, sehe ich, daß ich doch nicht so dumm sein muß, wie mich der Stifel immer gern machen möchte. Der Stifel ist ein Galgenvogel, er thut mir Alles zu Fleiß, und wenn es nicht hieße: vergib uns, wie auch wir vergeben, so könnt ich ihm alle Teufel auf den Hals wünschen. —

Haus- und Mausmittel. Gries mit Arsenik angemacht wird von Mäusen und Ratten gerne gefressen, krepiren auch bald darauf — soll aber kein

Brunnen in der Nähe sein, weil sie bisweilen schon das Wasser vergiftet haben. *)

Gummi arabicum ist gut in die Dinte, daß sie glänzend wird, aber nicht zu viel; Zucker macht schmierig. Der Stifel sagte heute: er sei von der Natur zu etwas Anderem berufen, als zu einem Schreiber, er wolle nach Wien gehen, und dort sein Glück probiren; er soll gehen, kräht ihm kein Hahn nach! — Heute mit einem Bauer disputirt, weil er sagte, ich habe eine Dummheit in's Protokoll geschrieben — kann wohl sein, aber das sollen sich die Bauern denken, und nicht sagen. Wo bleibt denn der Respekt? Uebrigens war ich heute mit mir sehr zufrieden.

Den — Mai.

Stifel hat die Herrschaft betrogen; ich war immer der Meinung, daß er ein Hallunke sei; Herr Gubel rieth ihm, er solle seinen Entlaß begehren, sonst müsse er ihn fortjagen. Stifel hat das gethan. Ich weiß aber die ganze Geschichte, will sie aber nicht weiter sagen, Stifel wird sich vielleicht diese Lektion merken, und ich will ihm keinen Schaden bringen. Morgen geht er fort, er geht nach Wien. Soll ich denn gar nichts mehr in der Welt sehen? Der Kerl

*) Diese Stelle vermag nur von solchen Sterblichen vollkommen gewürdigt zu werden, welche schon lebendig entweder durch Armuth, oder den Drang der Umstände (wie z. B. der Karlan zu St. Lune in Jean Pauls Hesperus) gezwungen sind in Mausoläen, das ist: in mäusedurchwühlten Kammern zu schlafen.

macht vielleicht dort sein Glück, weil er ein Schelm ist, und ich bleibe mit meiner alten Ehrlichkeit hocken, und verbrauche die eine Hälfte meines Geldes auf Gewand und Bier, und die andere für meine Mutter.

Den —

Der Mann mit dem venetianischen Pimperlgespiel (wahrscheinlich Policinell) verzehrte mit Weib und Kind im Wirthshause so viel, daß er die Zeche nicht bezahlen konnte, er wollte dem Wirth die Kreide ersparen und durchgehen, vergaß aber den hölzernen angezogenen Tambour; der Mann wird nimmer kommen, weil er das Einsperren fürchtet, ich kaufte vom Wirth den Tambour um 5 fl., und habe damit eine Idee, — was ist es doch schönes, wenn man eine Idee hat! Manche Leute haben gar keine, nicht einmal von ihrer Dummheit.

Ich habe die Erlaubniß nach Wien zu gehen, weil es in der Kanzlei jetzt nicht viel zu thun gibt, und der neue Schreiber sehr brav ist. Fünfzig Gulden hab' ich zusammengespart. Wird wohl nicht hinreichen — aber ich habe eine Idee. Morgen geht eine Haferfuhr nach Innsbruck, da schick' ich den Tambour mit, ich sagte, ich wolle ihn in Innsbruck verkaufen, aber 's ist nicht wahr; habe also gelogen, war auch nicht recht, aber das bischen Lügen macht nichts, ich sage doch meistens die Wahrheit. Heute ließ ich schon die Stiefelsohlen ganz mit Nägel beschlagen; der Schuster sagte, sie sehen jetzt aus, wie der Stock im Eisen in Wien, und fügte noch hinzu, wenn ich hinkomme, werde ich sehen, was der Stockimeisen ist.

Innsbruck. Der gnädige Herr Fabius gab mir eine Zehnerbanknote zur Reise, und sagte, ich solle gesund wiederkommen. Ein guter, rarer Mann, ich hab' ihn recht gern; sagte auch, ich könne in Wien seine Tochter besuchen, vielleicht kriege ich dort auch was.

Hall. Meiner Mutter und Schwester vierzig Gulden gegeben. — Wenn ich einige Meilen von Hall weg bin, lasse ich den Tambour für Geld sehen: Was liegt daran? Es ist nicht unehrlich, ich kann vielleicht dabei noch etwas ersparen. Ich will auch sagen, so oft ich ihn trommeln lasse, daß alle Professoren von Deutschland nicht wissen, wie diese Maschine beschaffen ist, so sagte auch der Pimperlspielmann, und ich denke, es ist keine Lüge, denn schwerlich hat ein Professor schon meinen Tambour gesehen.

In Rattenberg ließ ich den Tambour zum ersten Mal trommeln, und sammelte dreißig Kreuzer Rheinisch — was will ich mehr haben? Mir wurde übel, der Wirth gab mir eine Lebensessenz, und jetzt bin ich wieder gesund; wäre wahrscheinlich von freien Stücken auch besser geworden. Der Wirth lieh mir das Rezept zum Abschreiben: Aloe 1 Loth, Safran, Baldrian, Blutwurz, 1 Quentchen von jedem, Rhebarbara, Zitwerwurz, ½ Quentchen von jedem, 1 Maß Spiritus recht untereinander gerüttelt, hilft in allen Krankheiten, nur — in der letzten nicht.

Salzburg. Das Geschäft geht gut, ich habe schon zwei Gulden erspart, und dabei für das Sam-

melgeld gelebt. Das ist eine schöne Stadt. Das Glockenspiel bei der Hauptwache geht recht hübsch.

Hellbronner Garten. Was man doch in der Welt Alles sieht! Einen künstlichen Regenbogen vor einem großen Thor, von vielen tausend Röhrchen Wasser, eine Krone, die vom Wasserstrahl langsam über Eine Klafter in die Höhe gehoben wird, und wieder auf ihren Platz herabfällt u. s. w., (hier folgt noch eine weitläufige Beschreibung aller andern Wasserwerke). Das Sonderbare ist, daß das Wasser manchmal von allen Seiten kommt, es trifft aber immer nur arme Schlaraffengesichter, auch ich wurde tüchtig angespritzt — wahrscheinlich denkt sich der Wassermann, der diese Sachen zeigt, daß es dem schlechten Gewand nichts schadet, wenn es naß wird.»

Als Crayon diese Stelle gelesen hatte, öffnete er selbstgefällig lächelnd einen Schrank, und zog daraus ein altes Reisejournal hervor, um das, was er einst über den Hellbronner Garten schrieb, mit den einfachen Berichten Wanzenberger's zu vergleichen. Er las über die Regenbogenpforte:

»Plötzlich wurde aus dem Gewölbe und den Wänden der Steinpforte eine Flur von Silberlilien hervorgezaubert. Der siebenfarbige Strahl des Regenbogens wiegte sich auf der emporstrebenden Perlenfluth der Gewässer, die aus ihren tausend Röhren wie Blumenstengel auftauchten, um vom Sonnenglanz geküßt in flammige Blüthen aus einander zu stieben, die wie Straußfedern auf und niederwogten.

Ueber die Krone:

Der Brunnenmeiſter öffnet wie mit einer Lanzette den Arm des Felſens, daß, gleich dem Blut, die aufſteigende Waſſerlohe hoch emporſpringt, und eine ſchwebende Krone in die Höhe trägt, um deren Rand die ſinkenden Perlen, wie ein ſtraff angezogener Schleier, eine Glocke bilden — nach und nach ſchwächt ſich der Waſſerſtrahl wieder, und die Krone ſenkt ſich langſam auf den Stein, wie auf ein Sammtpfühl, herab."

Hier wollen wir das Tagebuch Wanzenbergers unterbrechen, indem es minder intereſſante Artikel enthält, nur einige Stellen über Wien mögen hier noch ihren Platz finden.

Wien. Nun hab' ich einmal dieſe Stadt geſehen! Was iſt das für ein Lärmen und Fahren und Rennen; da ſieht man Niemand eines mäßigen Schrittes gehen, ſondern die Leute laufen alle, wie die Narren, mögen wohl auch manche darunter ſein. Da könnt' ich lange warten, bis mir Stifel, oder meines Herren Tochter, die Marquiſin, begegnet, wäre mir auch noch gar nicht erwünſcht — denn ſie würde mir gewiß ein Zimmer und gut zu eſſen geben, aber ich könnte dabei nicht den Tambourn hauſiren tragen, und alſo auch für meine Mutter nichts erſparen. Wer könnte das Alles ſchreiben, was man hier ſieht. Was gibt es da für reißende Thiere im Naturalienkabinette, und was für eine Menge Helden im Zeughauſe, aber verſteht ſich, Alles nur ausgeſtopft. Ich muß das Alles meiner Mutter ſchreiben, was wird die für Augen ma-

chen, und was wird ſie für eine Freude haben, wenn ſie das Geld ſieht? Wenn ich ſo denke, wie ich hier ohne Bekannte bin, ſo mag ich nicht da bleiben, und wenn ich wieder denke, wie fad es anderswo iſt, ſo mag ich nicht fortgehen. Heute Abend will ich den Tambour im Lerchenfeld ſehen laſſen, bin begierig, wie's ausfällt! —

Wir wiſſen, wie es ausgefallen. Von Crayon begab ſich Wanzenberger zum Uhrmacher, und fragte wie lange die Reparation des Automaten hergehen könne; er wurde auf drei bis vier Tage Geduld verwieſen; und kratzte ſich über dieſe Auskunft hinter den Ohren. Als er einige Jungen an Mundharmoniken arbeiten und ſelbe ſtimmen ſah, fragte er den Uhrmacher, ob das ein ſchwierig Geſchäft ſei; er wolle für ein Weniges gerne ein Paar Tage arbeiten, wenn die nothwendigen Handgriffe und Vortheile dazu bald erlernet werden könnten. Der Uhrmacher ging in den Vertrag ein, nachdem er ſich bei dem Lehrling erkundigt, ob er muſikaliſches Gehör beſitze. Und wie ſollte dieß dem größten Poſaunenbläſer ſeiner Zeit gefehlt haben? Dieſer hatte ſich bald die Kunſt, Harmoniken zuſammenzufügen und ſie zu ſtimmen angeeignet, und bekam dafür einen beträchtlichen Wochenlohn — er ſchämte ſich, ferner mit dem Tambour herum zu ziehen, und war einer der

fleißigsten Arbeiter. Nun ging er einmal zu Agnes, und machte seine Aufwartung, ihre Adresse hatte er schon vom alten Fabius erlangt. Er überlegte sich wohl, was er dort reden wollte, denn er war zu Zeiten sehr politisch. Er bat nämlich Agnes, sie möge ihren Vater um eine vierteljährige Verlängerung seines Urlaubes ansuchen, indem er etwas erlernen wolle, das er, natürlich mit Lizenz ihres Herrn Vaters, als Schreiber zu Rumpelhausen in freien Stunden dann auszuüben vermöge. Agnes, welcher er seine Harmonikafabrikation anvertraute, war bereit, ihm den Gefallen zu erweisen. Wanzenberger aber hatte sich vorgenommen in Rumpelhausen ganz abzudanken, wenn der Verdienst so fortgehe, wie er angefangen. Er hatte es schon nach sechswöchentlicher Uebung so weit in diesem Geschäfte gebracht, daß er mit einem Viertheil des Lohnes seine Lebensbedürfnisse bestreiten, und drei Viertheile als Ersparniß zurücklegen konnte. Sein Meister, dem die Gesellen schon zu viel zu verdienen anfingen, wollte ihnen von ihrem bisherigen Lohne etwas abbrechen, das betrübte Wanzenberger, er wurde aber bald durch seinen Collegen aufgerichtet. Wenn ich nur wüßte, sagte dieser, wie zu einem solchen Geschäfte die Erlaubniß zu erlangen ist, wir würden, wenn wir diese erlangt hätten, in Kompagnie gehen und Lehrjungen aufnehmen, denn ich habe die Ueberzeugung, daß sich nicht wenig profitiren ließe. Wanzenberger fing Feuer, er nahm es auf sich, die Erlaubniß heraus zu bekommen, und ver-

ſprach dem andern, mit ihm in Geſellſchaft zu gehen, und den Gewinn zu halbiren. Mit dieſem Gedanken ging er zu Crayon, der ſo gefällig war, die nöthigen Schritte zu machen. Wanzenberger wurde ein Harmonikafabrikant, bedankte ſich in einem Briefe bei Herrn Fabius und ſeinem cidevant Amtschef Gubet für alles Gute, das er von ihnen empfangen, und arbeitete mit einer großen Stube voll Jungen, die er ſich aus einem Armenmuſikverein zuſammenlas, und die froh waren, einen Verdienſt zu bekommen, wie er ſelber ſich auszudrücken pflegte: türkiſch. Sein Freund beſorgte den Einkauf und die Spedition, er ſelber leitete zu Hauſe das Raſpel-, Feil-, Klopf- und Pfeifweſen, und ſuchte vorzüglich ſeine Jungen ſo wie ſeine Harmonika's ſtets in guter Stimmung zu erhalten. Nach Verlauf eines Jahres hatten ſich Beide ein Vermögen von 10,000 Gulden Silber gemacht — die Angabe iſt genau, und nicht übertrieben. Wanzenberger kaufte ſich fürſeinen Antheil ein kleines Vorſtadthaus, auf welches er 2000 Gulden ſchuldig blieb, denn nach dem Gang der Geſchäfte zu urtheilen, konnte dieſe Schuld ſchon in Einem halben Jahre netto abgetragen ſein. Jetzt iſt dieß Geſchäft freilich nicht mehr ſo einträglich, obwohl die Inſtrumente der Harmonie ſich noch immer von Wien aus über die ganze Erde ergießen.

Als nun Wanzenberger ſich auf dieſe Weiſe durch Arbeitſamkeit und Glück zu einem Wohlſtande emporſchwang, von dem er keine Ahnung hatte, als er noch Schreiber war, vergaß er dabei ſeines Freundes Froſch

nicht, und lud ihn Ein für alle Mal an Sonn- und Feiertagen zum Speisen ein. — Frosch kam auch größtentheils, war aber nie zu bewegen, Geld von seinem Freunde anzunehmen, was ihm dieser bisweilen in Betracht seiner zerrissenen Gewande angeboten hatte.

Als nun einmal Frosch zu seinem Freunde kam, war Wanzenberger besonders gut aufgelegt, denn er erwartete nächste Woche seine Mutter und Schwester, die er von seinem Glücke und von seinem Hausbesitze erst unlängst in einem Briefe unterrichtet hatte, in welchem er sie zugleich aufforderte, nach Wien zu kommen, und, wenn es ihnen gefiele, bei ihm zu wohnen, sollte dieß aber nicht der Fall sein, so erbot er sich, sie in ihrem bisherigen Aufenthalte anständig, so viel es seine Umstände erlaubten, zu versorgen.

Er las nun Frosch den Brief vor, welchen er von seiner Schwester auf sein Einladungsschreiben erhalten hatte. Er lautete:

Lieber Bruder!

Was mich und die Mutter angeht, so sind wir gesund, und was wir für eine Freude haben, kannst Du Dir gar nicht einbilden; die Mutter hatte Angst, daß Du nicht ehrlich zu so viel Geld kommen thust, hab' es ihr aber gleich ausgeredet. Ich freue mich schon recht, und wir kommen alle Zwei. Du hast geschrieben, wir sollen Niemand etwas sagen von Deinem Glück, aber die Mutter erzählte es, unter dem Siegel der Verschiegenheit der Nachbarin, und wir wußten nicht, wie es kam, am andern Morgen wußten es

ſchon recht viele Leute. Da hab' ich mir gedacht, jetzt iſt es ſchon Alles Eins, jetzt werd' ich die Geſchichte erſt recht erzählen, und Deinen Brief meiner Freundin vorleſen. Für das geſchickte Geld, das zur Reiſe ohnehin zu viel iſt, haben wir uns auch ein ſchönes Gewand gekauft, daß heißt: ich, denn die Mutter ſagte: es iſt in Hall nimmer nothwendig, und zu Wien habe man vielleicht doch eine andere Mode, als bei uns; aber warum ſollen es denn die Leute nicht ſehen, daß man was hat? Viele Leute ſind uns neidig worden, und haben uns ausgerichtet, und haben geſagt, ich trage die Naſe hoch; früher hat ſich kein Menſch um mich bekümmert, und jetzt laſſen ſie ſogar meine Naſe nicht mit Fried. Wir ſind froh, daß wir von dieſem Volk fortkommen; wenn man zu was kommt, dann lernt man die Leute kennen; die Mutter ſagte, ſie hätte es nimmer gedacht, daß ſie an Dir ſo viele Freude erleben wird, und es geht ſchon übermorgen ein Schiff von hier, und wir fahren auf dem Inn. Wir haben auch für Dich gebetet, und die Mutter hat recht geweint, ſie ſagt, ſie habe dieß Glück für ihre alten Tage nicht verdient, und es hätte Dir es Niemand angeſehen, was Du für einen Spekulationsgeiſt in Dir habeſt; dann hab' ich auch mitgeweint, und am Ende haben wir wieder lachen müſſen, und ſo geht's fort. Der Schiffer ſagt, wir werden bis 6. Juni in Wien ankommen, denn das Waſſer iſt gut und genug. Er nannte den Ort, wo wir landen müſſen, Nußdorf — wenn Du dort warten willſt, kannſt Du warten, denn

allein kennen wir uns nicht aus. Tausend Grüße und Küsse von der Mutter. Behüte Dich Gott, bis wir Dich sehen! Ich werde mich stets zeichnen, mit aller Achtung

Deine liebe Schwester
Regina Wanzenbergerin.

Frosch! redete Wanzenberger, seinen Freund an, möchtest Du nicht am bestimmten Tage mit mir nach Nußdorf fahren, alleine ist mir das Warten zu lange; wenn Du Zeit hättest, könntest Du mir wohl Gesellschaft leisten. Ja, warum nicht, erwiederte Frosch, ich bin an die Zeit nicht gebunden! Der Tag kam, Frosch mußte trotz allem Widerstreben einen Frak von Wanzenberger anlegen, denn sein Rock war schon sehr schadhaft, und die beiden Freunde erwarteten auf dem Balkon des Kaffeehauses zu Nußdorf die Ankunft des bestimmten Schiffes; schon hatte Wanzenberger nach dem in selbem Lokale eingenommenen Mittagsessen, zur Abwechslung Kaffee, Bier und Punsch getrunken, als endlich, nach vielen täuschenden Holzschiffen, seine Mutter und Schwester aus einem Personenfahrzeuge ausstiegen; es erfolgte die freudige Begrüßungsscene, das Gepäcke wurde dem Fiaker übergeben, der Vieles vom Abdrücken seiner Wagenfedern, vom erhöhten Preise, vom guten Trinkgelde sprach, und noch andere derlei uneigennützige Redensarten fallen ließ, die aber Wanzenberger, der in seinem rosenfarbigen Humor war, bald durch die Aeußerung zum Schweigen brachte: Kerl, ich bin heute gut aufgelegt, Du sollst an mir kei-

nen Schund finden. Mutter und Schweſter mußten ein Mal einnehmen, bei welchem Wanzenberger nicht unterließ, den Kellner herumzujagen, dann wieder ſelber aufzuſtehen, um ihn zu rufen oder auszuſchelten, um ſeinen Frak den glücklichen Angekommenen auch von hinten zu zeigen; er ſah auch bisweilen auf die goldene Repetiruhr, und nachdem ſeine Angehörigen ſie bewundert hatten, ſchlug er das Tiſchtuch auf, hielt das Gehäuſe an die Tiſchplatte an, und ließ ſelbe ſchlagen. All' dieſe Dinge waren für Mutter und Schweſter eine hoch aufſprudelnde Freudenquelle, ſie ſperrten das Maul auf, und konnten nichts reden und nichts eſſen und Wanzenberger mußte oft rufen: Aber Mutter, aber Klara, warum eßt Ihr nicht? Die Sachen müſſen bezahlt werden, alſo iſt's Alles Eins — und ſo folgten vergebliche Eßbeſtrebungen von der einen, und vergebliche Erinnerungen von der andern Seite, bis endlich Wanzenberger, deſſen Hauptfreude erſt noch im Anzuge war, zum Zahlen klingelte. Der Kellner erſchien, machte die Rechnung — ſie ſchien der Mutter, wie es wenigſtens ihre erſtaunte Geberde zeigte, enorm, und als der großmüthige Sohn dem Kellner noch einen Zwanziger pour boire hinwarf, ſo konnte ſie nicht umhin, durch ein Händeringen und einem zum Himmel gewandten Blick, die Verſchwendung ihres Kindes zu beklagen.

Man ſtieg in den Wagen, Klara und die Mutter bedankten ſich bei dem Fiaker höflichſt, als er ihnen hineinhelfen wollte, und es gab Bewunderung über

Bewunderung und des Staunens kein Ende. Wie iſt das Alles ſo ſchön und hübſch! meinte Klara, die erfahrene Mutter ſah aber auch die Dornen unter den Roſen, und ſie ſagte: Wie muß das Alles theuer ſein!

Der wahre Triumph Wanzenbergers ſollte erſt beim Einführen der Seinigen in das erworbene Beſitzthum, das ihn zur Würde eines Hausherrn erhob, Statt finden. Kaum machte der Fiaker vor dem bezeichneten Thore Halt, als auch ſchon die alte Haushälterin Wanzenbergers erſchien, und begierig war, die neue weibliche Herrſchaft zu ſehen. Die drei Zimmer, welche die Wohnung Wanzenbergers bildeten, waren auf den Glanz hergerichtet, und in einer Niſche ſtand der Tambour, und trommelte den Einzugsmarſch. Seht Ihr, Mutter, ſagte der Hausherr, als er ſie in's Logis führte, ſeht Ihr, dieſer Burſche iſt das Werkzeug meines Glückes, durch ihn kam ich nach Wien, mit ihm und wegen ihn, wurde ich einmal aus einem Wirthshausgarten hinausgeworfen, und das war mein Glück, und ich will Euch ſchon einmal die ganze Geſchichte ausführlich erzählen.

Froſch, der bisher immer einen ſtummen Zuſchauer und Zuhörer abgegeben hatte, wollte ſich jetzt entfernen, aber das gab ſein Freund nicht zu, er ſprach zu ihm: Bleibe da, wenn Du nichts verſäumſt, denn der heutige Tag iſt nicht alle Tage, und ich bin Willens, meine Leute von lauter Schauen ganz betrunken zu machen. (Er befand ſich ſelber in

einem etwas exaltirten Zuſtande, aber nicht vom Schauen.) Wir wollen noch in's nächſte Theater fahren, dort iſt heut', wie ich auf dem Zettel las, eine Spektakelkomödie, und wie werden ſich da meine Leute darüber wundern! Es war erſt halb ſechs Uhr, als die Geſellſchaft ſchon in die Gegend des Theaters kam, da es noch zu früh war, hinein zu gehen, und Wanzenberger wegen heute ſchon im Uebermaß genoßener Getränke an Durſt litt, ſo führte er die Seinen ſammt Froſch in ein Bierhaus, nahm einen leeren Tiſch ein — und ſaß nicht lange da, als er eine bekannte Stimme vernahm, die ſich hinter ſeinem Rücken erhob, er ſah ſich um, und erkannte — Stifel. Aller frühere Groll war verſchwunden, Wanzenberger begrüßte ſeinen Feind, und bat ihn, wenn es ſeine bisherige Geſellſchaft nicht beleidige, ſich zu ihm zu ſetzen, und mit ihm zu zehren. Stifel erſtaunte, als er den ehemaligen Kollegen von Rumpelhauſen, in eleganter modiſcher Kleidung, mit verändertem Benehmen, zu Wien wieder fand, und bat ihn vorerſt um die Erzählung ſeiner Geſchichte ſeit ihrer Trennung. Nachdem Wanzenberger die Umriſſe ſeiner Begebenheiten vollendet hatte, fragte er Stifel: Nun ſage mir, wie kommſt Du daher, was biſt Du jetzt und was machſt Du? Stifel ſtärkte ſich mit gewaltigen Zügen, als er merkte, man wolle ihn hier der Mühe des Zahlens überheben, er konnte ſein Glas nicht oft genug über die Achſel reichen, um es neu füllen zu laſſen, und erzählte unter Dampfwolken, er ſei beim Theater angeſtellt. Was, als Spie-

ler? fragte Wanzenberger? Ja, Stifel, da ſehen wir Dich, wenn Du heute ſpielſt, denn auch wir gehen in's Theater. »Heute, entgegnete Stifel, hab' ich eben nichts Anderes zu thun, als mit vielen Andern ein Paar Mal zu ſingen, aber Du ſollſt mich ſchon ſehen.« Im Grunde aber hatte Stiefel nie etwas Anderes zu thun, als mit Andern zu ſingen, denn er war Choriſt, fand es aber nicht nothwendig, über die Bedeutſamkeit oder Unbedeutſamkeit ſeiner dramatiſch- bühniſch- hiſtrioniſchen Stellung ſich eben jetzt in eine nähere Erklärung einzulaſſen. Schon waren ſeine übrigen Bühnenkollegen, in Erwägung der für das Zuſpätkommen zu bezahlenden Strafe, fortgeeilt, als auch Stifel ganz begeiſtert aufbrach, und ſich freute, daß ihm endlich einmal Gelegenheit geworden, vor bekannnten Landsleuten ſeine Talente brilliren laſſen zu können. Er ordnete dießmal ſeine Garderobe mit größerer Sorgfalt, und trug mehr Roth auf, als gewöhnlich. Mühſam ſuchte ſein Auge vor Beginn des Stückes, durch ein Loch des Vorhanges, ſeine, wie er wußte, auf dem Parterre befindlichen Freunde, um in der Richtung auf ſelbe hin ſeinen Geſang herabzuwettern. Er hatte ſie glücklich gefunden. Der Vorhang rauſchte auf, der Chor begann ein luſtiges Lied, Stiefel war aber für dießmal nicht mit den mäßigen Aktionen zufrieden, die ihm und ſeinen Sangbrüdern zugetheilt waren, er drängte ſich hervor, und agirte und brüllte ſo fürchterlich, daß ein Theil des Publikums zu lachen anfing, während er bei Wanzenbergers Schweſter wirklich den

beabsichtigten Zweck erreichte; denn diese erinnerte, zu ihrer Mutter gewandt: Seht nur! der Stifel ist ein verflixter Kerl, er thut es allen Andern zuvor! Der Gesang war beendet, das Personale zog sich hinter die Kouliſſen zurück, und Stiefel wurde sogleich vom Regisseur gefaßt und also angeschnarcht: Sind Sie besessen? Im Parterre lachte man über Ihr eselhaftes Schreien und Herumfahren, machen Sie das noch einmal, und Sie können zum — gehen.“ Dieß und das Gelächter seiner Genossen war der Lohn für Stifel's außerordentliche Kunstbestrebungen. Ein Choriſt entlehnte einen Vergleich aus dem Theaterhandwerk, und sagte, auf die Stirne deutend, zu Stiefel: In Deinem Schnürboden muß es nicht richtig sein. Du scheinst dort Biergläser statt der Löschkübel ausgeschüttet zu haben!

Wanzenbergers Mutter und Schwester waren ganz betroffen über die vielen Dinge, welche sie da sahen, und kamen am Ende zu der Aeußerung, daß ihnen Vieles von dem Gesehenen unbegreiflich vorkomme. Nachdem sich aber die Mutter um den Eintrittspreis erkundigte, und erfuhr, daß er so hoch sei, da wollte sie nichts mehr wissen von den Brettern, die die Welt bedeuten. Dieser Brettergedanke ist uralt, und doch läßt sich noch immer manches Neue darüber sagen. Ist nicht das kleine Bühnenleben ein Spiegelbild der großen Lebensbühne? Die Welt hat ihre Verschwindungen, wie die Bühne: die Verschwindungen der Welt sind die Gräber; auf

der Bühne, gibt der Schauspieler das Zeichen, daß die Zeit seines Verschwindens da ist, in der Welt muß Einer oft verschwinden, ohne daß ihm das kleinste Zeichen gegeben worden; wir treten im Leben nirgends mit sicherem Schritte hin, weil wir nicht gewiß wissen, ob nicht der Boden unter uns einsinkt. Die Bühne hat ihre Flugwerke, welche den Schauspieler in den verworrenen Schnürboden hinaufziehen, den er bald wieder verläßt, weil da oben nicht seines Bleibens ist; auch die Welt hat ihre Flugwerke, und die sind: Stolz, Einbildung, Hoffart, und die von Gott abgekehrte Wissenschaft, diese heben den Menschen hoch in seiner eigenen Werthschätzung, aber es ist seines Bleibens nicht in dieser Höhe. Im Triumphe wird er auf gemalten Wolken, die keine Wolken der Himmels sind, emporgezogen, und ungesehen von der Welt muß er, nach Vollendung seiner irdischen Rolle, hinter der Bühne wieder herabsteigen. Das Bühnenvolk hat seine Schminke, die nur Abends beim Lampenscheine ihre Wirkung macht, und die gräßlich anzusehen ist am hellen Mittag; eben so hat auch das Weltvolk seine philantropische, kosmopolitische und alles Misere des Lebens bedecken sollende Schminke, die von den Pomadehändlern der sogenannten Aufklärung allenthalben angepriesen wird, welche gar viele Tiegel mit goldenen Inschriften in ihren Parfümladen aufgestellt haben, und wo die Worte: Liberalität und Humanität, Vernunftmäßigkeit und Vernunft ohne Maß, Geistesfortschritte und Geistesflug, Selbstständ-

digkeit und Bildung häufig zu lesen sind — wer sich aber die Mühe nimmt, den Deckel von den Prunkvasen herabzuheben, der wird doch in keiner solchen etwas Anderes finden, als: Pomade. Aber es wird einst ein Tag kommen, und das wird der Tag der blassen Gesichter sein, und die Schminke wird schon bei seinem ersten Morgenstrahl herabrinnen, wie — nun es thut's ja auch das alte deutsche Wort — wie die Butter an der Sonne. Und das Vorspiel jenes großen Tages, haben wir nicht Gelegenheit, es hundertmal vor unsern Augen zu sehen? Was ist der Tod des einzelnen Menschen und sein Ringen anders, als eine Einleitung oder Vorrede zu dem großen Kapitel der Weltgeschichte? Was wird dann jene Aufklärung nützen, die uns Alles unklar gemacht hat, und jene erträumte Selbstständigkeit, wenn wir es einsehen, daß eben so, wie wir aus uns nicht entstanden sind, wir auch aus uns nicht bestehen können, und was jene Humanität, die uns das wahre Verhältniß des Menschen zu seinem Schöpfer aus den Augen gerückt hat, und was jene Geistesfortschritte, die uns nur in's Verderben befördert haben, und was jene Vernunftmäßigkeit, die im Uebermaß ihrer eigenen Vergötterung sich vollgesoffen hat, und im Delirium des Säufers darnieder liegt? — Es ist sehr in der Mode, recht viel zu wissen von den Brettern, die die Welt bedeuten, ja, die Bretterangelegenheiten sind das Abendgebet und, in Bezug auf die Tags darauf folgende Kritik, auch die Morgenandacht eines großen Theils der Städtebewohner geworden;

was aber die Welt und das Leben und das Daſein bedeutet, darum kümmern ſich wenige aus den ſogenannten Gebildeten, und ſie geben ſich hierin bald mit etwas zufrieden, ſei es nun Seelenwanderung oder Seelenloſigkeit, Pantheismus oder Panteuflismus, wenn es nur nicht das poſitive Chriſtenthum iſt. Was iſt es aber mit Jenen, welche die Gelehrten, die Tonangeber, die literariſchen Heroen ſpielen? Die werden wohl ferne ſein von jeder Unredlichkeit? Ja, wäre gut, wenn es wahr wäre! Hören wir über den modiſchen Theil derſelben einen Mann, der, wenn auch Proteſtant, doch ſeiner heiligen Geſinnung nach, ohne es zu wiſſen, der Einen Kirche angehörte, der wie ein Stern glänzt in den Finſterniſſen der letztern Jahre des verfloſſenen Jahrhunderts, der einen Geiſt beſaß voll energiſcher Kraft und ein Herz voll deutſcher Redlichkeit — ſein nicht ſehr bekannter Name iſt: Mathias Claudius. Er ſagt über den größten Theil der Gelehrten ſeiner Confeſſion, die es in eigener Kraft übernommen, die Welt zu deuten, und die, indem ſie die Schrift verdeuteten, die himmliſche Ausſicht in die andere Welt mit Brettern verſchlagen wollten, Folgendes: „Und da nehmen ſie nun Alles zu Hülfe, Gelehrſamkeit und Wohlredenheit, Alterthümer und Sprachgebrauch, Accomodation und babyloniſche Teufel, Volksſinn und Volksunſinn, um den offenbaren Verſtand und die klaren Worte der heiligen Schrift unmündig, und aus Weiß, Schwarz zu machen. Und Andere, die wohl noch lieber beim Weißen blieben, lau-

fen mit, weil ſie den Werth ihrer Sache nicht kennen, und es ihnen an Kraft und Muth fehlt, den Verdacht der alten Einfalt und des Zurückebleibens auf ſich zu laden.“

Wir haben nur zu bedauern, daß die Anzahl der redlichen Claudiuſſe noch immer im Abnehmen, und die Anzahl der babyloniſchen Teufel noch immer im Zunehmen begriffen iſt. Somit ſei der Abſtecher, den wir von den Brettern, die die Welt bedeuten, in die Welt und ihre Bedeutung machten, vollendet, und wir kehren zu unſerer Geſchichte wieder zurück.

Neunzehntes Kapitel.

Krankheiten des Geiſtes und des Leibes. Das für die Erſtern gereichte Univerſalmittel der Wahrheit, vor der Hand abgewieſen.

Tiure unde wert iſt mir der Man,
der guet unde uebel betrachten kan,
der mich unde jegelichen man
nach ſinem werde erkennen kan.

Gottfried von Straßburg.

Der große Scotus Erigena theilt in ſeinem Werke: De Divisione naturae *), zur nicht ſonderlichen Ehre der Menſchheit, das ganze Geſchlecht derſelben in vier Abtheilungen. Die Einen, ſagt er, ſind Narren, und werden auch dafür gehalten; die Andern ſind keine Narren, werden aber von ihren wohlwollenden und gutmeinenden Mitbrüdern dafür angeſehen; die Dritten werden nicht für Narren gehalten, obwohl ſie ſolche im vollſten Maße ſind, und die Vierten (deren Zahl unendlich klein iſt) werden weder für Narren gehalten, noch ſind ſie ſolche. Dieſe Worte ſind Worte der Kraft, Worte, die für alle Zeiten tau-

(* Edit. Gale Oxford 1681.

gen, Worte, die auch noch unſere ſozialen Zuſtände in vier Klaſſen aus einander ſcheiden. Uebrigens geht es hier, wie bei den vier Temperamenten, es läßt ſich hart eine Klaſſe ohne eine, wenn auch noch ſo geringe Miſchung mit einer andern denken. Denn wo iſt ein Weiſer, der nicht auch von Narren beurtheilt, alſo von ihnen getadelt, und ebenfalls für einen Narren gehalten wird; wo iſt hingegen wieder ein Narr, der nicht Narren fände, die ihn für einen Weiſen halten? Eben ſo gibt es auch wenige Weiſe, die von der ganzen Menſchheit verkannt wären, und wenig Narren, von denen es nicht einer oder der andere wüßte, daß ſie ſolche ſind. Somit wäre denn durch einen unſäglichen Aufwand von dem Scheidewaſſer ähnlicher, zerſetzender Logik das Narrenſyſtem des großen Philoſophen in etwas wankend gemacht und ſogar aufgelöſt worden, nichts deſto weniger aber geſtehen wir es zu, daß die Eintheilung des Herrn Scotus nicht ganz ohne iſt. Wozu aber dieſes Präambuliren auf den Taſten der Philoſophie längſt dahingeſchwundener Jahrhunderte? Darum, weil wir herausbringen wollen, daß die Kinder unſerer Zeit lieber an dem größten Weiſen ſeine kleine Narrheit, als ſeine große Weisheit beachten; weil wir zuerſt von Crayon ſprechen, um anzuführen, was er von Wanzenberger, dann aber von Froſch, um zu zeigen, was er von Falkenſteiner hielt, und umgekehrt.

Wanzenberger pflegte Herrn von Crayon monatlich einmal zu beſuchen, und ward bei dieſem gut auf-

genommen. Was hielt nun Crayon von dieſem ſeinen Beſucher? Hielt er ihn für einen Narren? Ja und nein; das heißt theilweiſe ja, und theilweiſe nein. Wanzenberger hatte einen hausbackenen Verſtand, ein offenes Gemüth und eine ungepflegte Phantaſie, die wie wild durcheinander geſchobene Baumwurzeln und Pflanzenknorren verſchiedene komiſche Geſichter und Geſtalten bildete, das ergötzte nun den für poetiſche Auffaſſung höchſt empfänglichen Geiſt Crayon's, am liebſten aber war es ihm, wenn ihm Wanzenberger die Aufſätze ſeines Tagebuches zum Durchleſen brachte. In der Schreibart Wanzenbergers war eine Veränderung vorgegangen; denn erſtens ſchrieb er jetzt anders, weil er in freien Stunden Manches las, was ihm Crayon geliehen, und zweitens, weil er mit Prätenſion ſchrieb; denn er wußte, daß Crayon ſein Tagebuch leſe, daß es alſo doch in etwas intereſſant ſein müſſe, und ſomit ſuchte er die Gedanken, welche er für gute erachtete, dichter anzuſäen, um mehr Früchte des Beifalls einzuernten; theils ſuchte er ſie zu einer noch größeren Schönheit durch gewählte Ausdrücke hinaufzuſchrauben; durch dies Verfahren aber beraubte er ſeine Gedanken des Blüthenſtaubes der Einfalt — und Crayon ſagte zu ihm: Wanzenberger, ſchreiben Sie ihr Tagebuch, wie Sie denken, und gerade ſo, als ob es nur für Sie allein wäre. Der Anfang Ihres Journales hat mir mehr gefallen, als die Fortſetzung desſelben. Nur die Feder des Dichters ſoll dem Baume im Frühling gleichen, der ein wenig geſchüttelt

oder vom leiſen Lufthauche berührt, alſogleich ſeine Blüthenflocken herabfallen läßt, daß ſie ein ſchneeig weißes Tuch über die grünende Erde weben, denn eben ſo ſoll der Dichter ſeine Feder, wenn ſie über das Papier hintanzt, anhauchen mit dem leiſen Odem ſeines Geiſtes, daß ihr Wipfel erbebe, und ein Hagelwetter von Gedankenblüthen und Metaphern, Allegorien und luftigem Plunder niederregne auf die weiße Oberfläche des Papiers, daß aus den dürren Buchſtaben und Zeilenbetten ein Garten voll duftiger Blumen aufblühe. Haben Sie mich verſtanden, lieber Wanzenberger? Ja wohl, antwortete dieſer, ich denke mir beiläufig, was Sie ſagen wollen. Sie meinen, ich ſoll mit meinen Gedanken keine Seiltänzerkünſte und Luftſprünge machen, doch — ich will Ihnen etwas ſagen, Herr von Crayon, aber ich bitte mich nicht auszulachen: ich habe ſeit längerer Zeit eine Idee, die ich nicht aus dem Schädel hinaus zu bringen vermag — ich möchte nämlich ein Buch ſchreiben! — Wanzenberger, wenn Sie auch der böſe Geiſt der Schreibewuth beſeſſen hält, ich werde nichts thun, Sie von ſeiner Gewalt zu befreien, weil ich weiß, daß es vergeblich wäre; ich will ſogar ihr Vorhaben fördern, ſo viel ich kann, denn iſt ein ſolches Beſtreben erſt in einem Menſchen aufgekeimt, ſo kann es oft nicht einmal durch den übelſten Erfolg gebändigt werden. Hören Sie einmal, was Byron über Jene ſagt, die ohne gerade von einem geſunden Durſt gequält zu ſein, ſich den Tintentigel zu ihrem Wonnebecher,

und ohne das Bedürfniß, auf den Parnaß zu steigen, die Feder zum Spazierstäbchen im blüthenreichen Haine der Poesie erkoren haben; ich will es Ihnen übersetzen:

Welch' eine Freude, sich gedruckt zu seh'n,
Soll auch im Buche nichts Gescheidtes steh'n.
Buch bleibt doch Buch. Doch krönt des Titels Glänzen
Den Schmierer nicht mit Ruhmes Lorbeerkränzen!

Wie gefallen Ihnen diese Verse? Wanzenberger erwiederte: Ich muß gestehen, mir ist, als ob Sie einen Kübel kaltes Wasser über meinen Rücken gegossen hätten — die Lust zum Büchermachen ist mir für diesen Augenblick vergangen. Wie im Müssigange alles Böse über den Menschen kommt, so habe ich auch, weil ich schon einige Wochen mit Faulenzen zubrachte, und mir Manches einfiel, was ich nicht für schlecht hielt, mich mit dieser Dichteridee belustigt. Crayon meinte, man dürfe sich durch einige gute Gedanken, die durch den übrigens leeren Kopfhimmel, wie einzelne Geier durch den Aether, fliegen, noch nicht in dem Wahne bestärken lassen, daß man ein Dichter sei; denn mehr oder weniger gute Gedanken haben die meisten mit Phantasie begabten Menschen, aber sie verstehen es nicht dieselben zu Tage zu fördern, und das eben ist die Aufgabe des Autors; der Dichter ist demnach nur der geschickte Geburtshelfer seiner Gedanken, welcher sie lebendig an's Licht zu bringen weiß. —

Das Gespräch kam dann auch auf einen andern Gegenstand. Wanzenberger empfahl sich, nachdem ihm Crayon das Versprechen seines baldigen Wieder-

kommens abgenommen. Als er bei der Thür draußen war, sagte Crayon zu sich: Der Kerl ist doch ein ganzer Narr! wie kann es ihm einfallen, ein Buch zu schreiben? Mangelt es ihm auch nicht am Geiste, so mangelt es doch an allen Mitteln der Ausbildung und der Gewandtheit! Der Kerl ist ein Narr, ich habe vielleicht selber dazu beigetragen, daß er verrückt geworden. Und was dachte sich der Fortgehende? Wahrscheinlich Folgendes: Herr von Crayon ist sonst ein geschickter Mann, alle Achtung, aber ein wenig ist er doch ein eingebildeter Narr, denn er thut sich auf seine Paar Bücher, die er geschrieben hat, zu viel zu Gute! — So geht es in der Welt, Einer hält den Andern für einen Narren, und total unrecht geschieht Einem selten dabei.

Als Wanzenberger bei der Thüre draußen war, begann Crayon in dem Tagebuch desselben zu blättern, aus welchem wir einige Stellen ausheben wollen, die auf das weitere Schicksal des Harmonika-Fabrikanten Bezug haben, oder auch solche, welche über seine Denkweise Aufschluß geben.

Neue Fragmente aus Wanzenbergers Tagebuch.

Als ein armer Schlucker kam ich nach Wien, und hier bin ich durch ein Roßglück ein reicher Mann geworden; mir fehlte nichts, als Menschen, die ich liebe, und die sich mit mir freuen, auch diese ließ ich kommen (er meint Mutter und Schwester), und nun sind

ſie da. Wäre ich nun zwei Jahre ſpäter gekommen, ſo hätte ich es nimmer bis zum Hausherrn gebracht — ich bin froh, daß ich das Meine in Sicherheit habe, denn die Harmonika-Geſchäfte gehen ſchlecht, es ſieht nicht mehr viel dabei heraus; ich habe ſie deßwegen auch aufgegeben. Mein Geſellſchafter that deßgleichen, verlegte ſich auf die Bierverſilberei, welches ein ambulirendes, einträgliches Geſchäft iſt, und rieth mir ein Gleiches zu thun. Da les' ich nun ſchon durch fünf Wochen in Einem Athem, und zanke zum Intermezzo mit meiner Schweſter. Das Leſen machte mir großes Vergnügen, wenn man aber ſonſt gar nichts zu thun hat, wird es ſehr langweilig. — Es muß eine eigene Paſſion ſein, ein Buch zu ſchreiben, wenn ich nur wüßte, über was, oder wenn ich nur überhaupt etwas wüßte! Wozu doch der Uebermuth den Menſchen bringen kann! — (Nach dieſer Stelle finden ſich im Tagebuche gegen zwanzig Namenszüge Wanzenbergers, an denen als Man. prop. Fascesbündel aus ſchwarzen Strichen und lang hinabhängende Stöpſelzieher oder Druckfedern hängen; auf dieſe Namenaufſchreibung verlegte ſich der Schreiber gewöhnlich dann, wenn ihm der Verſtand ſtille zu ſtehen anfing, was auch hier nach Faſſung der großen Buchidee geſchehen ſein mochte.)

Nun iſt meine Schweſter glücklich verheirathet, ſie zankt alle Tage mit ihrem Manne; ich bin froh, daß ich ſie aus dem Hauſe habe, obwohl ich ſie liebe, ſie iſt aber Eine von denen, die außer dem Hauſe lie-

benswürdiger ſind, als im Hauſe. Mein Geſellſchafter wollte ſie, und ſie wollte ihn haben; als ſie mich um Rath fragte, erwiederte ich ihr: Du ſollſt ihn haben, den freien deutſchen Rhein! Dieß iſt mein Lieblingsſprichwort, wenn ich Einem ſeinen Willen laſſen will.

Ich werde nicht heirathen, denn ich gedenke ſo im ledigen Stande glücklicher zu leben; es ſteht auch nichts im Gebote davon, daß der Menſch heirathen muß — warum ſoll ich mich quälen? Viele Weiber haben verborgene Drachenflügel, die ſich erſt nach der Hochzeit entfalten, wie die Schmetterlingsflügel nach dem Ausfallen aus der Puppe; und wer ſteht mir gut, daß ich nicht auch eine Solche bekäme? Berg (ſo heißt Wanzenbergers früherer Compagnon und jetziger Schwager) war immer dagegen, wenn ich mit ihm von meinem beabſichtigten Ledigbleiben ſprach, er nannte mich einen ſelbſtſüchtigen Menſchen, er redete viel von häuslichem Glück, vom Aufopfern für eine Familie, vom Wohl des Vaterlandes (dem er wahrſcheinlich durch die Vaterſchaft den größten Dienſt zu leiſten vermeint) — nun, nachdem er meine Schweſter geheirathet, ſehe ich, wie wenig ihm dieſe Wortkrämerei vom Herzen ging; (ich halte überhaupt in der Art auf ähnliche Schreier nichts, ſie reden viel von Aufopferung für Andere, und ſuchen dabei wenig Anderes als ihre eigene Luſt); nun ſagt er kein Wort mehr davon, daß ich heirathen ſoll, und warum? Weil er denkt, wenn ich ſterbe, ſo könnte er oder ſeine Kinder mein Geld

brauchen. Aber ich kenne ihn durch und durch, den Schelm! Berg, ich kenne Dir, Du willst mir etwas vorspiegeln — Spiegelberg, ich kenne Dir! Aber ich bleibe ledig. — Meine Mutter wäre hier ganz zufrieden, bis auf die Berge, welche ihr abgehen. Ich führte sie neulich auf das Kahlengebirge, aber das nützt Alles nichts — das sind nicht die Berge der Heimath. Sie weinte — will aber doch nicht fort von Wien, und das ist ein Zeichen, daß sie ihre Kinder lieber hat, als ihr Vaterland.

Was ist doch der Stifel für ein armer Lump! An ihm ist das Sprichwort (im verkehrten Sinne) wahr geworden: Ehrlich währt am längsten. Mit welchem Heißhunger verschlingt er das Mittagsmal, wenn ich ihn aus Erbarmung einlade, die ich ihm aber nie fühlen lasse; wie höflich bedankt er sich für jede Pfeife Tabak, die ich ihm verabreiche, wie gerne sieht er es, wenn ich unter dem Vorwand des Aufmischens seiner dürren Tabakskörner ihm die Dose anfülle? Und mit welcher Prätension ging er nach Wien — als ob man ihm hier schon mit klingendem Spiel entgegen zöge! Abends zeigt er sich aber doch den Leuten prächtig ausstaffirt, und singt so lustig, wie irgend Einer, dem der Himmel voll Geigen hängt. Wenn ich ihn so betrachte, so kommt er mir vor, wie das Bild der Weltlust — es ist viel Jubelgeschrei im Munde — aber wenig Freude im Herzen. Er singt, weil er singen muß, und schreiet oft sogar über seine Pflicht, aber nur um den Hunger und das Elend, diese höllis-

ſchen Gäſte, auf eine Weile von Leib und Geiſt fern zu halten.

Was war das für eine Freude für mich, als Peter, der Sohn des Herrn Fabius, meines einſtigen Dienſtherrn, mich beſuchte! Mit welcher Achtung behandelte er mich! Was doch das Geld auch auf gute Leute für einen Einfluß ausübt! Selbſt der tugendhafte Menſch hält es lieber mit einem Tugendhaften, der Geld, als mit einem Tugendhaften, der kein Geld hat! Warum? Weil bei dem Erſteren ſeine Freundſchaft ohne den Prüfſtein des Borgens und Gebens beſtehen kann, während das beim Letzteren nicht ſo leicht der Fall iſt. Zu Rumpelhauſen hat mich Peter immer für einen Pinſel gehalten, aber er ſah mich gerne; er iſt mir auch jetzt noch zugethan, hält mich aber für keinen Pinſel mehr, müßte nur der Fall ſein, daß er es heimlich thäte, ohne es merken zu laſſen. Uebrigens ſei es, wie immer, was liegt daran? Wie wird er es mit ſeinem alten Freunde Froſch halten, wenn er mit ihm zuſammenkommt?

Wanzenbergers erſte und letzte Poeſieprobe auf einem Abendſpaziergange im Walde.

Johanniskäferlein,
Die weben mit goldenen Fäden
Den Weg den ich gehe zum Teppich ein.
Und wenn ſie mit Gluthſtreifen wandern,
Von einer Roſe zur andern,
Da weben ſie wohl auch die Blumen hinein.

Da denk' ich mir mancherlei ſchnurrig und toll,
Es ſcheint mir der Wald von Chriſtbäumen voll,
Es wiegen ſich Lichter auf Zweigelein,
Es ſtrahlen die Käfer wie Kerzenſchein.

Das iſt ſo ſchön, da freu't mich die Nacht,
Da denk' ich an Gott im Himmel dr'oben,
Der die kleinen Schelme ſo glänzend gemacht,
Und ihnen für's Sommernachtleben
Eine Laterne gegeben,
Und mit ſeinem Hauche ſie angefacht,
Und da thu' ich ihn loben.

Da weine ich oft und weiß nicht warum,
Aber die Leute, die dürfens nicht ſehen,
Denn ſie nennen Alles dumm,
Weil ſie es nicht recht verſtehen.

O Lichtlein zart,
Die ihr am Weg hin- und wiederfahrt
Die Glut wird euch bald verzehren;
Auch ich hab' ein Licht,
Das verlöſchet aber nicht,
Der Herrgott laßt es brennen ewig helle,
Es iſt meine Seele!

Ende des Journalfragmentes.

Peter hatte ſich bei Wanzenberger und Crayon m Froſch's Wohnung erkundigt, es war aber ſchwer, ieſelbe zu finden, denn er blieb ſelten länger, als vier- hn Tage, an einem und demſelben Orte. Da Peter inen alten Freund in Wahrheit gerne geſehen hätte – ſo bat ihn Wanzenberger an einem Sonntag zu ch, mit dem Bedeuten, daß er da Froſch, der ſein

festtäglicher Gast sei, wahrscheinlich antreffen werde. Die Freunde trafen sich — Frosch war Anfangs sehr verschlossen, und thaute nur nach und nach auf, als ihm die Ueberzeugung wurde, Peter verachte ihn in keiner Beziehung. Peter hatte für den Abend die Logenschlüssel seines Schwagers in's Burgtheater, es wurde Tasso gegeben. Er verlangte von Frosch und Wanzenberger, sie möchten Beide ihn begleiten. Der Vorschlag wurde angenommen, nur äußerte Frosch, er habe dieß Stück schon vor Jahren gelesen, und erinnere sich, daß es ihm damals sehr langweilig vorgekommen sei. Aber es ist von Göthe, sagte Peter, und wird allgemein als ein Meisterstück anerkannt. Das ist mir rein Alles Eins, erwiederte Frosch, ich habe mein Urtheil und meinen Geschmack für mich, und richte mich nie nach dem, was Andere sagen. Peter zog Wanzenberger bei Seite, und raunte ihm in die Ohren: Könnten Sie nicht dem Frosch einen andern Rock leihen? der seine sieht für einen öffentlichen Ort zu fatal aus! Das, erwiederte Wanzenberger, ist ein fataler Punkt, mit einem solchen Antrag könnten Sie ihn leicht böse machen; es bleibt nichts übrig, als wir Zwei setzen uns wie zufällig vorwärts, und lassen ihn den Hintergrund der Loge einnehmen, somit werden seine schwachen Seiten durch unsere Rücken gedeckt. — Peter reuete es schon heimlich, seinen Freund in's Theater geladen zu haben, er ließ aber nichts spüren.

Frosch ging inmitten des Stückes davon. Er that

dieß vielleicht in der Sucht, ganz eigen und originell zu ſcheinen, oder es mochte auch ſein, daß er wirklich Langeweile empfand. Wanzenberger wäre vielleicht auch gerne mitgegangen, aber er hatte zu viel Gefügigkeit in das Urtheil Anderer, auch zu viel gute Lebensart, und gefiel ſich jetzt zu ſehr in ſeiner Rolle als Gentleman, in einer Loge, um, wie Heinrich V. bei Shakespeare ſagt: dem »gemeinen Gelüſte nach Dünnbier« nachzugeben. — Auf dieſe Weiſe löste ſich Froſch immer mehr von der Welt los, deren angenommene Gebräuche er mit Füßen trat, und zog ſich in das abgeſchloſſene Schneckenhaus ſeiner Originalität zurück. Wenn Einer von ſeinen beiden Freunden, bei denen er an Sonn- und Werktagen zu Mittag zu ſpeiſen pflegte, ihm nur ein ſchiefes, wenn auch wohlgemeintes Wort geſagt hatte, ſo war dieß genug, ihn auf einige Wochen zu verſcheuchen. So hatte Wanzenberger ihm einſt, beim Anblicke des üblen Zuſtandes ſeiner Piedeſtale, ein Paar neue Stiefel angeboten, mochte dieß aber vielleicht nicht in der ſchonendſten Weiſe geſchehen ſein, oder war ihm ein ſarkaſtiſches Wort über die Lippen gekommen, genug, Froſch ließ ſich den nächſten Sonntag nicht ſehen, und fand ſich zu Mittag bei Falkenſteiner ein. Dieſer hatte ſchon längere Zeit die hektiſche Röthe auf den Wangen des Malers bemerkt, und ſuchte den durch die Kränklichkeit herabgeſtimmten und ſeine innere Zerriſſenheit immer tiefer fühlenden Menſchen auf das Suchen ſeines inneren Friedens hinzuleiten. Dieſe Verſuche

bewirkten jedoch nie etwas Anderes, als daß Frosch einige Tage hindurch ausblieb, und erst vom Hunger gequält wieder erschien, wo er dann das naive Geständniß zu machen pflegte: Ich wollte Ihnen trotzen, aber mein Magen ist immer stärker, als mein Hochmuth.

An dem oben erwähnten Sonntage entspann sich, vor dem Speisen, zwischen Frosch und Falkensteiner folgendes Gespräch.

Falk. Haben Sie das Grabmal meiner verstorbenen Frau, das Sie mir zu zeichnen versprachen, schon angefangen?

Frosch. Ja, hab's da, kann es Ihnen auch schon geben! War heute von 6 Uhr Früh bis 11 im Freien, und außer dem Todtengräber und seiner Familie und seinen Hunden der einzige lebendige Bewohner des Schmelzer Gottesackers.

Falk. Ah, schön! Das haben Sie recht gut gemacht! Sie sind schnell gewesen bei der Arbeit.

Frosch. Nicht sehr, ich habe oft zu zehn Minuten lang ausgesetzt, und meine Betrachtungen angestellt. Das Wagengerassel der ferneren Straßen, der wirbelnde Lerchengesang und das ferne Getöse von Wien gibt eine eigene harmonische Tonmischung, die dort mit der herrschenden Ruhe kontrastirt. Alles stürzt sich in den wogenden Strom der Lust, Niemand kümmert sich um die Freunde, die ihm abhanden gekommen; die Todten haben den Sonntagsmorgen alleine und ungestört für sich; die Sonne geht wie eine aufgewandelte Hostie beim Todtenopfer über die Grab-

hügel hin, der Kelch der Leiden aber fehlt ihnen, denn dieſen haben ſchon die meiſten im Leben ausgetrunken, und die höhnende, lügende Natur wirft ihre blumendurchwirkten Teppiche über den vermodernden Staub. Es wird da das Gegentheil der alten Mythe *) ſichtbar, in der es heißt: daß durch das Säen von Steinen die Menſchen aus der Erde wuchſen, denn hier wachſen durch das Säen von Menſchen die Steine aus der Erde.

Falk. Sie ſind ja heute begeiſtert; ich hörte Sie noch nie ſo lange hinter einander reden.

Froſch. Das iſt mir jetzt leicht; denn was ich ſagte, habe ich draußen geſchrieben, und zwar auf das Blatt, auf welches ich mir früher die Contouren zeichnete.

Falk. Wollen Sie es mir nicht ſehen laſſen?

Froſch. O ja, iſt nicht ſo viel daran zu ſehen.

Falk. (nimmt das Papier und lieſt) »Phantaſien am Schmelzer Friedhofe! Was ſind Grabſteine? Kurze, ſkizzirte Lebensgeſchichten, auf denen die algebraiſchen Zeichen der Geburts- und Sterbejahre die Hauptrolle ſpielen, die wie Parantheſis und Clausdatur, wie zwei Einſchließungs-Halbmonde das ganze Erdenleben umſchließen, von welchem übrigens ſelten eine Erwähnung geſchieht. Oft ſind es ſteinerne Aushängſchilder ſteinerner Herzen, um die Niemand trauert,

*) Deukalion und Pyrrha, in verhüllende Gewänder gekleidet, warfen, der Mythe nach, Steine hinter ſich, die zu neuen Menſchen wurden.

als der steinene Engel mit der umgestürzten Fackel ohne Feuer, und mit den betrübten Augen ohne Thränen, und mit der trauernden gebeugten Gestalt, der übrigens durch das Leidtragen am Embonpoint noch kein Abbruch geschehen ist. Was ist aber der Mensch selber Anderes, als ein wandelnder Leichenstein, mit einer Inschrift voll Gedanken, Worte und Handlungen, die er selbst am besten zu lesen vermag, und die nur durch den Schlaf, und am Ende durch den Tod unterbrochen wird. Das, was ein solcher Leichenstein gewöhnlich nach Außen hin zur Schau trägt, sind glänzende, goldene Worte in der festen Lapidarschrift eines soliden Charakters, während im Innern nur der Moder und die Fäulniß der Selbstsucht wohnt.»

»Wie öde ist der Gedanke: Auch über dich werden einmal die Zeiten und der Jahreswechsel vorüberrauschen; bald wird der Blüten- und Blumenschnee mit seinem vielfärbigen Schleier dich bedecken, und bald der Winterschnee sein weißes gespenstisches Leilach über dich breiten. Da liegen sie unten die schmutzigen dummen Gerüste nach dem abgebrannten Feuerwerk des Lebens, die hohlen zerrissenen Raketen, die oft unter dem Beifallsrufen der staunenden Menge sich hoch in die Luft erhoben, und die sich im Emporsteigen selber auszischten, wie Menschen, denen es der innere Richter sagt, was eigentlich an ihnen ist, wenn auch das lobhudelnde Volk von Außen nur zu applaudiren und „Bravo» zu rufen versteht. Eben wird neben mir, wie es die geneigte Holztafel anzeigt, eine Sängerin

ausgegraben, deren eigenes Grab nur für den Zeitraum einiger Jahre bestimmt war. Ich entsinne mich, ihren Namen gehört zu haben; vor ungefähr fünfzehn Jahren machte sie im Kärnthnerthor Furore — ist nichts mehr da, als der Schädel — der wahrscheinlich öfter mit königlichen Diademen geziert war, als der einer wahren Königin. — Die Augenhöhlen kommen mir vor, wie verfallene Feueressen, auf denen glühende Blicke geschmiedet wurden. Siehe, auch sogar des Todtengräbers Taglöhner philosophirt; er betrachtet genau den Mund, und denkt sich wahrscheinlich: Wo sind jetzt die Nachtigallentöne, die einst daraus hervorgequollen? — Doch — wie hab' ich mich geirrt! Diese Leute sind praktischer, als man es denkt, er nimmt eingesetzte Zähne heraus, und lächelt: der Golddrath, der sich daran befindet, ist auch nicht zu verachten — der Mann versteht sein Gewerbe. — Doch nun an's Zeichnen des Grabmales — das Grabmal wäre leicht, schwerer ist der verwetterte Hintergrund von tausend und tausend Kreuzen, über welche die Pflugschaar des Todes alle zehn Jahre hinfährt, um diese Blumen der Erinnerung zu stürzen, und sie mit der schwarzen Erde zu verhüllen, auf der wieder neue Kreuze auf eben so lange Zeit emporblühen *). —

*) Die Mehrzahl der Grabmonumente, steht in den Wiener Begräbnißplätzen frei, denn die Wände sind schon längst gefüllt. Die großen Schachten, in denen für zehn bis vierzehn Individuen (groß und klein) Raum ist, werden nach Verlauf eines Decenniums geöffnet und neu ge-

Schon wieder der Huſten! Wenn es nun der Währinger-Pfiff ſein thun thäte? *)

Falkenſteiner hatte die letzten Zeilen geleſen, und ſprach: Sie ſollen aber mit Ihrem Huſten in der That keinen Spaß machen. Haben Sie ſchon einen Doktor zu Rathe gezogen?

Froſch. Wenn ich ſchon einmal expedirt ſein muß, wozu noch einen Doktor? Dann wird wohl der Huſten allein mit mir fertig werden. Doch, mein' ich, iſt es nicht ſo arg.

Falkenſt. Sie thun aber nicht wohl daran, wenn Sie die rechte Zeit verſäumen. Sie ſollen auch nicht ſo früh am Morgen in's Freie gehen, die Morgenluft iſt etwas zu rauh. Sind Sie heute in keiner Kirche geweſen?

Falkenſteiner fürchtete aus Ernſt, was Froſch halb im Spaß ahnte, und daher ſuchte er den Maler, dem das Scheiden von der Erde ſo nahe ſchien, auf eine Vorbereitung zum Tode hinzulenken, ohne ihm gerade dieſen nahen Tod als unvermeidlich vor Augen zu ſtellen. Froſch war über die an ihn geſtellte Frage betroffen, denn er mußte ſich dabei ſogleich denken: Warum fragt er mich eben jetzt, da ich ſchon einmal meine Geſinnung leiſe ausſprach, und er mich ſeitdem mit

füllt, natürlich ſchwinden dann auch die Kreuze; Monumente aus Stein, werden nur auf eigenen, nie auf Commun-Gräbern aufgeführt.

*) So wird unter dem Volke jener Huſten genannt, welcher ein hektiſches Leiden anzeigt; er hat ſeinen Namen vom großen Währinger Friedhofe; weil er ſeine Opfer dieſem, oder irgend einem andern in kurzer Zeit zuführt.

allen Bekehrungsversuchen verschonte? Falkensteiner mag ein religiöser Mann sein, er hat sich aber auch stets gegen mich tolerant erwiesen. Was nun antworten? Alle diese Gedanken zogen leicht und schnell am Geiste des Malers vorüber, nachdem die obige Frage an ihn ergangen war; und er sprach, wie folgt:

Frosch. Wenn ich beten will, kann ich es ja an allen Orten, ist denn Gott nicht allgegenwärtig? Bedarf er der Ceremonien und des Formenwesens?

Falkensteiner. Es darf Sie nicht verdrießen, wenn ich Ihnen über diesen Punkt reinen Wein einschenke: Ihre Einwendung ist das Ergebniß des flachsten Romanendeismus; und mir kommt sie um so abgeschmakter vor, weil ich ihre Oede und Leere an mir selber fühlte, ich war auch zu meiner Zeit ein Bilderstürmer und Allerweltsjunge, und weil ich die Pfeife gut kenne, aus der sie blasen, so dürfte es mir auch gelingen, Sie auf ihren falschen Fingersatz aufmerksam zu machen. — Ihr Ueberallgebet ist eine Lüge, denn der katholische Christ, wenn er den einfachsten Unterricht in seiner Glaubenslehre empfangen hat, wird, wenn er aus Selbstverschuldung die Kirche vernachlässigt, weder zu Hause, noch irgend wo anders etwas beten.

Frosch. Wenn Sie unter dem Gebete wieder nur die Form des Wortes verstehen, dann mögen Sie Recht haben, denn nur, wer sich der Form oder dem

Buchstaben ganz entrungen hat, der vermag es, dem Geiste nach zu leben, und zu beten.

Falkensteiner. Wie wollen Sie dies Entringen vom Buchstaben verstanden haben? Ich will es Ihnen erklären. Sie meinen damit wahrscheinlich, man könne hier auf Erden thun, was Einem gerade einfällt, und somit halten Sie das ganze Gesetz, was uns ist gegeben worden, für den Buchstaben, und das dem Menschen so wohlgefällige Handeln nach seiner Willkür, das soll höchst wahrscheinlich die Kraftäußerung des freien Geistes bedeuten, und das aus dieser Ansicht hervorgehende Gebet wäre, kurz gefaßt, folgendes: Mein Gott, ich bin schwach, und thue hier was ich will — was liegt Dir viel daran — du bist die Liebe, am Ende wirst Du uns Alle verklären! — Aber dies Gebet, obwohl ein irriges, weil es die Gerechtigkeit Gottes verläugnet, ist am Ende noch zu gut für Leute mit Ihren Ansichten. Sie sollen so beten, wie jener Franzose, den die Zeit mit ihren Philosophemen ganz und gar verwirrt gemacht hatte, und der einmal in Gefahr, das Bedürfniß des Gebetes in sich fühlend, sich auf folgende merkwürdige Weise an Gott wandte: Mein Gott, wenn es einen gibt, nimm meinen Geist, wenn ich einen habe, zu dir in den Himmel auf, wenn einer ist!

Frosch. Aber ich meine, es ist immer noch ein Unterschied zwischen einem Menschen ohne Religion und zwischen einem solchen, der zwar Religion besitzt, aber nicht Lust hat, sich zu einem Betbruder machen zu lassen.

Falkenſteiner. Sie irren, wenn Sie der Meinung ſind, dieſe ihre Worte könnten mich angreifen, ich ſage Ihnen ſogar, ich und jeder wahre Chriſt ſoll den Wunſch hegen, alle Menſchen zu Betbrüdern und Schweſtern im guten Sinne machen zu können, denn nur dadurch vermögen wir unſer Herz der wahren Liebe aufzuſchließen, wenn wir zu unſerm Vater beten; thun wir das nicht, ſo haben wir die Liebe verloren, und ſind mit unſern Komplimenten und Ceremonien, mit unſern Fortſchritten und unſerer Civiliſation nichts Anderes, als wilde Beſtien mit ſchön geſtreiften Fellen, die nichts Anderes ſuchen, als ihren Fraß und ihren Raub und ihre Luſt.

Während dem wurden die Beiden in's Speiſezimmer gerufen, es fanden ſich daſelbſt auch ein Paar andere Gäſte ein, und das begonnene Geſpräch war ſomit abgebrochen. Froſch gab ſich einſilbiger, als gewöhnlich. Durch ſeine kränkliche Reizbarkeit kam es, daß er jetzt leichter über etwas verdroſſen wurde, als früher. Er blieb durch einige Tage aus. Falkenſteiner beſchloß nun, ihnzu beſuchen und um die Urſache ſeines Nichterſcheinens ſich zu erkundigen. Froſch wohnte eben in der Kammer bei einem Schuſtermeiſter. — Ein Sohn des Schuſters lag im Todesröcheln, das letzte Stadium der Lungenſucht zeigte ſich an ſeinen erdfahlen Zügen, und an dem beſchwerlichen Ringen nach Luft. Falkenſteiner, nachdem er ſich erkundigt, ob Froſch zu Hauſe ſei, ſchritt ſchnell auf die Kammer desſelben los, und fand ihn gemächlich in ſeinem Bette

liegend, in Tabaksqualm eingehüllt und einen Roman von Cramer in der Hand. Frosch hätte, als er Falkensteiner sah, das Buch gerne verborgen, doch war es schon zu spät. Wie geht's Ihnen? fragte dieser: Was lesen Sie da? Frosch reichte das Buch verlegen hin. Falkensteiner hatte es kaum angesehn, als er es lächelnd wegwarf und sprach: Wenn ich es in den Händen eines Schustergesellen fände, so würde es mich nicht Wunder nehmen.

Frosch. Der Büchelmann (herumwandernde Leihbibliotheksinhaber) hatte eben nichts Anderes.

Falkensteiner. Wie mögen Sie sich denn damit entschuldigen! Stehen Ihnen nicht alle meine Bücher zu Gebote? Warum begehren Sie von mir nichts? Der arme Mensch im Zimmer draußen scheint eben im Sterben.

Frosch. So? Nun, war ohnedies keine Hilfe, er hat schon lange herumgezogen — nimmt doch einmal das Husten ein Ende.

Falkensteiner. Sie sprechen sich in der That höchst menschenfreundlich aus!

Frosch. Warum? Helfen kann ich ihm nicht, und wenn er stirbt, ist es für ihn die größte Wohlthat.

Falkensteiner. Warum sind Sie denn schon so lange nicht zu mir zum Speisen gekommen? (Keine Antwort.) Sind Sie vielleicht krank, und können nicht aufstehn, so werde ich Ihnen etwas schicken.

Frosch. Ist nicht nöthig, ich kann schon selber kommen; mir ist das Aechzen des Kranken

ohnehin zuwider; ich werde mich hier bald aus dem Staube machen.

Falkenſteiner entfernte ſich — Froſch erſchien zu Mittag, und bat um eine Lektüre, es wurde ihm unter andern Büchern belletriſtiſchen Inhalts auch Stolberg's Büchlein von der Liebe angeboten, er ſchlug es auf, gab es aber ſogleich zurück, als er bemerkte, daß der Inhalt desſelben ein religiöſer ſei. Geben Sie mir lieber etwas von Shakespeare, ſagte er zu Falkenſteiner. Dieſer zeigte ihm die Werke des genannten Dichters, mit der Bemerkung: Hier wählen Sie ſich aus, was Sie wollen; ich halte Shakespeare ſelber für den größten aller Dichter, aber das Eine, was Ihnen noth thut, das kann er nicht; nähmlich: Sie auf den rechten Weg bringen.

Wie nun Froſch lebte und zehrte, wenn er es nicht für gut fand, den Freitiſch Falkenſteiners zu beſuchen, dies zeigte ſein nachläſſig geſchriebenes Buch der Ausgaben, in welchem an jenen Tagen oder Wochen, an denen er nicht erſchien, folgende Notizen à la Falstaff *) ſich vorfanden:

Wurſt 5 kr.,
Tabak 3 kr.,
Brot 2 kr.,
Bier 12 kr. auch bisweilen 20 kr.

*) Siehe Shakespeare's Heinrich IV. 1. Theil, 2. Act. letzte Scene.

Seine Gesundheit nahm daher sichtlich ab, oft hatte er auch nicht Geld genug, um die angezeigten Bedürfnisse zu erschwingen, und dann bildeten Tabak und Brot die einzigen ärmlichen Ausgaberubriken. Stolz, Nonchalance und Faulheit brachten den genialen Menschen so sehr herab; Falkensteiner nahm ihn endlich, um eine geregelte Thätigkeit in sein Leben zu bringen, ganz in sein Haus auf, und wies ihm zur Wohnung das erste Stockwerk eines Gartenhauses an. Nun wurde Frosch in der That fleißiger, aber auch von Tag zu Tag kränker. Endlich bewog ihn Falkensteiner, den Doktor Ulemann zu Rathe zu ziehen. Frosch wollte nur von einem Manne Heilmittel annehmen, dessen Genialität erwiesen war. Falkensteiner, der den Doktor kannte, übernahm es selbst, seinen Kranken aufzuführen. Der Doktor, schon früher von den Talenten und der Lebensweise des jungen Mannes unterrichtet und seinen traurigen Zustand bemitleidend, empfing ihn liebevoll. Frosch, der vor dem großen Rufe des Arztes, den sich dieser in mehreren Gebieten der Wissenschaft erworben, auch eine große Achtung hatte, trat schüchtern ein, seine Befangenheit mochte noch durch den Umstand erhöht werden, daß der Doktor nicht für Geld kurirte, und daß seine Diagnose gewöhnlich haarscharf über Tod und Leben entschied. Ulemann hatte kaum die Schüchternheit des Malers bemerkt, als er ihn bei der Hand faßte und zu sich auf einen Sessel zu sitzen zwang: Wo fehlt es Ihnen, armer Mann?

So wurde der Kranke angeredet, — dem Doktor wären aber alle Fragen und Antworten nicht nöthig geweſen, denn er hatte im erſten Augenblicke genug aus dem Geſichte des Kranken geleſen, um ihm ſagen zu können: Freund, für dieß Leben biſt Du verloren! Er ſagte es aber nicht, ſondern verabreichte dem Maler einen Thee, und gab ihm den Auftrag, wenn es mit ihm vielleicht ſchlimmer würde, ſo ſolle er ſich wieder ſehen laſſen. Froſch war über die menſchenfreundliche Behandlung des Arztes gerührt, und ſagte im Fortgehen zu Falkenſteiner: Wenn ich geſund werde, ſo will ich ihm ein Bild malen, welches ihm Freude macht; kaum aber hatte Froſch dieſe Worte ausgeſprochen, als er auch ſchon wieder den Muth ſinken ließ, und ſchwermüthig lächelnd ſagte: Der Doktor meinte, wenn es ſchlechter wird, ſoll ich wieder kommen; er gab mir wohl einen Thee, ſah mir es aber wahrſcheinlich auch an, daß ich ſchon den Thee habe *).

Zu dieſer Zeit hatte Froſch eben ein Bild für einen geachteten Geiſtlichen gemalt, als er es nun demſelben brachte, fragte ihn dieſer, was ihm fehle, weil er nicht ganz gut ausſehe. — Ich bin krank, erwiederte Froſch betrübt, und wie es mir ſcheint, ſehr krank. — Wenn Sie nun, ſprach Jener weiter, bettlägerig werden ſollten, haben Sie auch einen Ort, wo Sie auf die gehö-

*) »Den Thee haben« iſt eine Wiener Redensart und bedeutet: eine Krankheit haben, bei der an kein Geſundwerden, oder bei Kaufleuten, in einer Finanzenverwirrung ſein, bei der an kein Aufkommen zu denken iſt.

rige Pflege hoffen dürfen? — Ich habe wohl Bekannte, aber ich will Niemand zur Last fallen, lieber möchte ich auf einem Feldweg sterben.

Nun, auf den Fall, daß Sie sich legen müssen, kommen Sie zu mir — ich will sorgen, daß Sie in's Hospital der grauen Schwestern kommen.

Aus den Augen des Malers quollen Dankesthränen, er sprach gerührt: Ich meine, ich bin jetzt schon in dem traurigen Zustande, den gütigen Antrag annehmen zu können. —

Frosch ging zu Falkensteiner, und bedankte sich nach dem Mittagsmahle für das Gute was er bei ihm empfangen; er sagte in seiner naiven Tirolerweise: Seh's wohl ein, daß ich mich gegen Sie oft eselhaft benommen habe, aber Sie sind gescheidter und besser gewesen, als ich, mög' es Ihnen Gott vergelten, ich werde Ihr Haus kaum mehr betreten." Falkensteiner, den die Sprache, weil er sie von Frosch nicht gewohnt war, um so mehr ergriff, ging in ein anderes Zimmer, um eine Thräne zu verbergen. Bald kehrte er wieder, sprach dem Maler Trost zu, und meinte, er dürfe die Hoffnung noch nicht aufgeben. Es waren zwei Briefe an den Maler angekommen, denn seit zwei Jahren hatte Frosch seine Freunde ersucht, jedes Schreiben an Falkensteiner zu adressiren, um wegen dem beständigen Wohnungswechsel nicht immer neue Adressen in die Ferne berichten zu dürfen.

Der eine Brief war von den Behörden seiner Vaterstadt, und enthielt die unter andern Umständen gewiß

erfreuliche Nachricht, daß eine Verwandte ihm in ihrem Teſtamente 600 fl. vermacht habe, welches Geld er in ungefähr einem Jahre nach gehöriger Ausweiſung zu Wien erheben könne.

Nun, ſagte Froſch, den Brief ſeinem Freunde hinreichend, jetzt hab' ich es wenigſtens ſo weit gebracht, daß ich ein Teſtament machen kann; denn ich ſelber werde von dieſem Gelde kaum mehr etwas berühren.

Er las den andern Brief — der war von Rund, dieſer hatte ihm ſchon über Ein Jahr lang nicht geſchrieben — Froſch war begierig, was der Brief enthalten wird, denn Rund war auch Maler geworden, und hatte ſich ſchon über zwei Jahre zu Rom aufgehalten. Er ſchrieb:

Rom.

Lieber Freund!

Die Zeit iſt nahe, wo ich Dich ſehen werde! ich zittere vor Freuden, wenn ich an unſere Zuſammenkunft denke — ich gehe bald nach Wien. Ich verlegte mich ganz auf die Hiſtorie und, Gott ſei Dank, nicht ohne Glück. Ich hoffe, Arbeit genug zu bekommen, die mir behagt. Wie bin ich begierig, etwas von Dir zu ſehen! Wäreſt Du nur hier, da herrſcht reges Leben in der Kunſt; Vater Koch *) hätte eine pudelnärriſche Freude, wenn Du ſein Schüler würdeſt; er iſt ein eben ſo origineller Kerl, wie Du. Als ich ſeine Rumforder

*) Ein berühmter Landſchaftsmaler (gebürtig aus Tirol), der aber jetzt ſchon todt iſt.

Suppe *) las, dachte ich oft an Deine Kunstansichten, die Du schon als Studiosus bisweilen ausgesprochen. Vielleicht gehen wir einmal mitsammen in den Himmel der Kunst, nach Italien, denn ich bin nicht Willens, mich für immer in Deutschland niederzulassen. — Uebermorgen reise ich schon ab, bald also werde ich dem Briefe nachfolgen. Ich wollte Dich Anfangs überraschen, und Dir meine Ankunft nicht melden, aber die Freude macht mich geschwätzig. Eben holt mich ein Freund ab, daß ich mit ihm verabredeter Maßen die Peterskuppel besteige. Ich sah schon öfter die schöne Welt, von da droben aus, zu meinen Füßen liegen, mein Freund wird sie heute zum ersten Mal sehen. Ich nehme eine Bleifeder mit, und vollende droben den Brief. Wie müßt ihr euch nun plagen, ihr Füße, um den Augen eine Freude zu machen.

Von der Peterskuppel.

Roma, die Stadt der Weltgeschichte, liegt auf zwölf Hügeln ausgebreitet zu meinen Füßen! Was hätte Cäsar oder Oktavian August für eine Freude gehabt, wenn sie von diesem erhabenen Standpunkt aus die Stadt ihrer Triumphe, das Zauberland ihres Ruhmes gesehen hätten? Wie hätte es Nero ergötzlich gefunden, von hier aus sein großes Feuerwerk anzuschauen, als es ihm einst in den Sinn kam, die ganze Stadt Rom als ein Feuerwerksgerüste, und die Römer

*) Ein sarkastisches Buch über Kunst, Künstler und Kunstkennerei, von Koch.

als herum fahrende, pfeifende, praſſelnde Raketen zu betrachten. — Welch' ein Chaos von Paläſten mit marmornen Treppen und Säulengängen, von altergeſchwärztem Mauerwerk und jugendlich grünenden Cypreſſen, von ſteinernen Obelisken und Springbrunnen, die aus der Mitte ihrer Marmorbecken aufwachſen, wie Lilien in Porzellangefäßen; von zerſtörten heidniſchen Tempeln, an deren Säulen der Epheu rankt, und von chriſtlichen Kirchen, ob deren Kuppeln und Thürmen die Kreuze im Sonnengold ſtrahlen! Weiße Villen glänzen in der Ferne auf dem dunkeln Grunde von Citronen- und Eichenhainen! Die vergeßliche Tiber rinnt ſo unſchuldig dahin, als ob ihre gelben Wellen nie angeſchwollen wären von vergoſſenem Menſchenblut. Spielend wälzt ſie ſich in den grünen Matten der Campagna, wie eine ausruhende Rieſenſchlange, welche einmal die Welt umſchlungen! O Rom! Rom! Rom! Schade, daß ſo viele Menſchen ſterben müſſen, ohne Dich geſehen zu haben; der Dich je ſah, trägt einen Himmel der Erinnerung in ſeiner Seele! Und der von Dir hörte, der müßte kein Menſch ſein, wenn die Sehnſucht, Dich zu ſehen, ihn nicht verglühte! Freund, ich komme zu Dir, und möge es der Himmel fügen, daß wir einmal mitſammen reiſen in's neue Jeruſalem. Bald ein Mehreres mündlich von

Deinem

aufrichtigen Freunde
Thomas Rund.

Ich bekomme Geld und Freunde, wenn ich wahrscheinlich keines von Beiden mehr brauchen werde; — so dachte sich Frosch — faltete den Brief, ging in das Gartenhaus, machte dort noch einige Pinselstriche an einer halb vollendeten Landschaft, und rauchte seine letzte Pfeife; dann empfahl er sich von seinem Freunde, bat ihn, er möge seiner nicht vergessen und ihn bisweilen besuchen — hierauf ging er in's Spital.

Zwanzigſtes Kapitel.

Beſuche im Spitale.

> No veas hombre en el Mundo, a quien no pienses, que has de tener en lugar de propio hermano, con cuya prosperidad no te regocijes, y te entristezcas con su adversidad.
>
> Juan Luis Vives.

Spital, ſchauerliches Haus! Dicker Lexicon voll fürchterlicher Worte, die zwiſchen dem erſten Buchſtaben: Armuth, Ausſatz, Alter, und dem letzten: Zucken, Zugpflaſter, Zuſammenpacken und Zwangsmittel ſich hinziehen! Großes Theater des Elendes, wo der Tod mit ſeiner Senſe, wie ein Souffleur mit ſeinem Stäbchen, einem Schauſpieler nach dem andern zum Abgehen winkt! Spital! Du mit großen Frakturbuchſtaben geſchriebenes Zeugniß von dem Miſere des Menſchenlebens! Geöffneter Rachen, der nie geſättigt wird, und immer lüſtern iſt nach neuen Seufzern, und dem krampfhaft ausgeſtoſſenen Todeshauch! Wie ſchauerlich und ergreifend iſt deine Schattenſeite! Doch ſoll uns auch die Betrachtung von deiner Lichtſeite aus nicht entgehen; denn Dein Entſtehen iſt begründet auf den chriſtlichen Werken der Barmherzigkeit, und je weniger du verrückt

wirſt von deinem Fundamente, deſto mehr vermagſt Du auch Armuth und Noth, Krankheit und Schmerz zu lindern, deſto mehr wird in Deinen Mauern, nicht nur das leibliche Geneſen gefördert, ſondern auch auf das Geſunden des Geiſtes hingewirkt werden. Was für ein himmelweiter Unterſchied in der Krankenpflege zwiſchen Wärterinnen die um des irdiſchen, und ſolchen, die um des himmliſchen Lohnes willen dienen! Wer vermag von den erſtern, welche das liebe Geld zum Dienſte berufen hat, immer den ſchmutzigen Eigennutz, oder ſittenloſe Roheit zu entfernen! Wer vermag hingegen den letzteren ihre Hingabe und Aufopferung, ihr Verzichten auf alle Lebensfreuden und ihre von Gott ausgegangene und zu Gott führende Liebe belohnen? Kein Menſch auf Erden! Die Hoſpitäler der barmherzigen Schweſtern ſind Einer von den vielen Beweiſen für die Wahrheit der Kirche, einzig nur aus ihrem Schooße vermögen ſolche ſegensreiche Inſtitute hervorzugehen; ſelbſt dem frivolſten und geiſtloſeſten (weil ganz in der Materie verſunkenen) Spötter ſtockt das Wort auf der Lippe, wenn er dieſe frommen Jungfrauen, (um nicht, wenn er ihr Wirken als ein vom Himmel ausgegangenes erkennt, in den Lebenskreis des katholiſchen Chriſtenthums gezogen zu werden) als Schwärmerinen erklären will.

Unter ſolcher Pflege befand ſich der leidende Froſch. Als am erſten Tage der Geiſtliche erſchien um den Kranken zum Empfange der Sakramente vorzubereiten, zeigte er ſich ganz willig und ſtellte nur die Bitte,

man möge ihm jenen Priester herbeirufen, durch dessen Fürsorge er sogleich in dieses Hospital aufgenommen ward. Die Bitte wurde ohne Umstände gewährt, denn Frosch war noch nicht in Todesgefahr. Der Gerufene erschien am nächsten Morgen. Einen Tag darnach erhielt Frosch einen Besuch von Falkensteiner, und wir wollen den Dialog welcher zwischen Beiden gehalten war, so viel als möglich getreu wiedergeben; und nur das Unbedeutende aus demselben ausscheiden.

Falkensteiner. Nun wie geht es Ihnen?

Frosch. Ich muß Ihnen schon das antworten, was einmal ein Lahmer zu einem Blinden auf diese Frage erwiederte, nämlich: wie Sie sehen!

Falkensteiner. Sie scheinen ja nicht so übel aufgelegt zu sein?

Frosch. Das ist leicht möglich, einige Tage früher war ich der Verzweiflung nahe, jetzt ist mir leicht und gut, nur werd' ich bisweilen von einer Bangigkeit befallen. Sie sehen mich so traurig an, und halten mich wahrscheinlich noch für den verstockten Philosophen, der ich früher war — doch das hat sich geändert. Ich bin bekehrt — für diese Welt zu spät, für die andere aber denk' ich eben recht.

Falkensteiner. Es wäre Verstellung, wenn ich nicht meine Freude über ihre Nachricht aussprechen würde, ich bin aber begierig zu wissen, was zu ihrer Willensänderung Veranlassung gab?

Frosch. Veranlassung? O wie oft hätte ich diese im Leben gehabt — aber ich wollte nicht. Als am

ersten Abend eine Schwester vorbetete, und feierliche Stille im Saale herrschte, da war es mir, als ob mein Herz zerrissen würde, ich kämpfte eine Zeit mit mir — endlich aber quollen meine Thränen, der verstockte Wille brach — ich betete seit Jahren zum Ersten Male es kehrte der Gottesfriede in meiner Seele ein. — Mit mehr Liebe und Aufopferung, wie ich da die Kranken und mich behandelt sehe, kann eine Mutter ihr Kind nicht behandeln. Wenn es möglich wäre, so müßte sich hier selbst der Teufel bekehren! derselbe Teufel, über den ich so oft in lustiger Gesellschaft meine Witze machte. — Wie ist mir jetzt alles so klar, weil ich nur selber will! Warum sollte Gott der die Menschen schuf, nicht auch geistige Wesen geschaffen haben, und warum sollten unter ihnen nicht welche gewesen sein, die im Stolze gegen ihren Schöpfer sich empörten? — Habe doch auch ich mich gegen meinen Gott empört, und bin lange Zeit ein Teufel, und das noch ein recht ein dummer Teufel gewesen. — O wie dünkte ich mich weise, wie verachtete ich alles, was meinen Ansichten entgegen war, und wie sehr bewundere ich jetzt Ihre Geduld und Ruhe, mit der Sie oft zu mir sprachen.

Falkensteiner. Aber wird Sie das Reden nicht zu sehr anstrengen?

Frosch. Anstrengen? Was kann es mir denn viel schaden? Was ich Ihnen sage ist freilich alt, Sie wissen das längst — aber es macht mir Freude, meine trostvollen Gedanken mittheilen zu können, besonders

Ihnen, der Sie jederzeit an meinem Wohle so herzlichen, und von mir so wenig verdienten Antheil nehmen. Hier ist das Büchlein von der Liebe, das ich aus der Bibliothek des Hauses zu leihen nahm, und das ich noch nicht gar lange bei Ihnen verschmähte! Warum werden Bücher von so himmlischer Geisteskraft, und überzeugender Wahrheit so wenig gelesen? — Wenn ich es nur noch erlebe, meinen Freund Rund zu sehen, er wird von Rom kommen — er war immer gut gesinnt und führte ein gerechtes Leben; in seiner Nähe wagte ich nie zu spotten, und doch hätte ich ihn oft gern von der Kirche, in der er mit ganzer Seele lebte, auf meine sogenannte philosophische Seite herübergezogen. Wie wird es ihn so innig freuen, wenn er vor meinem Hinscheiden aus meinem Munde hört, daß ich mich auf's Neue in das Buch des Lebens habe einschreiben lassen.

Ueber Verschiedenes wurde noch gesprochen — am Ende vermachte Frosch dem nun geehrten Wohlthäter sein Tagebuch — in welches er aber jetzt noch Mehreres schreiben wollte, und dessen früher geschriebene Seiten er bisweilen lächelnd durchblätterte. Als Falkensteiner ihm die Bestimmtheit seines Todes ausreden wollte, sagte er, (wie es bei Lungensüchtigen gewöhnlich nicht der Fall ist, welche so gerne jede Idee, die eine Lebensvertröstung enthält, auffassen,) bestimmt und fest: Ich werde bald sterben, ich fürchte mich wohl und zage, aber ich verzweifle nicht und verzage auch nicht. Ich darf ja auf ein gnädiges Urtheil hof-

fen! Als ſich Falkenſteiner empfahl, rief ihm der Kranke noch nach: Bringen Sie mir was zur Unterhaltung zu leſen, aber doch ein Buch das auf die Ewigkeit Bezug hat — z. B. vom frommen Claudius, den ich früher zu leſen unter meiner Würde hielt.

Nach einigen Tagen ſtellte ſich bei Froſch ein Beſuch anderer Art ein. Es kam nämlich ein ganz wüthender Künſtler, der früher öfter mit Froſch in Geſellſchaft war, und mit ihm auch gleiche Geſinnung theilte. Nach den gewöhnlichen Fragen, die man an einen Kranken ſtellt, und den Tröſtungen, die man ihm vorſagt, fuhr der Freund des Kranken auf einmal wie eine Schlange auf, als er dieſen von Gottergebung reden, und die Worte des Heilandes anführen hörte: Wer an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht ſterben. — Wie, rief er aus, Dich haben ſie alſo auch herumgekriegt, und Du haſt Deinen freien Geiſt knechten laſſen, und wagſt es nicht, zu ſterben in der Naturinnigkeit, und Deinen Geiſt abzuliefern an die Uridee, von welcher er ausgegangen? Pfui der Schande, ich hätte Dich nimmer für ſo charakterlos gehalten, bei dem Syſtem, was der Menſch einmal aufgefunden und was er anerkannt hat, dabei ſoll er bleiben, und damit ſoll er, wenn es noth thut, auch ſterben.

Uebrigens iſt ja Dein Tod nicht gewiß! Ja, erwiederte Froſch, mein Tod iſt gewiß, aber was Du da geſagt haſt, das iſt ein Unſinn. — Siehe, lieber Freund, entgegnete der Maler, der mehr von einem Verſucher als von einem Beſucher an ſich hatte,

aus Dir redet die Schwäche, die Festigkeit des Charakters ist von Dir gewichen. Erlaube mir, sagte Frosch nach einer Weile, mit starren Augen den Furioso anblickend, erlaube mir nur einige Worte: Gesetzt den Fall, mein jetziger Glaube wäre nur ein beseligender Wahn, der mir das Sterben leicht macht, wäre jener nicht ein Teufel, der ihn mir entrisse? Nun ist aber die Sache umgekehrt — und Du lebst im Wahn, aber in einem Wahn der Dich unglücklich macht, und das ewig, wenn Du ihn nicht bei Zeiten fahren lässest; ist es denn nicht sogar eine Pflicht von mir, wenn ich thue, was ich kann um Dir die Augen zu öffnen? Da es mir unmöglich ist, den ganzen großen Schaden gut zu machen, denn ich durch meine Zunge in der Zeit des Irrthums angerichtet, ist es nicht meine Pflicht, ihn zum Theile, und so viel ich kann, zu vergüten? Sage mir davon nichts, erwiederte der Andere, sich die geistigen Ohren zuhaltend, sei es, wie es immer sei, das mußt Du mir doch gestehen, daß der kein Mann ist, der auf dem Wege umkehrt, den er Jahre lang gewandelt; denn er zeigt einen unverzeihlichen Wankelmuth, aber keine männliche Beständigkeit.

Als Frosch diese Worte vernommen, zuckte ein sarkastisches Lächeln über seine fahlen Züge, es war der Vorbote eines Gedankens, der in ihm aufdämmerte, und mit welchem er dem Andern sein unsinniges Beständigkeitsprinzip beleuchten wollte. Höre, sagte er zu ihm, und unterbreche mich nicht, bis ich ausgeredet habe. Gesetzt den Fall: Du reisest von Brünn

nach Wien, und es begegnet Dir ein Freund auf dem Wege, der gegen Brünn zugeht, und Du fragst ihn: »He Alter! wohin?« Und er antwortet Dir: »Ich will nach Rom!« so wirst Du diese Antwort für einen Scherz halten — wenn aber der Andere im Ernste dabei verharren sollte, so wirst Du ihm sagen: »Freund! Du gehst gerade den entgegengesetzten Weg, kehre um, und geh mit mir, sei kein Narr!« und der erwiedert Dir, dich stolz anblickend: »Ich bin ein Mann und bleibe beständig, und werde es selbst im Irrthum bleiben. Uebrigens ist ja ein altes Sprichwort, und das heißt: es geht der Weg überall nach Rom! und sollte ich nun schnurgerade um die Erdkugel wandern müssen, ich gehe nicht zurück!« und Du sagst ihm wieder: Es wird Dir aber der eisige Nordpol im Wege liegen, und der wird Dich kalt machen für immer! Und er erwiedert auf's Neue und zwar mit philosophischer Kälte: »Nun gut, so erfriere ich, und habe wenigstens den Trost, daß ich als Mann erfroren bin!« Du! nachdem Du diese letzte Rede vernommen, wirst weiter gehen, und dir denken: Der Kerl ist verrückt, es läßt sich kein vernünftig Wort mit ihm reden, ich habe das Meine gethan, ihn abzuhalten, da es aber nichts gefruchtet, so soll er meinetwegen zum Teufel gehen. — Verstehst Du nun was ich mit dem Gleichnisse haben will?

Ja wohl, erwiederte der Andere, nur hab' ich das Eine dagegen einzuwenden, daß der Weg zur Wahrheit schwerer zu finden sein dürfte, als der Weg nach Rom.

Und ich, sagte Frosch, (nach einem Band von Claudius greifend, der ihm auf sein Verlangen von Falkensteiner war gesandt worden,) bin vollkommen überzeugt, daß jeder dieser Wege gleich leicht zu finden ist, wenn man nur auf einen Rath hört und sich nicht selbst für weiser hält als die ewige Weisheit. Hier las ich eben zuvor ein Gleichniß, welches deine Einwendung in's wahre Licht zu stellen vermag; und der Andere las flüchtig die bezeichnete Stelle:

»Es war einmal ein Edler, dessen Freunde und Angehörige durch ihren Leichtsinn um ihre Freiheit gekommen, und in fremden Landen in eine harte Gefangenschaft gerathen waren. Er konnte sie in solcher Noth nicht wissen, und wollte sie befreien. Das Gefängniß war fest verwahrt, und von inwendig verschlossen, und Niemand hatte den Schlüssel. Als der Edle sich ihn nach vieler Zeit und Mühe zu verschaffen gewußt hatte, band er dem Kerkermeister Hände und Füße, und reichte den Gefangenen den Schlüssel durch's Gitter, daß sie aufschlößen, und mit ihm heimkehrten. Die aber setzten sich hin um den Schlüssel zu besehen, und darüber zu rathschlagen. Es ward ihnen gesagt, der Schlüssel sei zum Aufschließen, und die Zeit sei kurz. Sie aber blieben dabei, zu sehen und zu rathschlagen, und einige fingen an, an dem Schlüssel zu meistern, und daran ab- und zuzuthun. Und als er nun so nicht mehr passen wollte, waren sie verlegen, und wußten nicht, wie sie ihm thun sollten. Die An-

dern aber hatten ihren Spott und sagten, der Schlüssel sei kein Schlüssel, und man brauche auch keinen."

Nachdem der Freund Frosch's diese Stelle gelesen hatte, legte er das Buch auf ein neben dem Bette stehendes Tischchen, und entfernte sich mit den Worten: »Lebe wohl, ich habe eben jetzt einen nothwendigen Gang, ich wünsche Dir Besserung, und werde Dich bald wieder besuchen." So ging er fort, aber er besuchte Frosch nimmer, und besserte sich selbst im geistigen Sinne, wie zu vermuthen, eben so wenig, als bei Frosch im leiblichen an eine Besserung zu denken war — aber wahrscheinlich hält er sich noch für einen Mann von Grundsätzen, von festem Charakter, von eisener Beständigkeit, und dieser erhabene Gedanke ist sein Stolz und seine Freude — so lange es gehen mag.

Verlassen wir nun auf eine Weile das Spital, und begeben wir uns unter einen sehr belebten Thorweg eines Durchhauses der guten Stadt Wien. Wir sehen dort zwei junge Männer beschäftigt, ober einer hölzernen Bude mit Glasfenstern, einen Schild mit goldenen Lettern aufzuhangen; nachdem diese bedeutende Arbeit geschehen ist, stellen sich die beiden mit verschränkten Armen in die möglich weiteste Ferne, und betrachten mit sichtlichem Vergnügen die goldene Aufschrift, welche lautet: Riecke und Wenicken. Die beiden Männer haben ein Geschäft auf eigene Faust unternommen, und fühlen sich glücklich inmitten ihrer Barometer und Perspektive, denn die Erstern zei-

gen ihnen bei ihrem Geschäfte: Schön Wetter, und durch die Zweiten erblicken sie goldene Berge. Wir wollen ihnen zu ihrem Unternehmen alles Gute wünschen, und stellen uns, (es kommt ohnehin schon der Abend heran,) ein wenig in ihre Nähe, um ihr Gespräch zu hören.

Wenicken. Ich sage Dir nur Ladewich, laß erst den Tag 'ran kommen, was da die Buchstabens für eine Glorie machen werden!

Riecke. Ich glaube, wenn mein Vater hier sein dhun thäte, und seinen Nahmen in Gold sehen könnte, er möchte vor Freuden einen Kirsch und Nelken genießen.

Wenicken. Und wenn das so fortgeht, so kann es noch ein wahres Vergnügen werden, denke Dir, heute allene sind an die zwei Dutzend Brillen, drei Perspektive, und fünf Barometers losgegangen. Das wäre doch der Deubel, wenn unser Renomeh nicht immer stärker werden thete. Für heute wollen wir unser Conthor zuschließen, und nachsehen, was zu Hause unsere Gesellen machen dhun.

Riecke. Hast Du schon gehört, der Maler Frosch geht och auf den letzten Beenen, wir sollten ihm doch mal 'ne Visite machen, es ist immer ein fideler Kautz gewesen, und hat sich nie nicht genirt mit uns zu gehen, als wir noch arme Deubel waren.

Wenicken. Ja, ja, ich bin dabei, morgen ist Sonntag, weißt Du sein Logis?

Riecke. Es ist in Gumpendorf, die Leute dhun es bei die grauen Schwestern heißen, 's ist so 'ne Art

Spital, und für Kranke soll's dort gar nicht übel sein.

Wenicken. Nu, wir wollen seh'n; von dort glaub' ich, ist nicht sehr weit zu die kleene Linie, da haben wir schon eenmal schönes Bier getrunken, wir wollen nach der Visite hinausgeh'n.

Riecke. Aber in keene Kneipe, das ist an Sonntagen sehr unanständig und gemeene, wir gehen in ein Kaffehhaus, zahlen da für die Halbe um einen Kreuzer mehr, und haben dafür solide Gesellschaft.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß Frosch am folgenden Nachmittage seine zwei Freunde auf Besuch bei sich sah, die ihm in ihrer gemüthlichen Weise den Trost des Dableibens und Besserwerdens zusprachen. Sie erkundigten sich genau um die Bedienung, Pflege u. s. w. des Hospitals, und fanden den wachseingelassenen Fußboden, den hohen Saal, die reinen Betten, und alles miteinander recht schöne. Mehr Freude aber noch als Frosch, mochte sein Bettnachbar über den Besuch haben, denn auch er war ein gebürtiger Berliner, und hatte, wenn er auch schon lange Jahre nicht mehr daselbst hauste, doch die lieblichen Mauern seiner Vaterstadt, an denen im Sturme sich die Wogen des Brandenburger Sandmeeres brechen, nicht vergessen. An dem nämlichen unheilbaren Uebel wie Frosch leidend, verscheuchte er doch bald seine trüben Gedanken, als die Jugenderinnerungen in seinem Geiste auftauchten; die jungen Landsleute fragten ihn, wie er denn in's katholische Spital käme? Er sagte

ihnen, daß er Katholik sei, daß er aber auch als Protestant hereingegangen wäre; er zeigte ihnen auch Einen ihrer Confession, und bemerkte am Ende, im Elend sucht man dort Hülfe, wo man sie findet, und Pflege wo sie am liebreichsten ist. Es gewährte ihm auch noch einen Herzenstrost auf dem Krankenlager, seinen jungen Landsleuten von den Heldenthaten zu erzählen, deren er sich schuldig gemacht, und von der fürchterlichen Courage, mit der er in den Kriegszeiten behaftet war; die Erzählung seiner glorioſen Ereigniſſe wurde aber mit der wahrscheinlich schon stereotypen Phrase begonnen: Jungens, ich hab' auch mitgeholfen, Anno 13 die Karre aus'n Dreck schieben, ich hab' Euch Allens mitjemacht u. s. w.

Die Berliner entfernten sich, und im Fortgehen sagte Weniken zu Riecke: Was meinst Du, könnte man denn nicht bei uns auch so'n barmherziges Spital aufrichten? — O ja, ich wüßte nur eenen Hacken, ich meene man krigte bei uns keene Mädchens dazu. — Du kannst recht haben, Ladewich, sagte nach einigem Nachsinnen Weniken zu seinem Freunde, es würde in Berlin sehr daran manjeln, und das ist wegen die Verhältnisse!

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Das letzte Blatt im Lebensbuche des Max Froſch.

> Questo è tempio di Dio: qui son le sedi
> De' suoi guerrieri, e tu avrai loco in queste.
> Quando ciò fia? Rispose. Il mortal laccio
> Sciolgasi omai, s'ai restar qui m'è impaccio.
> La Gerusalemme liberata XIV. 7.

Das Tagebuch eines Menſchen, der mehr in daſſelbe hineinzuſchreiben weiß, als ſeine Ausgaben und Einnahmen, ſeine Unterhaltungen und Landparthieen, ſeine: dort geweſen und da geweſen, Jener mit geweſen und Dieſe mit geweſen, gut unterhalten oder ſchlecht unterhalten, das Tagebuch alſo eines Menſchen, der das hat, was man Geiſt nennt, wird ein treueres Bild ſeiner Seele ſein, als ſeine anderweitigen Worte und Handlungen, welche mit Vexir- oder Hohlſpiegeln eine Aehnlichkeit haben, weil dieſe ſelten den innern Willen und Gedanken in ſeiner aufſtrebenden Freiheit zeigen, ſondern ihn nur mit dem Bimsſtein des Savoir vivre abgeſchliffen, und mit der Politur der Civiliſation geglättet zur Schau tragen.

Diese Periode muß wohl zunächst deßwegen hier ihren Platz finden, weil sie das öftere Anführen von Tagebuchsextracten beschönigen soll. Hier folgen nun die letzten niedergeschriebenen Gedanken von Max Frosch:

Auszug aus dem Journal eines den Tod Erwartenden.

Wie viel anders sieht der Mensch das Leben an, wenn er sich der, für den Augenblick süßen Meinung hingibt, es dauert noch recht, recht lang, z. B. ein halbes Jahrhundert; als wenn er die Ueberzeugung hat, daß es recht, recht bald damit zu Ende gehe. Der letzteren Ueberzeugung bin ich. Mein Leben war verfehlt, das Andenken an die Vergangenheit brennt in meiner Seele, es brennt noch fort, nachdem ich die Schale reuiger Zähren darüber ausgegossen. — Könnte ich jetzt reden — fürwahr ich würde ein anderes Glaubensbekenntniß ablegen, als das, mit welchem ich mich öfter auf Bierbänken in flotter Gesellschaft gebrüstet habe! — Meine Freunde werden wie vor und ehedem draußen sitzen im Lerchenfeld, und wenn sie eben nichts anders zu reden wissen, wird vielleicht einer fragen: Wißt Ihr nicht, wie es dem Frosch ergeht? Und ein Anderer antwortet: Nu, er wird kaum mehr große Sprünge machen, sein Gesicht ist schon in die hypokratische Larve umgewandelt; und ein Dritter (vielleicht der Tiefsinnigste) bemerkt: Ist doch ein sonderbar Ding das Sterben, und darauf

ſagt ein Vierter: Haſt Du ſchon die neue Poſſe geſehen — und da fangen ſie alle zugleich an von der neuen Poſſe zu reden, und haben auf Froſch und auf das Sterben und auf Alles miteinander vergeſſen, denn der Witz iſt luſtiger, als der Tod.

Heute ging ich mühſam in die Kapelle, um der Meſſe beizuwohnen; ich war vom Liede, welches die Schweſtern ſangen, tiefinnig ergriffen, je mehr die Schale des Naturlebens vermodert, ſich verdünnet und ihrem völligen Zerbrechen entgegengeht, deſto weniger lebt der Geiſt der Täuſchung, beſonders wenn er den Frieden gefunden, den die Welt nicht geben kann — was wäre ich jetzt ohne dieſen Frieden? Ein Verzweifelnder. Gott ſei Dank, daß ich es nicht bin! Die Hände der Schweſter, welche die Orgel ſpielte, dünkten mir zwei heilige Geſtirne, aus denen die Tonſtrahlen auf die Klaviatur ſtrömen, um durch die Wärme der Töne, das in Sünden erſtarrte Herz zu beleben.

Welch' ein himmelweiter Unterſchied, ein frommes Weib an einer Orgel, und ein leichtfertiges an einem Flügel ſitzen zu ſehen; die äußere Handlung des Spieles iſt analog, und doch welche Verſchiedenheit in der Geberde! Meine Gedanken waren während der Opferhandlung zerſtreut — aber wenigſtens nicht der Sünde zugewendet. — Wenn ich da in meinem Bette liege, um meinen Leib auf einen andern Schlaf vorzubereiten, habe ich oft die wunderlichſten Gedanken. Wenn ich die Geſtalten der Schweſtern ernſt und

würdevoll auf und niederwallen sehe, um zu helfen und zu trösten, da dünkt es mir, als sei ich nicht im verworrenen neunzehnten Jahrhundert, wo man die Philantropie mit den Lorbeeren und Rosinen schöner Redensarten in die Bücher, wie in Fäßer eingepöckelt hat, um sie aus den Herzen, in denen sie früher frisch und blühend unter dem Namen der christlichen Nächstenliebe wohnte, loszubringen. Die moderne Uhr, welche dort an der Wand hängt, beleidigt dann meine Augen, denn sie zeigt mir eine Zeit, die Schuld war (freilich nur zum Theile) an meinen Verirrungen.

Heute starb der alte Berliner; er muß eine gute Seele gewesen sein, und zeigte eine große Ergebung. Gestern trieb er noch die Lieblingsbeschäftigung seiner Zunge, nämlich: das Witzmachen. Ich konnte mich bei all' meinem eigenen Elende des Lächelns nicht erwehren, als er nach einer mühsamen, durch Husten unterbrochenen Schlachterzählung, die Bemerkung machte: Ich habe manchmal in meinem Leben gefochten, aber noch viel öfter davon verzählt, das Fechten ist schon lange vorbei, mit dem Verzählen wird's auch bald zu Ende gehen, und Männeken, ich hab' auch was Ehrliches gelogen, aber es war Alles für's Vaterland, und dadrum ist auch mein Gewissen nicht sehr beschwert. Als ihm nun sein anderer Nachbar sagte: Darüber könnt Ihr Euch trösten, was für's Vaterland geschah, mag das Vaterland auch verantworten; der Schlachten-Erzähler erwiederte ganz ruhig: Det is es ebend, wat ich meene.

So hab' ich auch den alten und getreuen Freund Thomas Rund noch vor meinem Tode gesehen! — Er weinte als er mich sah, und ich zum deutschen Händedruck ihm eine abgezehrte Hand hinreichte, als er mein im Zehrfieber wallendes Blut durch die Oberfläche der Haut zucken fühlte, welches wie tausend Hämmerlein an meine Todtenglocke schlaget. Wie sich die Engel freuen über eines Sünders Bekehrung, so freute auch er sich, der dem Hirten getreu geblieben, als ich es ihm sagte, daß mein geistiges Auge sich aufschloß, kurz ehedem mein leibliches brechen wird. Mit bebender Hand schreibe ich: Dank Dir, Du lieber Freund, für Deine Besuche und Dein langes Verweilen an meinem Sterbelager; Du glänzest mir wie ein Abendstern vor der Nacht des Todes, oder vielmehr wie ein Morgenstern vor dem neuen Leben!

Ich und Rund hatten eine gleiche Bildung — wir lasen in der Jugend dieselben Bücher, wenig gute und mehr schlechte, wie dieß der Bücher Verhältniß ist — er wurde ein Mann, und ich blieb ein Junge. Er hatte Männer an der Hand, die ihn lesen lehrten; ich las alleine, und lebte in meiner Einbildung, in mir blieb das Gift der Literatur sitzen. Man kann das Lesen nicht verwehren, aber man kann es lehren. — Der Gedanke an den Tod geht wie ein Faden durch alle meine andern Gedanken, nur so lang ich bete wird er mir tröstlich!

Oft habe ich als Knabe den Herrn um eine selige Sterbestunde gebeten, siehe, nun ist sie mir nach man-

chen Wirren und Irrthümern meines geistigen Lebens gewährt, und doch hält mich Furcht umfangen — aber wer sollte die Gerechtigkeit nicht fürchten?

Könnte ich es doch einem Jeden, dem Gott und Ewigkeit noch etwas mehr sind als leere Worte, sagen, daß es eine betrübte Sache sei, sich das Läuten der Andachtsglocke bis auf den Abend des Lebens aufzusparen.

So endet, die wenigen Zeilen ausgenommen, die weiter unten angeführt werden, das Tagebuch des Malers. Er bedauert es selber, daß er erst am Ende des Erdenwallens seinen Blick zur ewigen Zukunft hingewendet. Wie am Abende bisweilen die Sonne ihr glühend Roth vom Berge funkelt, in dessen Krater sie hinabzusinken scheint, so leuchtet auch oft der Strahl des geistigen Lebens, die Menschenseele in glühender Lohe am Lebensabend, ehe sie verschwindet aus dem irdischen Jammerthale; und wie die verlöschende Flamme über den noch glimmenden Docht hoch aufzuckt, ehe sie zum letzten Male herabkommt, um ihn noch zum Abschied zu küssen, und dann von ihm zu scheiden, so leuchtet auch die Seele hoch auf, ehe der hinfällige Körper in den Staub sinkt, und sie aufschwebt zum Lichte.

Dem Grundsatze getreu: Wer immer außer dem Hause ist, kommt nimmer zu sich; oder: Unter Men-

ſchen wird der Menſch nicht beſſer; oder: Die Einkehr in ſich ſelber führt zur Selbſtkenntniß, beſuchten Graf Tornaſol und ſeine Gemalin nicht ſehr häufig Geſellſchaften und Theater — und da nun Beide dieſem Principe gemäß, einſt am Abende mit einander ſprachen, bemerkte die Gräfin: Ich weiß nicht woher es wohl kommen mag, wenn ich jetzt Almoſen ſpende, oder überhaupt Geld zu irgend einem wohlthätigen Zwecke hergebe, ſo geſchieht es mit dem größten Widerwillen; es kann dieſe Empfindung nicht Geiz ſein, da ich für ganz unnöthige Dinge das Geld mit der größten Gleichgültigkeit weggebe. Darauf erwiederte der Graf: Ich weiß wohl ein Mittel, welches dieſe, der Nächſtenliebe ſo widerſprechende Gefühlloſigkeit aufzuheben vermag. — Und dieß beſteht? — In der Betrachtung des menſchlichen Elendes in der Nähe, z. B. im Beſuche eines Hoſpitales, oder einer darbenden Familie, wobei der Wohlthäter außer der Lehre die er empfängt, noch das Vergnügen hat, ſich als einen Engel des Lichtes betrachtet zu ſehen.

Am folgenden Tage beſuchte der Graf mit ſeiner Gattin das Haus der barmherzigen Schweſtern zu Gumpendorf, und bat daſelbſt die Oberin, ihn durch einen Krankenſaal zu führen, wo eben keine anſteckende Krankheit herrſche, denn ohne Zweck, bemerkte er, iſt es ja nicht nöthig, ſich einer Gefahr auszuſetzen. Sein Begehren wurde ſogleich erfüllt; als man zur Thüre des Saales kam, tönte ein kleines Glöcklein — die Oberin öffnete — es wurde eben einem, der dem

Tode ſich nahe fühlte, auf ſein eigenes Begehren die letzte Wegzehrung dargereicht — nachdem dieß geſchehen, ging man durch den Saal, die Gräfin blickte mit innigem Mitleid auf jenen Menſchen, der ſo bald hingehen mußte in den Tod, ohne es zu wiſſen, wer er er ſei. Nachdem den Beſuchern des Spitals auch die übrigen Theile des Hauſes, gezeigt worden waren, und die Gräfin ſich zu einem Gebete in der Kapelle niedergekniet hatte, wobei ſie auch Desjenigen gedachte, den ſie hatte im Todeskampfe ringen ſehn — entfernten ſich dieſelben mit dem durch die Seufzer der Elenden neu angefachten Geiſte der Wohlthätigkeit und Nächſtenliebe.

Froſch nahm mit matter Hand zum letzten Male ſein Tagebuch, und ſchrieb zitternd mit faſt unleſerlicher Schrift Folgendes:

Kaum war ich gekräftigt durch die Speiſe des Lebens, als die Gräfin Tornaſol mit ihrem Gemahl vor meinem Lager vorüberging — ſie kannte mich nicht, blickte mich aber an — ich hätte mich können offenbaren, und wollte es auch ſchon thun, aber nicht vielleicht aus der Urſache, um einige Worte des Mitleids zu erhaſchen, denn über die Thorheiten aller Sentimentalität erhebt mich der Weg, den ich jetzt zu wandeln habe; ſondern ich wollte mich aus einem gewiſſen inneren Drang zu erkennen geben, und ſagen: Kennen mich Euer Gnaden nimmer, ich bin Max Froſch. — Aber ich dachte mir gleich dazu: Weg mit jeder Tröſtung der Welt! Breche deinen Willen

Sterbe unerkannt! Herr, nimm dieſen kleinen Kampf als meine letzte Buße hin!

(An Herrn Falkenſteiner) Theilen Sie meine zu hoffende Erbſchaft würdigen Armen aus — Gott befohlen! Dank für alles Gute. Beten Sie für — — — —

Einige Tage nach der obigen Begebenheit trat Tornaſol mit einem Blatte der Wiener Zeitung in das Zimmer ſeiner Gemalin, und ſagte zu ihr: Du haſt den jungen Mann, der im Hoſpitale dem Tode nahe war, geſeh'n. Weißt Du, Roſa, wer er war?

Nun, wer ſollte es geweſen ſein? fragte die Gräfin.

Nimm und lies hier, erwiederte der Graf auf das Verzeichniß der Verſtorbenen deutend, und ſie las: Maxmilian Froſch, Maler, 28 Jahre alt, an der Lungenſucht, bei den barmherzigen Schweſtern zu Gumpendorf.

Ende.

PT 1828 .B58 G33 C.1
Des Genies Malheur und Gluck :
Stanford University Libraries

3 6105 041 022 091

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004